

Die Legenden von Leij

Alexander Sandmann

Impressum

Alexander Sandmann

c/o WirFinden.Es

Naß und Hellie GbR

Kirchgasse 19

65817 Eppstein

Deutschland

E-Mail: alexander.sandmann@gmx.at

© 2026 Alexander Sandmann

Alle Rechte vorbehalten. Ohne ausdrückliche schriftliche Genehmigung des Urhebers darf kein Teil dieses Werkes in irgendeiner Form vervielfältigt, verbreitet oder öffentlich zugänglich gemacht werden, soweit dies nicht gesetzlich zulässig ist.

Prolog

„Ich bin in diese Welt gefallen.“ Das war sein erster Gedanke, als er zu sich kam. Sein einziger Gedanke. Er blieb mit geschlossenen Augen auf dem Rücken liegen und versuchte zu erfassen, was er bedeutete, doch gleich einem Traum beim Erwachen verflüchtigte er sich in einem Nebel aus Ungreifbarkeit und Ungewissheit.

„Ich bin in diese Welt gefallen“, murmelte er daher, wie um ihn nicht zu verlieren, ihn in seinem Bewusstsein zu halten. Er versuchte, seine Sinne zu ordnen, seine Umwelt wahrzunehmen. Die Luft um ihn war frisch, er war im Freien, nicht in einem Raum, so viel war sicher, die Luft kühl, nicht kalt, ein leichter Lufthauch. Durch seine geschlossenen Lider hindurch konnte er immer wieder helle und dunkle Flecken wahrnehmen, wie in einem Licht-Schatten-Spiel. Ich liege unter einem Baum, dachte er, einem Baum ohne Blätter, dessen Äste sich im sanften Wind hin und her bewegen und diese Abfolge von Schatten und Licht verursachen. Durch seine Kleidung, die hauptsächlich aus Leder und Metall zu bestehen schien, konnte er den weichen Waldboden spüren, ein leichtes Rascheln verriet ihm, dass dieser mit den herabgefallenen Blättern des Baumes bedeckt war.

Er hörte Schritte. Nicht die eines Menschen, sondern jene eines Pferdes, das sich in langsamem Gang näherte. Er schlug die Augen auf, während er sich noch fragte, warum er ein Pferd alleine an den Geräuschen seiner Schritte erkennen konnte. Sah den grauen Himmel durch die kahlen Äste der hohen Bäume, ohne Tiefe, ohne Versprechen. Setzte sich mit einem Ruck auf, ließ den Blick über das braune Laub schweifen, das den gesamten Boden bedeckte, und die dünnen Äste, die es teilweise unter sich begruben. Betrachtete mit leichtem Unglauben die ungewohnt grobe Haut an seinen Handflächen, und mit größerem Unglauben das Langschwert, das neben ihm im Laub lag.

Das Pferd stand nun genau hinter ihm, er spürte es. Fühlte seine weiche Nase, als es ihn an der Schulter anstupste. Freundlich, vielleicht mit einer Spur Ungeduld, wie man sie einem Kind entgegenbringen würde, das wieder viel zu lange die Wunder der Welt betrachtete, anstatt seinen Eltern zu folgen.

Er stand auf und drehte sich zu dem Pferd. Es erschien ihm riesig, wirkte aber trotz seines pechschwarzen Felles nicht bedrohlich. Er berührte es an der Nase, eine selbstverständliche und vertraute Geste, über die er sich selbst wunderte. Das Pferd schnaubte, wie um ihn freundlich zu begrüßen, aber auch wieder darauf aufmerksam zu machen, dass er sich zu lange Zeit für seine Gedanken nahm. Er bückte sich, hob das Schwert auf, drehte es mit einer geschmeidigen Bewegung um das Handgelenk und durchschnitt mit schnellen Hieben die Luft, als hätte er das schon hunderte Male auf genau diese Art gemacht.

Ich gehöre nicht hierher, dachte er, und doch ist es richtig, hier zu sein.

Er schloss die Augen, atmete tief durch und öffnete sie wieder.

Etwas hatte begonnen.

Und er würde nicht warten.

1. Die Gefangene

Ich bin in diese Welt gefallen, dachte er, und fragte sich, warum ihm der Gedanke gerade in diesem Augenblick gekommen war. Jahre waren vergangen, eigentlich Jahrzehnte, seit er sich in dem kleinen Waldstück in der Nähe des Klosters von Laskeutuuvu, in etwa siebenzig Tagesritte nördlich seines aktuellen Standorts, wiedergefunden, und ihn dieser Gedanke zum ersten Mal gleichsam überfallen hatte.

Die Erinnerung an die Zeit davor war nach wie vor ausgelöscht, oder zumindest so gut wie. In manchen Nächten hatte er Träume, oder eher Visionen, von diesem Leben, das er davor gelebt hatte, konnte teilweise durch den Nebel der Träume Bilder vor sich sehen, doch er konnte sie nicht verstehen. Zu Beginn, in seinen ersten Jahren, hatte er sich bemüht, diese in seiner Erinnerung wachzuhalten, sofort nach ihrem Auftreten mit lauter Stimme zu beschreiben, wie um sie in sein Gedächtnis zu brennen. Doch irgendwann, nachdem diese Zeit vorübergegangen war, hatte er es aufgegeben und akzeptiert, dass er keine Vergangenheit hatte, keine Geschichte. Die Visionen hatten aufgehört, und er hatte sich auf die Suche gemacht, um den Grund seines Daseins zu entdecken.

Er dachte an die Mönche, die ihn nach seinem ‚Fall‘, wie er es nannte, als einen der Ihren aufgenommen, und sein Herz und seinen Glauben zu dem Einen, dem einzig wahren Gott, geführt hatten. Sie hatten ihn zum Gotteskrieger ausgebildet, und die Tatsache, dass er sowohl mit dem Schwert als auch mit dem Bogen umgehen konnte wie kaum ein Zweiter, hatte ihn glauben lassen, dass er darin seine Bestimmung gefunden hatte.

Nach Jahren hatte er die schützenden Klostermauern verlassen, und war gewandert. Hatte dem Norden den Rücken gekehrt, und an verschiedenen Orten des Westens gelebt. Hatte dem Einen weiterhin treu gedient, und in den zahllosen Schlachten und Kriegen, die den Westen prägten, für ihn gekämpft und getötet. Oft in der Aussichtslosigkeit des Kampfes geglaubt, dass nun auch der letzte Wimpernschlag seiner Existenz gekommen war. Doch war immer vom Schlachtfeld zurückgekehrt, und jedes einzelne Mal hatte er mehr fremdes als eigenes Blut auf seiner Haut getragen.

Es war nicht leicht gewesen, zumindest zu Beginn, immerhin waren es Männer aus Fleisch und Blut, die ihm gegenüberstanden hatten, und schließlich durch seine Hand gefallen waren. Doch waren es Ungläubige, Heiden, die den unmoralischen Verlockungen der alten Götter, der Vielen, anhängen, und so hatte er es von Schlacht zu Schlacht als treuer Diener des Einen, des einzig wahren Gottes, als immer einfacher empfunden, seiner Pflicht, die Ungläubigen ihrer letzten Gerichtsbarkeit zuzuführen, nachzukommen. Und schließlich hatte es ihn mit Stolz erfüllt, das Blut seiner Feinde zu sehen und nach der Schlacht auf seinem Körper zu tragen, es als Zeichen seiner Liebe zu dem Einen betrachtet, und sich darin bestätigt gesehen, seine Bestimmung in diesem Kampf gefunden zu haben.

Doch irgendwann war die Zeit der großen Schlachten vorüber gewesen. Nicht für die Menschen des Westens insgesamt, immer noch waren die Ungläubigen nicht besiegt, immer noch folgte ein

Krieg auf den nächsten, aber für ihn. Er konnte sich gut erinnern: An diesem einen Morgen in Cite-de-la-foi, nach seiner wohl größten Schlacht, hatte er sich von seinem Gebet zu dem Einen erhoben, war aufs Pferd gestiegen und einfach losgeritten. Er hatte die Freiheit des Heimatlosen genossen, ein zweifelhaftes Vergnügen zwar, aber dennoch, eine angemessene Möglichkeit der Selbstbestimmung. Erst war er ziellos herumgeritten, doch schließlich hatte es ihn in Richtung Süden gezogen. Nicht wie an einem Band, aber doch von dem unbestimmten Gefühl getrieben, dass es ihm im Innersten leichter wurde, wenn er in diese Richtung ritt. Dieses Gefühl hatte ihn zunächst aus den westlichen Königreichen hinaus, und zwei Jahreszeiten später in diese Gegend, gute zehn Tagesritte südlich von Sanpiere, der letzten großen Königsstadt des Südens, geführt, wo er sich daraufhin niedergelassen hatte. Nur an der Westküste verlief eine unbedeutende Nebenstraße zur Südspitze des Kontinents, ansonsten handelte es sich um eine Ödnis – ein leeres, wildes Land, in dem nur Ruinen von einstigen Siedlungen zeugten, dazwischen wenige Bauern in kleinen Dörfern, Tagesritte voneinander entfernt. Und die Mori, ein staatenloses, kulturloses Volk, hatten in wenigen Clans hier gelebt, sich aber weniger durch jegliche Leistungen als durch gelegentliche Überfälle auf Handelskarawanen oder einzelne Reisende bemerkbar gemacht. Dies aber nur bis zu jenem Zeitpunkt, an dem er begonnen hatte, sich in diese Überfälle einzumischen, und die Überfallenen zu verteidigen. Viele Mori, die völlig ungeordnet und schlecht bewaffnet angriffen, hatten dies mit ihrem Leben bezahlt, der Rest war nach und nach geflohen. Gut zwei Jahre waren seit dem Verschwinden des Letzten nun vergangen, seitdem hatten nur vereinzelte Gesetzlose versucht, an der Straße Fuß zu fassen, doch in der Regel bereits die Flucht ergriffen, wenn sie ihn, komplett in Schwarz gekleidet, auf seinem riesigen schwarzen Pferd herankommen gesehen hatten.

Er war dabei, über seine Motive, die ihn vom Gotteskrieger, wie er sich selbst mit so großem Stolz bezeichnet hatte, zu dem, was er jetzt war, gemacht hatten, zum wohl hundertsten Mal nachzusinnen, doch schüttelte dann diese Gedanken ab. Jetzt, wo er kurz nach Sonnenuntergang am Rand über dieser gut zwanzig Pferdelängen langen und breiten Senke lag, musste er sich konzentrieren. Es stand ein Kampf bevor, und es lag an ihm, ihn zu beginnen, bis hierhin waren die Rollen klar verteilt. Aus seinem Gesichtspunkt heraus, seine Gegner hatten ihn weder entdeckt, noch wussten sie von seiner Existenz, er konnte somit den richtigen Zeitpunkt abwarten und die richtige Taktik wählen. Sein Vorteil.

Sein Nachteil – die Gegner waren in der Überzahl. Acht Männer, deren Abstammung er nicht zuordnen konnte, gegen ihn alleine. Alle acht von überdurchschnittlicher Größe, mit Langschwertern und Speeren bewaffnet. Die Hoheitszeichen, die sie auf ihren Gewändern trugen, waren ihm unbekannt und zeugten weder von großem Einfallsreichtum, noch waren sie mit besonderer Sorgfalt ausgeführt, somit, so seine Schlussfolgerung, musste es sich um eine Gruppe von Söldnern handeln. Er konnte nicht anders, als sie zu verachten. Zu töten war zwar einerseits ein Handwerk wie jedes andere, das gelernt, gepflegt und sachkundig verrichtet werden musste, andererseits aber auch eines, das nur im Bewusstsein einer höheren Berufung ausgeübt werden sollte, nicht nur aus Sucht nach materiellem Wohlstand oder reiner Gier. Ihm fiel sein Handwerk leicht, da er es im Sinn einer gerechten Sache ausführte, und wenn er gegen Menschen dieses Schlages kämpfen konnte, gleich noch einmal leichter. Kurz vor Sonnenuntergang waren sie mit

Pferden gekommen, schienen den Ort nicht zufällig gewählt, sondern bereits für ihre Zwecke vorbereitet zu haben. Sie hatten eine Gefangene, die sie zunächst unsanft von einem der Pferde in den Staub herabgestoßen, und dann unter verächtlichem Lachen an ihren an den Handgelenken gefesselten Händen zu einem verdorrten Baum am Rand der sonst kahlen Senke geschliffen, ihr dort die Hände grob nach oben, über ihren Kopf gerissen und mit einem weiteren Seil an einem Ast festgebunden hatten.

Danach hatten sie sie ignoriert und sich ums Feuer gesetzt, möglicherweise um ihr Zeit zu geben, die Aussichtslosigkeit ihrer Lage anzuerkennen, welchen Zweck das auch immer haben mochte. Er versuchte ihre Gespräche zu verstehen, was aufgrund der geringen Distanz von vielleicht zehn Pferdelängen zwischen den Männern und seinem Versteck ohne Schwierigkeiten möglich hätte sein sollen, doch waren ihre Worte für ihn schwer verständlich. Sie sprachen die Sprache des Westens, keine Frage, aber in einem Dialekt, der für ihn grob und gemein klang, und dessen Herkunft er nicht lokalisieren konnte. Auf irgendeine Art schien es um eine politische Frage zu gehen, die das Volk der Auftraggeber der Männer – eine Bestätigung dafür, dass sie diesem nicht angehörten, sondern nur unter dessen Sold standen – von dem Volk der Gefangenen trennte.

Er vergewisserte sich kurz der Lage seiner Pfeile und jener seines Bogens. Gegen eine Übermacht konnte er keinen Wimpernschlag verschwenden, jeder Handgriff würde perfekt sitzen müssen. Er strich über die Feder des ersten Pfeiles und war zufrieden. Selbst wenn er in diesem Moment erblinden würde, hätte er kein Problem, ihn zu finden und mit tödlicher Präzision abzufeuern.

Er hatte aufgehört, den Männern zuzuhören. Die letzte politische Idee – wenn man diese so nennen wollte – hatte ihn in den Bürgerkrieg von La'a geführt, in dessen entscheidender Schlacht er wohl – vorsichtig geschätzt – mit Bogen und Schwert über einhundert Männer in einen sinnlosen Tod geschickt hatte. Eine Vielzahl weiterer Kriege und Schlachten, die zu einem ähnlichen Ergebnis führten, waren in seinem Leben gefolgt. Doch nun interessierten ihn die Machtkämpfe, die die Völker des Westens beständig im Namen des Einen – oder eben im Namen der Vielen – untereinander ausfochten, nicht mehr. Hier, in der Ödnis, empfand er es als seine Aufgabe, in jedem Kampf die Angegriffenen, Schwachen zu unterstützen, und die Gunst in ihre Richtung zu drehen, ihr Überleben zu sichern, und jenes der Aggressoren zu beenden. Und selten waren die Rollen so klar verteilt wie hier. Acht große, bewaffnete Männer auf der einen, eine unbewaffnete, noch dazu gefesselte Frau auf der anderen Seite.

Er ließ den Blick zu ihr schweifen. Auch sie war in etwa zehn Pferdelängen von ihm entfernt, genau wie von den Männern, als hätte sie ein Gelehrter in dieser schönen geometrischen Form des gleichseitigen Dreiecks aufgestellt. Er musterte sie, begann bei den dunklen, langen Haaren. Verharnte auf den großen, braunen Augen, die zwar etwas Angst, aber vor allem Kraft, Kampfgeist und sture Unbeugsamkeit ausstrahlten. Vom linken Ohr bis unter die Nase hatte sie einen Schnitt, aus dem sie noch leicht blutete, an der rechten Wange einige tiefere Kratzer, auf denen das Blut bereits verkrustet war. Leicht aufgesprungene, volle Lippen und ein aufgeschürftes Kinn. Dennoch, ein Gesicht von einer feinen Anmut, die er noch selten gesehen hatte.

Sein Blick rutschte tiefer, ehe er es verhindern konnte. Er holte ihn zurück – nicht hier, nicht bei einer Wehrlosen, doch ein Bild war geblieben. Die Frauen des Westens trugen gewöhnlich, Moral

und Anstand folgend, weite Gewänder, die alles Sehenswerte – aber Unaussprechliche – verhüllten und nur sanft andeuteten. Anders als sie. Sie war nicht besonders groß, ihre Gewänder waren einfach und knapp geschnitten, der Stoff jedoch feiner als alles, was er seit langer Zeit gesehen hatte. Sie trug ein eng anliegendes Oberteil, das nur von zwei schmalen Trägern über den Schultern gehalten wurde, und um die Hüften nicht mehr als ein langes Tuch, das bis zu den Knöcheln hinunterreichte und auf der linken Seite offen blieb. Kleidung einer Güte, die nicht für seinesgleichen bestimmt war, und ganz sicher auch nicht für den Staub dieser Senke.

Sie muss eine Leij sein, dachte er, obwohl er noch nie zuvor eine gesehen hatte. Ein Mitglied jenes sagenumwobenen Volkes, das die von einem hohen Gebirge abgeschirmte, sichelförmige Bucht an der Südspitze des Kontinents bewohnte. Obwohl die Stadt Leij nur zwei oder drei Tagesritte von hier entfernt lag, war er bisher weder dort gewesen, noch war ihm je eine Bewohnerin oder ein Bewohner des Volkes begegnet. Kaum jemand hatte jemals einen oder eine Leij gesehen, sie lebten in der selbstgewählten Abgeschiedenheit, die ihnen die Geografie ihres Landes ermöglichte. Händler und Boten kamen nur bis an ihre Grenzen, und traten nur mit wenigen Abgesandten in Kontakt. Dennoch – oder vielleicht auch gerade deshalb – sprachen die Völker des Südens und des Westens nur verächtlich, hinter vorgehaltener Hand, von ihnen. Die Leij seien ungläubig, hieß es. Hingen weder dem Glauben an die alten Götter, noch dem Glauben an den Einen an. Sie interessierten sich mehr für die schönen Künste als für harte, ehrliche Arbeit. Und sie seien unmoralisch, und verhüllten ihre Körper nicht im ausreichenden, allgemein als anständig empfundenen Maß.

Gut, zumindest Letzteres konnte er auf den ersten Blick bestätigen. Vor noch kurzer Zeit hätte er sich wohl dafür geschämt, dass ihr Anblick nur das Gegenteil von negativen Gefühlen in ihm hervorrufen konnte, in diesem Moment jedoch nicht. Der Eine hatte sie in ihrer Vollkommenheit erschaffen, so wie jeden anderen Menschen auch. Warum sollte er, der seinem Gott so lange so treu gedient hatte, nicht auch dessen Werk wohlwollend betrachten dürfen?

Der Gedanke hielt keinen Wimpernschlag lang. Sie blutete, sie war gefesselt, und die Männer am Feuer saßen zwischen ihr und ihrem Leben. Was er sich hier zurechtlegte, hätte jeder dieser Männer sich genauso zurechtlegen können.

„Leij? Von dort kommen die schönsten Frauen des gesamten Westkontinents!“, erinnerte er sich plötzlich an die Worte eines Kameraden aus seiner Zeit als Soldat, denen er damals nicht allzu viel Bedeutung beigemessen hatte und die hier, angesichts des Blutes in ihrem Gesicht, nur noch dumm klangen. Und ohnehin, egal über welche Stadt in egal welcher Armee gesprochen wurde, es fand sich immer jemand, der sagte, dass genau von dort die schönsten Frauen kommen würden. Er sah nochmals zu der Gefangenen hin. Sie war als schön zu bezeichnen, das wollte er gar nicht anzweifeln, aber es war nicht ihr Aussehen, das ihn beinahe aus seinem Versteck heraus in ihren Bann zog. Da war etwas anderes, das er nicht benennen konnte, das es ihm aber beinahe verunmöglichte, seinen Blick von ihr zu lösen.

Er lenkte sich ab, indem er versuchte, sich an den Namen jenes Kameraden zu erinnern, der – wenn ihn seine Erinnerung nicht trog – kurz darauf auf besonders tragische Art gefallen war: durch einen Angriff der eigenen Leute, die sie für feindliche Späher hielten. Wie viele Männer,

die an seiner Seite kämpften, hatte er im Verlauf seines Lebens wohl bereits sterben gesehen? Würde er sie noch erkennen, wenn sie an dem Tag, an dem er vor den Einen treten würde, die linke Seite des Spaliers auf seinem letzten Weg bildeten?

Unwichtig, dachte er, zumindest im Moment, wenngleich es geklappt hatte, und er den Blick von ihr hatte lösen können. Er würde in den kommenden Tagen, an denen wieder die Einsamkeit neben seinem Pferd sein einziger Begleiter sein würde, genug Gelegenheit haben, darüber nachzudenken. Wenn er den heutigen Abend überleben sollte – denn der Zeitpunkt einzugreifen rückte näher, es kam Bewegung in die Menschen in der Senke, er konnte spüren, wie sich die Stimmung änderte. Er spannte jeden Muskel an, um sich in Bereitschaft zu versetzen, auch wenn er nach wie vor keinen Plan hatte, wie er vorgehen würde. Acht Männer dieses Schlages waren zu viel für ihn. Auch wenn er aus dem Hinterhalt schießen und die Überraschung auf seiner Seite sein würde, mehr als drei von ihnen würde er unmöglich töten können, bevor sie sein Versteck enttarnten, und es zum Schwertkampf überging. Und der war alleine gegen fünf Gegner aussichtslos. Egal wie ehrenhaft ein Angriff von ihm zum jetzigen Zeitpunkt wäre, der Gefangenen wäre auch durch seinen sicheren Tod nicht geholfen. Aber es hatte schon bei früheren Ereignissen Momente gegeben, wo er sich hatte eingestehen müssen, den Schwachen nicht helfen zu können. Hatte in diesen Momenten das letzte Gebet zum Einen gesprochen, und ihn gebeten, ihm in seinem letzten Atemzug nur für die Dauer eines Wimpernschlages den Grund seiner Existenz zu offenbaren. Und hatte dann stets angegriffen, und war immer mit seinem Leben davongekommen, nur die Schwachen hatte er nicht jedes Mal retten können. Eine Ironie, dachte er. Er, der stets dazu bereit war, vor seinem Schöpfer zu stehen, musste den letzten Weg nie antreten, jene, die nicht dazu bereit waren, viel zu oft.

Heute war etwas anders, das spürte er. Sowohl die Gefangene als auch er selbst mussten diese Nacht überleben. Warum wusste er nicht, aber es war auch nicht seine Aufgabe, das zu wissen. Es war seine Aufgabe, entsprechend zu handeln.

Er legte den Pfeil in die Sehne, spannte diese aber noch nicht. Er musste weiter abwarten.

Einer der Männer, nach seinem Habitus zu urteilen der Anführer der Gruppe, war aufgestanden, schritt langsam auf die Gefangene zu, und blieb nur etwa eine Armlänge von ihr entfernt stehen. Auch die anderen Männer erhoben sich, und stellten sich hinter ihm im Halbkreis auf. Ganz offensichtlich sollte das die Gefangene noch weiter einschüchtern.

Er ließ den Blick wieder zu ihr schweifen. Trotz ihrer klaren Unterlegenheit schien jede Spur der Angst aus ihrem Blick gewichen und hatte einer trotzig Unbrechbarkeit Platz gemacht. Es wirkte, als wüsste sie natürlich, dass sie verloren hatte, gleichsam verloren war. Aber auch gewillt war, das Spiel nach ihren Regeln zu beenden, ganz egal wie redlich oder unredlich ihr Gegner es spielte.

„Letzte Warnung“, hörte er den Anführer sagen. Er sprach die Sprache des Westens nun klarer und deutlicher, wie um sicherzugehen, dass seine Gefangene ihn verstand. „Entweder du redest jetzt, oder du wirst dir den Rest deines Lebens wünschen, es getan zu haben. Wobei der Rest“, er

drehte sich halb um und sah in sein Gefolge, „in dem Fall wohl nicht mehr allzu lange andauern wird.“ Die anderen Männer lachten wie auf Kommando.

„Ich bin eine einfache Reisende.“ Sie sprach leise und bestimmt, betont selbstsicher. Er konnte dennoch eine leichte Unsicherheit aus ihr heraushören – aber wen sollte das angesichts ihrer Lage auch wundern. Ihre Stimme zog ihn seltsam in ihren Bann, und er spürte irgendwo, tief in seinem Inneren, einen Stich. „Und mehr habe ich dazu nicht zu sagen. Ich bin nicht die, die ihr zu finden glaubtet. Ihr könnt mich nun gehen lassen.“

Für einen kurzen Moment glaubte er, ihre Ansprache hätte den gewünschten Erfolg, doch natürlich war das nur eine Illusion. Die Männer lachten. Der Anführer ging noch einen halben Schritt auf sie zu. „Du hast es nicht anders gewollt, Vahiri.“ Er drehte sich wieder halb um, sprach drei Worte und sah nacheinander drei der Männer an, vermutlich hatte er sie einfach beim Namen genannt. „Ihr reitet jetzt nochmal runter zur Straße, und dann nordostwärts in einem größeren Bogen zurück. Ich kann mir einfach nicht vorstellen, dass sie ihr“, er unterbrach sich und sah die Gefangene verächtlich an, „Goldstückchen alleine auf die Reise schicken. Auch wenn die im Süden nicht kämpfen können, ich mag keine Überraschungen.“ Er lachte dreckig, als ob er einen besonders guten Scherz gemacht hätte.

Auch die anderen Männer lachten. Nur einem war der Unmut über den Befehl ins Gesicht geschrieben. „Ihr vergnügt Euch, während wir die Drecksarbeit machen, schönen Dank.“

„Macht, was ich befehle!“, schrie der Anführer ihn an. Senkte die Stimme und sagte etwas leiser: „Ihr kommt schon noch auf Eure Kosten. Wir lassen sie lange genug am Leben, damit auch Ihr auf Eure Kosten kommt, versprochen.“ Er lachte dreckig. „Aber vielleicht beeilt Ihr Euch lieber ein bisschen, wer weiß, was die feine Dame so aushält.“

Die drei Männer schwangen sich auf die Pferde und ritten los. Die Straße lag in Hörweite, zumindest was Kampflärm mitten in der Nacht betraf, dachte er in seinem Versteck, während er die Sehne des Bogens in leichte Spannung versetzte. Dennoch – viel besser, als er zu hoffen gewagt hätte, es wäre die beste Möglichkeit, die er bekommen würde. Er ging seinen Plan, den er gerade angesichts dieser Wendung gefasst hatte, nochmals im Kopf durch, während der Anführer wiederum schnellen Schrittes auf die Gefangene zuing. Er wäre der Erste, der sterben würde, die Nummer eins. Der Anführer musste immer zuerst getötet werden. Die Unsicherheit und die darauf entstehende Unklarheit der Machtverhältnisse beziehungsweise der neuen Befehlsfolge würde ihm einige Wimpernschläge wertvoller Zeit schenken. Der Zweite der Männer würde sterben, bevor er die Lage richtig einschätzen konnte. Er streifte die Männer kurz mit den Augen. Nummer zwei war gewählt. Wenn Nummer zwei fiel, würden die verbliebenen drei Männer die Richtung ausmachen, aus der die Pfeile gekommen waren. Bevor sie loslaufen würden, hätte er bestenfalls noch die Zeit, einen Dritten mit einem Pfeil niederzustrecken, wahrscheinlich musste er ihn schon im Lauf treffen. Nummer drei würde er demnach aus dem Augenblick heraus auswählen, und ganz einfach denjenigen nehmen, der am nächsten an ihm dran war. Eine weitere Vorhersage war schwierig, aber er würde dann das Schwert ziehen und aus seinem Versteck hervorspringen. Den Vorteil, dass er vom Rand in die Senke hinunterspringen konnte, im Idealfall nutzen, und einen der Männer im Sprung per Fußtritt zu Boden befördern. Was ihm dann entweder

die Zeit geben würde, den Fünften zu erstechen, bevor er eins gegen eins wieder zum Vierten ging. Oder, im noch besseren Fall, der Vierte durch den Tritt oder eine unglückliche Landung das Bewusstsein verlieren würde, sodass er sich für Nummer fünf noch mehr Zeit lassen könnte.

Ein Eins gegen Eins oder auch ein Eins gegen Zwei war auf jeden Fall mit hoher Wahrscheinlichkeit machbar. Wie auch immer, der erste Pfeil würde entscheidend sein. Er musste ihn einerseits so spät wie möglich abfeuern, damit der Todesschrei der Nummer eins von den drei Männern, die zur Straße ritten, im Idealfall gar nicht, zumindest aber zu spät zum Eingreifen gehört wurde. Andererseits konnte er nur so lange warten, wie die körperliche Unversehrtheit der Gefangenen gewahrt blieb. Der Zeitpunkt seines Angriffs war somit von außen vorgegeben, er musste ihn nur erkennen und entsprechend reagieren. Er atmete tief durch. Zwei Augenblicke lang atmete er ein, vier Augenblicke lang aus, wie es ihm ein alter Kommandant vor seiner ersten Schlacht beigebracht hatte, als er ihn beruhigen wollte. Wie lange das bereits her war. Und wie oft er diese Atemübung seitdem schon durchgeführt hatte.

Die Nummer eins stand nach wie vor vor der Gefangenen. Er hatte die Gespräche ausgeblendet, konnte aber anhand der Körpersprache feststellen, dass sie immer heftiger wurden. Er schloss kurz die Augen. Spannte den Bogen. Öffnete sie. Nummer eins riss der Gefangenen gerade mit einer schnellen Bewegung das Tuch von den Hüften. Mit einer zweiten die schmal geschnittene Hose, die wohl als Untergewand diente. Die Gefangene stand nun vom Nabel abwärts nackt da, versuchte weiterhin, den Blick möglichst kühl wirken zu lassen, was ihr aber nicht mehr vollständig gelang. Zu offensichtlich war, wie es von nun an weitergehen würde. Er konnte hinter der erhabenen Fassade die Furcht in ihren Augen sehen, konnte ihre Angst spüren. Sah, wie die Nummern lachten, konnte aber nichts mehr außer den Schlag seines eigenen Herzens in seinen Ohren hören. Ein lautes, dumpfes, aber auch kontrolliert gleichmäßiges Pochen. Zwei Augenblicke lang ein-, vier Augenblicke lang ausatmen. Nummer eins drehte sich wieder zur Gefangenen. Fasste sie mit der rechten Hand knapp unterhalb des Kinns, wie um ihr Gesicht in einer Machtdemonstration nach oben zu drehen. Sie zu zwingen, ihm in die Augen zu sehen. Seine linke Hand war in einer ausholenden Bewegung hin zu ihrer Hüfte, und würde wohl, wenn sie diese vollenden könnte, zwischen ihren Beinen landen.

Jetzt, dachte er, und ließ die Sehne des Bogens los.

Für den halben Wimpernschlag, den der Pfeil brauchte, um sein Ziel zu erreichen, suchte ihn wie aus dem Nichts eine seiner vergessenen geglaubten Visionen wieder heim. Er saß in einer großen Halle, mit vielen anderen Männern und Frauen. Keinen Kriegern, zu leicht und zu unpassend für den Kampf waren sie gekleidet. Auch er selbst trug einen feinen, sehr angenehmen Stoff, der aber wohl die ersten Augenblicke eines Kampfes nicht überstehen würde. Sie saßen an weißen Tischen, die quer durch die Halle verteilt standen, jeder alleine an seinem. Und jeder von ihnen starrte in eine etwa eine Unterarmlänge hohe und eine Armlänge breite Lichtquelle.

Er schüttelte die Vision ab. Jahre – Jahrzehnte – war er nun von ihnen verschont geblieben, und genau in diesem Moment drohten sie ihn abzulenken. Der Pfeil erreichte sein Ziel und traf die Nummer eins wie beabsichtigt zwei Finger breit unterhalb des Kieferknochens, genau in jene Ader im Hals, an der man den Schlag des Herzens am besten fühlen konnte, und durchbohrte ihn.

Ein schneller Tod, zu schnell, um seinem Mörder einen überraschten oder gar verbitterten Blick zuwerfen zu können. Wohl auch zu schnell, um je nach Glauben den alten Göttern oder dem Einen ein Stoßgebet zu schicken. Aus den Augenwinkeln nahm er noch den Blick der Gefangenen wahr, in dem nun endgültig nichts mehr von der bisherigen Kontrolliertheit, sondern nur mehr das reine Entsetzen lag. Egal, er konnte sich im Moment nicht mit ihr befassen. Die nächsten Pfeile folgten. Nummer zwei und Nummer drei wurden wie von ihm geplant mitten in die Brust getroffen, die sie ihm – freundlicherweise, wie er in einer dunklen Ecke seines Herzens dachte – zugewandt hatten, um zu ergründen, woher der erste Pfeil gekommen war. Beide Pfeile schlugen jeweils mit jenem satten, ganz typischen Geräusch ein, das durch das Durchbohren einer Lederschicht und eines Brustbeins eben entstand. Auch sie würden nicht lange im Todeskampf liegen, vor allem aber – und das war das Wesentliche – zu keiner weiteren Kampfhandlung mehr fähig sein.

Wie erwartet stürmten Nummer vier und fünf nun direkt auf ihn zu. Der Abstand für das Abfeuern weiterer Pfeile war bereits zu gering. Er stand mit einer raschen, gleichzeitig geschmeidigen und ruhigen Bewegung auf, warf dabei den Bogen zur Seite, griff nach dem Schwert und sprang in die Senke. In seinem Sprung verfehlte er allerdings Nummer vier, wodurch er nun beiden verbliebenen Nummern gegenüberstand. Er schätzte die Lage für einen Augenblick neu ein. Nicht wie erhofft, aber so war es eben. Einer gegen zwei, dafür hatte er einige Lösungen parat. Er nahm wahr, dass die Nummern ein Stück zu nahe nebeneinanderstanden. Eine instinktive Aufstellung verunsicherter Kämpfer, das wusste er aus seiner Erfahrung, die durch ihre gegenseitige Nähe eine Art Sicherheitsgefühl fanden. Eine tödliche Fehleinschätzung, wie sich in diesen Lagen so gut wie immer zeigte.

Er nutzte ein kurzes Zögern der Nummern, warf sein Schwert mit einer Bewegung hoch in die Luft, woraufhin beide nicht anders konnten, als dem mit ihren Blicken zu folgen. Auch das klappte eigentlich jedes Mal. Er sprang mit einem Satz nach vorne, zog im Sprung die zwei kurzen, spitzen Dolche, die er in Halftern an den Hüften trug, hielt einen in der linken, einen in der rechten, und stieß sie den Nummern mitten ins Herz. Und ließ somit auch ihnen keine Zeit für lange Abschiedsgedanken oder Gebete.

Das Schwert fiel scheppernd zu Boden, er atmete durch. Zog die Dolche aus den Nummern. Er hatte die fünf innerhalb weniger Augenblicke besiegt, doch noch war nichts gewonnen, das wusste er. Der Lärm des Tötens war mit Sicherheit bis zur Straße hin zu hören gewesen.

Er schritt schnell auf die Gefangene zu, einen der blutigen Dolche immer noch in der rechten Hand. Ihr Blick war nun voller Anspannung, sie schien die Wendung in der Geschichte noch nicht richtig einordnen zu können. Mit einer schnellen Bewegung durchtrennte er den Strick, der zum Ast führte. Griff mit der Linken ihre Hände und besah dann die Fessel an ihren Handgelenken. Diese war fachmännisch angelegt, ihre Unterarme wurden ohne Abstand zueinander gepresst, was zur Folge hatte, dass er sie in der Eile nicht durchschneiden konnte, ohne sie zu verletzen. Er beschloss daher, die Fessel für den Moment oben zu lassen, und sie nicht davon zu befreien. Für einen Moment sah er ihr tief in die großen, dunkelbraunen Augen, und musste kurz gegen die nächste Vision ankämpfen. Überwand sie und drehte sich schnell weg, als er ihre Verständnislosigkeit, warum er sie nicht endgültig von den Fesseln befreite, erkannte. Vermutlich

würde sie den Sachverhalt nun falsch deuten, aber daran war nichts zu ändern. Er hatte keine Zeit. Sie hatten keine Zeit.

Er pfiff, hörte wie zur Bestätigung ein kurzes Wiehern, im nächsten Moment stand sein großes, schwarzes Pferd vor ihm. Er machte eine schnelle, zum Tier deutende Kopfbewegung in Richtung der Gefangenen, die immer noch mit verständnislosem Blick, und vom Nabel abwärts nackt vor ihm stand. Merkte, dass sie zwar verstand, sie aber den Rücken des großen Tieres nicht ohne seine Hilfe erreichen konnte. Er griff nach ihr, doch sie rührte sich nicht.

Sah ihn nur an, ruhig und ohne jede Eile, als hätten sie alle Zeit der Welt, und als wären nicht drei ihrer Peiniger noch am Leben und längst auf dem Rückweg. Dann wanderte ihr Blick für die Länge eines Wimpernschlags hinunter zu dem Tuch, das wenige Schritte entfernt im Dreck lag, kam wieder zu ihm herauf, und blieb.

Er verstand. Es war keine Bitte gewesen. Es waren die Bedingungen, unter denen sie bereit war, sich retten zu lassen. Er holte das Tuch und band es ihr notdürftig um die Hüften, wobei er versuchte, dabei so gut es ging an ihr vorbeizusehen. Die Zeit mochte knapp sein, jeder vergeudete Augenblick konnte ihnen das Leben kosten, und doch fiel ihm auf, dass er nicht einen Atemzug lang erwogen hatte, sich ihrem Willen zu widersetzen.

Er gab ihr nochmals mit dem Kopf zu verstehen, dass sie nun aufsitzen sollte und half ihr, wobei er sie an ihrem Oberschenkel angreifen musste, und sie dann schnell hinaufwarf, bevor die Verlegenheit sich in ihm breitmachen konnte. Lief durch die Senke und hob sein Schwert und seinen Bogen auf, schwang sich ebenfalls aufs Pferd, kam hinter ihr zu sitzen, streichelte kurz über die Seite des mächtigen Hauptes des Tieres und sagte: „Aturo. Los.“

* * *

Bereits wenige Momente nach Verlassen der Senke merkte er, dass sie verfolgt wurden. Hörte Huftritte von drei Pferden, und die Schreie der drei dazugehörenden Männer, die den anderen fünf zur Hilfe eilen wollten, aber zu spät gekommen waren. Hörte die Schreie ihrer Überraschung und Verärgerung, die sie ausstießen, als sie ihre toten Kameraden fanden. Hörte, wie sie zur Verfolgung schrien.

Die Gefangene saß vor ihm, und versuchte, sich möglichst dicht an den Kopf des Pferdes zu drücken, während sie die Beine zusammenpresste, um mehr Halt zu bekommen. Er bemühte sich, ihr zusätzlich Halt zu geben, da sie ihre Arme aufgrund der Fessel immer noch nicht richtig benutzen konnte.

In Gedanken versuchte er, ihre Aussicht zu entkommen möglichst unvoreingenommen einzuschätzen. Aturo war eines der schnellsten Pferde, das er je zu Gesicht bekommen hatte, dennoch waren sie im Nachteil, da sie den Weg im schwachen Mondlicht zu suchen hatten, während ihre Verfolger nur ihren gut sichtbaren Spuren folgen mussten. Er drehte sich immer wieder nach hinten, um die Veränderung des Abstands zu den Verfolgern so gut wie möglich einzuschätzen. War kurz davor, ein Stoßgebet zu dem Einen abzusetzen, doch unterließ es. Er wagte es schon seit längerem nicht mehr, den Einen in Notsituationen um Hilfe zu bitten. Der

Glaube an seinen Gott musste rein und ohne den geringsten Zweifel sein, das Vertrauen größer und absoluter als jenes eines neugeborenen Kindes zu seiner Mutter. Vor seinem inneren Auge konnte er die Mönche von Laskeutuuva sehen, die ihn vor langer Zeit aufgenommen, ihn dies gelehrt und zu seinem Glauben geführt hatten. Doch zwischen den Mönchen und dem heutigen Abend lag ein Leben. Ein Leben voller Zweifel, die ihn in seiner selbstgewählten Einsamkeit immer wieder überkamen. Zweifel, die der Eine spüren, und seine Gebete daher nicht erhören würde.

Der Abstand verringerte sich, es war nicht zu leugnen, der Versuch zu entkommen würde somit mit hoher Wahrscheinlichkeit scheitern. Tapferkeit und der Glaube, jede Lage nur mit genug Einsatz meistern zu können, das hatte bereits viele gute Krieger je nachdem, wie wahrhaft der Eine ihren Glauben beurteilte, in die ewige Dunkelheit oder in das ewige Licht geschickt. Diesen Fehler würde er nicht machen. Am Schlachtfeld ging es nicht um Tapferkeit, es ging vielmehr um kühle Berechnung, die rein auf Tatsachen beruhende Einschätzung der Überlebensmöglichkeit und die Wahl jenes Weges, der mit der höchsten Wahrscheinlichkeit ein Weiterleben ermöglichte. Denn in Wahrheit ging es doch im Kampf nur ums Überleben, und nur dieses brachte dann den Sieg – auch ein beliebter Denkfehler, der schon vielen Kriegern das Leben gekostet hatte, die stattdessen auf ihren eigenen Heldenmut gesetzt hatten. Wie auch immer, ihre Überlebenschance war, wenn er nicht reagierte, sondern einfach weiterritt, nicht besonders hoch – und das zu verleugnen würde am heutigen Tag nicht nur sein Leben kosten.

Sie ritten am Waldrand entlang, um eine Biegung herum. Er kannte die Stelle natürlich, so wie er die ganze Gegend hier kannte, und hatte bereits auf sie gewartet. Hier würden sie die beste oder eigentlich einzige Gelegenheit finden, ihr Überleben zu sichern. Er gab Aturo das Zeichen zum Stopp, dem dieser sofort Folge leistete, sprang vom Pferd und half der wiederum mehr als überraschten Gefangenen herunter. Deutete ihr mit einer Geste, sich im Gebüsch zu verstecken und flüsterte ein Kommando in Aturos Ohr, woraufhin das Pferd wieder in den Galopp ging, und den Wald entlang weiterritt. Zufrieden ging er selbst in Deckung, das Ganze hatte nur wenige Atemzüge lang gedauert.

Augenblicke darauf konnte er die Verfolger hören. Wie erwartet waren es genau jene drei Männer, die nochmals zur Straße hinabgeschickt worden waren, auf ihren Pferden. Er duckte sich noch ein Stück weiter ins Gebüsch, und ließ sie nur in etwa einer Armlänge Entfernung an sich vorbeireiten. Unmittelbar danach trat er aus dem Schatten. Die Männer ritten eng nebeneinander und entfernten sich rasch. Kurz war er versucht, den Kopf über diese offensichtliche Dummheit zu schütteln, doch er musste schnell handeln und diese auch ausnutzen, ansonsten wären sie außer Reichweite. Für einen Moment schloss er die Augen. Der Mittlere würde Nummer sechs sein. Es hatte keine große Bedeutung, aber der Schrecken wäre für Nummer sieben und acht um eine Idee höher, wenn der Pfeil in den Mann unmittelbar neben ihnen einschlug, als wenn noch ein anderer dazwischen wäre – und somit musste es der Mittlere sein.

Er spannte die Sehne und ließ los. Der Pfeil traf Nummer sechs genau zwischen den Schulterblättern. Er riss die Arme unter einem Stöhnen nach oben und fiel vom Pferd, das sich kurz aufbäumte und dann einfach weiterlief. Auch Nummer sieben und acht schrien auf, die

Pferde drohten durchzugehen, konnten aber durch ihre Reiter gebändigt werden und wendeten nach einem kurzen Moment. Die Nummern schienen ihn zu sehen, und trieben die Pferde auf ihn zu. Neue Kampfsituation, dachte er. Einer am Boden gegen zwei am Pferd. Er wusste, was zu tun war, auch wenn ihm das nicht besonders gefiel, aber es gab hier genau eine einzige Lösung mit einer hohen Erfolgsaussicht. Er seufzte, spannte den Bogen und jagte dem linken, sich näher am Waldrand befindlichen Pferd einen Pfeil genau zwischen die Augen.

Die Wirkung war wie gewünscht. Das Tier brach sofort über die Vorderbeine zusammen, und warf seinen Reiter – Nummer sieben – nach vorne ab. Das zweite Pferd scheute und brach von ihm aus gesehen nach rechts aus, womit er eine freie Schussbahn auf den überraschten Reiter – Nummer acht – hatte. Dieser musste die Hände fest an die Zügel legen, wodurch seine Arme den Körper nicht mehr verdeckten. Ein schneller Schuss. Er traf ihn seitlich zwischen die Rippen, und sah ihn vom Pferd fallen.

Nummer sieben hatte sich in der Zwischenzeit aufgerappelt, das Schwert gezogen und stürmte unter lautem Gebrüll auf ihn zu. Ein Eins-gegen-Eins, genau wie er es geplant hatte. Geduldig parierte er die ersten Schläge. Sein Gegner griff mit großer Kraft, aber auch voller Wut an. Wut war im Kampf ein schlechter Lehrmeister, früher oder später führte sie in einen Fehler oder eine Unaufmerksamkeit. Zudem führte sie dazu, dass sich der Wütende seine Kräfte nicht einteilte, und diese ihn somit viel zu schnell verließen. Er musste daher nichts weiter tun, als auf eines dieser Dinge zu warten. Wenig später war es so weit, nach einem abgewehrten Angriff taumelte Nummer sieben für einen Moment zurück und vernachlässigte die Deckung. Er musste nur in einer schnellen, waagrechten Drehbewegung das Schwert mit beiden Händen schwingen, und konnte Kopf und Körper seines Gegners mit einem einzigen Schlag voneinander trennen. Das Herz des nun Kopflosen pumpte noch stark, somit wurde er noch von einem kräftigen Schwall seines Blutes getroffen. Egal, damit war in jedem Kampf zu rechnen, es störte ihn nicht weiter. Er schrie die abfallende Anspannung in den Nachthimmel hinaus, und atmete danach einen Moment durch. Aber, auch wenn er nicht mehr wollte, es war noch nicht zu Ende. Betont langsam ging er hinüber zu Nummer acht. Wie erwartet atmete der noch, und kämpfte den letzten Kampf seines Lebens. Kurz blieb er über ihm stehen und blickte in die angsterfüllten Augen. Nummer acht war jung, viel zu jung eigentlich, um einen sinnlosen Tod wie diesen zu sterben. Er mochte die Mündigkeit gerade erst erreicht, oder vielleicht um ein oder zwei Jahre überschritten haben. Mehr ein Knabe als ein Krieger, mit schön gezeichneten Gesichtszügen, dunklen Locken und beinahe schwarzen Augen. Kurz überlegte er, ob er ihn nach seinem Namen fragen sollte. Nach seiner Herkunft. Dem Grund, warum er sich dieser Söldnerbande angeschlossen hatte. Doch was würde es bringen. Eines Tages würde er ihn wiederssehen, wenn er an der rechten Seite seines letzten Weges Spalier mit all jenen Männern stand, die er im Kampf getötet hatte. Zwei Augenblicke ein-, vier Augenblicke ausatmen. Der Knabe murmelte etwas, wie in Trance, vermutlich ein Gebet. Sein letztes Gebet. Der Eine mochte ihm gnädig sein. Er hob sein Schwert an, und stieß ihm die Spitze mit Wucht ins Herz. Ein kurzes Zucken, ein letztes Stöhnen. Er zog die Klinge wieder heraus, sah erst auf das frische Blut, das nicht nur aus seiner Brust, sondern auch durch seinen Mund herausquoll, dann in die offenen Augen des Toten, die wie in einem letzten Schrecken Richtung Himmel sahen. War einen Moment versucht, sie zu schließen, doch

er ließ es. Es wäre eine Geste des Mitleids, und wenn man begann, Mitleid für die Toten am Schlachtfeld zu empfinden, war man bald einer von ihnen. Er wandte sich ab und ging zurück.

Die Gefangene hatte nicht versucht zu fliehen, er hatte das auch nicht erwartet. Sie schien nicht unbedacht oder durch Gefühle getrieben zu handeln, sondern kühl und überlegt zu rechnen. Und auch, wenn sie seine Absichten nicht erkennen konnte, war sie wohl zu dem Schluss gekommen, dass sie eine höhere Überlebenschance hatte, wenn sie sitzen blieb, als wenn sie versuchte, sich alleine, schlecht bekleidet und mit gefesselten Händen im Finsternen durch unbekanntes Gelände durchzuschlagen. Somit saß sie noch an jener Stelle im Gebüsch, an der er sie zurückgelassen hatte, Aturo stand bereits wieder neben ihr. Er überlegte kurz, ob er sich die Zeit nehmen konnte, um ihre Fessel zu durchtrennen. Vermutlich lauerte keine weitere Gefahr, doch er entschied sich dennoch dagegen. Zum einen war die Wahrscheinlichkeit nicht bei Null, zum anderen sah er noch die weit aufgerissenen Augen von Nummer acht vor sich. Mitleid kannte er zwar nicht, und er hatte zu oft getötet, als dass es ihm zu nahegehen würde, aber ein Gnadenstich bei einem Knaben ließ einen wohl dennoch nicht gänzlich unberührt, wenn man sein Herz nicht in einen Stein verwandeln wollte.

So oder so, er wollte keinen Moment zu lange hierbleiben. Er half der Gefangenen wieder aufs Pferd, ohne sie dabei anzusehen. Nicht nur, weil er den Anblick unverhüllter Körperteile vermeiden wollte. Er wollte zudem nicht wissen, ob ihr Blick voller Entsetzen, Unverständnis oder vielleicht sogar Zorn war. Auch ihre Augen berührten ihn viel zu stark, wenn auch auf eine gänzlich andere Weise. Egal, dachte er. Er würde sie jetzt in die Sicherheit seines Verstecks, und dann an einem der nächsten Tage an den Ort bringen, wo sie eben hingehörte, um dann wieder in die Leere seines einsamen Daseins zu verfallen.

2. Der Turm

Es war nur ein kurzer Ritt gewesen, vom Ort des letzten Kampfes bis hierhin, zu seinem Versteck. Kurz – aber lang genug, damit keine eventuellen Verbündeten seiner besiegten Gegner die Spur aufnehmen konnten. Zur Sicherheit hatten sie noch mehrere kleine Bachläufe überquert, und waren in einem größeren – der einen Tagesritt weiter südlich als Fluss ‚Dun‘ ins Meer fließen würde – ein Stück gegen die Fließrichtung aufwärts geritten. Das Bachbett war nicht mehr als knietief, und mit feinem Schotter bedeckt, einerseits also eine ideale Gelegenheit, um die eigene Spur zu verwischen, andererseits auch für ein Pferd von Aturos Größe und Gewicht leicht bewältigbar.

Das würde im Falle des Falles reichen. Aturo hatte dann den Rest des ihm bekannten Weges in ruhigem Trab zurückgelegt, auch die Gefangene – die er ab sofort die Befreite nennen würde – hatte kein Geräusch von sich gegeben. Er blickte zum Mond, der weit entfernt über den Bergen stand. Noch lange nicht Mitternacht, dachte er. Es war viel passiert, doch hatte das ganze Geschehen in Summe nicht lange gedauert. Als sie ankamen, half er der Befreiten vom Pferd, und führte sie an den gefesselten Händen ins Innere des halbverfallenen Turmes am Gipfel der kleinen Anhöhe. Sie folgte ihm, ohne Widerstand zu leisten.

Es handelte sich um die Überreste einer Festungsanlage aus längst vergangenen Zeiten. Er wusste nichts über ihr Alter oder ihre Geschichte, genauso wenig wie er ihren Namen kannte. Doch das war auch unwichtig. Der Turm hatte die Form eines Kreises und maß gute zehn Pferdelängen im Durchmesser, zur Hälfte war er intakt, wodurch sich ein ausreichend guter Schutz vor Wind und Wetter ergab. Hier im Süden waren die Winter mild und schneefrei, somit war es das ganze Jahr warm genug, um in der Ruine Zuflucht zu finden. Der verfallene Teil gab den Blick auf das etwa einen Morgenritt entfernte Meer frei, zumindest untertags, jetzt, in der Nacht, konnte man es nur erahnen.

Er sah hinüber zur Befreiten. Sie schien am Ende ihrer Kräfte zu sein und hatte sich mitten im eingestürzten Teil auf dem von Moos überwachsenen Steinboden niedergelassen. Das schwache Mondlicht tauchte ihre Haare in ein vollkommenes Schwarz, und ihre Haut in ein milchiges Weiß. Dieser Kontrast verlieh ihr etwas Unwirkliches, beinahe Mystisches. Er löste sich von diesem Gedanken, machte wenige Schritte auf sie zu und stand nun genau vor ihr. Blickte hinunter in die Augen, aus denen nun unverhohlen Furcht und Unsicherheit hervorblitzten. Sie hat Angst vor mir, dachte er. Vielleicht sollte ich mich erklären. Sie hatten noch kein Wort miteinander gesprochen, das schien sie weiter zu verunsichern. Verdammt soll ich sein, ich lebe zu lange ohne den Kontakt zu anderen Menschen. Bei der ewigen Finsternis, wie fange ich noch mal ein Gespräch an, ohne zu bedrohlich zu wirken? Die ganze Lage musste sich für sie ohnehin beängstigend genug anfühlen.

Sie rührte sich, wie um ihm zuvorzukommen, offensichtlich plante sie, den ersten Schritt zu tun. Verlagerte ihr Gewicht auf beide Knie, und richtete sich mit dem Oberkörper auf. Hielt den Kopf noch einen Moment gesenkt, hob ihn dann so langsam wie möglich, und sah ihn mit ihren großen, dunklen Augen direkt an. Unterwürfig und devot hätte er erwartet, wie es sich aus ihrer Position

heraus ergab. Aber weit gefehlt, es war wieder jenes Feuer in ihrem Blick, das er in der Senke bereits wahrgenommen hatte. Dieser unbeugsame, unbrechbare Wille, der davon zeugte, dass sie auch im Moment der Niederlage erhobenen Hauptes diese Welt verlassen würde. Und auch davon, dass sie ihre Niederlage noch nicht für ausgemacht hielt.

„Ich...“, begann sie mit leiser, aber bestimmter Stimme zu sprechen. Ihm rann ein Schauer über den Rücken. Nur ein Wort, ein Blick, und sie hatte ihn bereits in ihren Bann gezogen. „Ich danke Euch, hochverehrter, unbekannter Krieger, Hüter meines Lebens“, fuhr sie fort, ohne den Blick von seinen Augen zu lösen. „Ich danke Euch, dass Ihr mein Leben gerettet, und mich vor einem grausamen Tod bewahrt habt. Ich stehe tief in Eurer Schuld, doch besitze ich nichts, das ich Euch dafür geben könnte; denn das, was ich bei mir trug, liegt in der Senke im Staub. Aber dennoch – nennt mir Euren Preis, und ich zeige Euch einen Weg, wie ich ihn bezahlen kann.“ Er zog es vor, weiter zu schweigen, ganz einfach, weil er nichts zu sagen wusste. Er hatte schon viele Menschen um ihr Leben verhandeln gehört, doch keiner von ihnen hatte dabei so geklungen, als behielte er die Oberhand. Sie wartete drei oder vier Atemzüge lang, und etwas in ihrem Gesicht veränderte sich, kaum merklich, so, als hätte sie eine Rechnung ein zweites Mal aufgestellt und wäre zu einem anderen Ergebnis gekommen.

„Nun gut“, sagte sie dann, und ihre Stimme wurde um eine Spur leiser. „Auch wenn Ihr es nicht aussprechen wollt, ist es wohl offensichtlich, welchen Preis für mein Leben ich zu zahlen bereit sein muss. Und ja, seid versichert, ich werde meine Schuld abdienen, so lange, und auf die Art, die Ihr für die richtige haltet.“ Sie sah kurz zu Boden, nur für einen Moment, und ihn dann wieder direkt an. Schaffte es, aufzustehen. Und auch, wenn sie deutlich kleiner war als er, war doch die Distanz zwischen seinen Augen und den ihren merklich geschrumpft. Ihr Blick hatte, vermutlich aber nicht nur dadurch, nun nochmals deutlich an Kraft gewonnen. Er schaffte es kaum, ihm standzuhalten. Auch ihre Stimme legte nochmals an Kraft zu. „Aber ich fordere Euch auf, Euch an diese unausgesprochene Abmachung zu halten, und mein Leben zu verschonen, nachdem Ihr es gerade erst gerettet habt. Und ich erwarte, dass Ihr mich ziehen lasst, sobald Ihr meine Schuld als beglichen ansieht.“

Er atmete tief durch, wie um Zeit zu gewinnen. Es war klar, welche Schlüsse sie aus der Lage gezogen hatte, und worauf ihr Angebot somit hinauslief. Offensichtlich rechnete sie damit, dass sein Plan darin bestand, sie zu vergewaltigen, und dann, früher oder später, umzubringen. Und aus dieser aussichtslosen Lage heraus akzeptierte sie das Unausweichliche und verhandelte kühl um ihr Leben.

Nochmals, zwei Augenblicke ein, vier Augenblicke aus. Seit vier Jahren, seit er sich in dieser Ödnis niedergelassen hatte, hatte er seine Schlafstatt mit keiner Frau mehr geteilt. Ein Umstand, den er in den endlos langen, einsamen Nächten durchaus bedauerte, aber eben als Preis für seine Einsamkeit zu akzeptieren bereit war. Zudem hatte er bei den Mönchen gelernt, wie man mit Enthaltbarkeit nicht nur umgehen, sondern sogar Kraft und Erfüllung aus ihr schöpfen konnte.

Dennoch – der Eine erlaubte, oder besser gesagt, befürwortete Gewalt in dem Fall, in dem sie gegen Ungläubige gerichtet war. Das schloss ausdrücklich Gewalt gegen ungläubige Frauen mit ein, das betonten die Priester und Prediger immer wieder. Aber er hatte nie besonders viel davon

gehalten. Und stets seine Kameraden daran gehindert, sich an den – in seinen Augen Unschuldigen – zu vergehen.

Doch war dieser Fall, diese Begebenheit möglicherweise anders zu bewerten – wie ein Geschäft zwischen Kaufleuten, die auf Augenhöhe eine für beide Seiten vorteilhafte Vereinbarung trafen. Immerhin hatte sie ihm ein Angebot gemacht, einen Handel vorgeschlagen, in dem Gewalt keine Rolle spielte. Er ertappte sich dabei, wie sein Blick nach unten zu wandern begann, und riss ihn zurück. Er hatte Mühe, seinen Atem weiterhin ruhig zu halten. Zwei Augenblicke ein, vier Augenblicke aus.

Am Schlachtfeld war es eine pure Notwendigkeit, die Schwäche der anderen auszunutzen, um selbst überleben zu können, dort verbot es sich, Reue darüber zu empfinden. Doch außerhalb eines Kampfes hatte er sich geschworen, die Schwachen zu schützen, und nicht, ihre Schwäche auszunutzen. Und hier, in diesem Moment, war es eindeutig er, der stark war, und sie die Schwache. Es war keine Verhandlung auf Augenhöhe, es wäre nur bequem, sich das einzureden – sie hatte ihm nichts entgegensetzen. Zumindest physisch war das der Fall, dachte er, und versuchte noch einmal, ihrem Blick, der ihre enorme innere Stärke andeutete, standzuhalten. Musste sich förmlich dazu zwingen, nicht auf die Seite zu sehen.

Es gelang ihm nur für einen kurzen Moment. Schließlich senkte er doch den Blick und wich einen halben Schritt zurück. „Streckt die Hände vor“, sprach nun auch er die ersten Worte, und versuchte ihnen einen möglichst bestimmten Klang zu geben. Sie tat es, und sah ihm immer noch ins Gesicht, doch er erwiderte ihren Blick nicht noch einmal, und betrachtete stattdessen ausführlich die Fessel. Der erste Eindruck hatte ihn nicht getrogen, sie war fachmännisch angelegt. Eine Reihe sogenannter Königsknoten, die beide Unterarme eng aneinanderdrückten, in Schlaufenform verbanden, und dann – ähnlich einer Krone – auf der Oberseite zusammengeknüpft waren. Er zog einen seiner Dolche und schnitt vorsichtig Knoten um Knoten auf, bis die Fessel schließlich von ihren Armen fiel. Er hörte sie tief ausatmen. Fing ihren Blick auf, der verärgert darüber schien, dass sie ihre Erleichterung so deutlich gezeigt hatte. Ein leichtes Lächeln ging über ihr Gesicht. Er konnte nicht anders, als zurückzulächeln.

„Ihr seid frei“, sagte er. „Ihr schuldet mir nichts, und könnt jederzeit gehen. Und doch empfehle ich Euch, zumindest die Nacht abzuwarten. Es soll schon vorgekommen sein, dass Reisende überfallen werden, in dieser Gegend.“

„Was Ihr nicht sagt.“ Sie schien nach diesen wenigen Augenblicken bereits die letzten Spuren des Erlebten abgelegt zu haben und lächelte nun breiter. „Und wieder danke ich Euch. Nicht nur für den Erlass der Schuld, auch für den Rat.“ Sie ließ ihre Augen funkeln und musterte ihn für einen Moment. Offensichtlich hatte sie beschlossen, ihm zu trauen, zumindest, so lange wie sie es für nötig – oder hilfreich – befand.

„Denkt Ihr, es ist möglich, ein Feuer zu entzünden?“, war das Erste, was sie ihn danach fragte. „Diese alten Mauern strahlen zu viel Kälte ab.“

„Nein, leider.“ Er ließ eine Geste des Bedauerns folgen. „Solange ich nicht weiß, ob noch mehr Leute Euch verfolgen, möchte ich davon absehen.“

„Natürlich. Ich konnte zwar im Laufe meiner Gefangennahme nur jene acht Männer wahrnehmen, die Ihr – die uns nun keine Probleme mehr bereiten werden. Aber dennoch können wir es kaum ausschließen. Was habt Ihr weiter vor?“

Er zuckte mit den Schultern. „Wir sollten jetzt schlafen. Aturo – mein Pferd – ist die beste Wache, die es gibt. Er wird uns warnen, sollte sich Mensch oder Tier nähern. Und morgen brechen wir im ersten Licht des Tages auf – in jedwede Richtung, die Ihr einschlagen wollt.“

Sie nickte, um Zustimmung zu signalisieren.

„Das klingt besser, als ich es zu hoffen gewagt hätte. Aber ich werde nicht schlafen können, nach dem, was ich heute erlebt habe. Ihr macht den Eindruck, als wäret Ihr Geschehnisse wie dieses gewohnt. Doch Ihr müsst wissen – ich bin es nicht. Um ehrlich zu sein, mein Herz klopft immer noch wie verrückt. Und ich habe Blut überall auf meinem Körper, mein eigenes, und fremdes. Ich werde keine Ruhe finden.“

„In der Nähe ist eine Quelle, die wir morgen bei Tageslicht aufsuchen können, für den Moment möchte ich das allerdings vermeiden. Aber ich werde die Nacht gerne mit Euch durchwachen.“

„Ihr könnt gerne schlafen. Es sei denn, Ihr vertraut mir nicht.“

Wieder zuckte er mit den Schultern. „Ich denke, wir können uns gegenseitig vertrauen, zumindest für den Augenblick. Eure Überlebenschancen sind besser, wenn ich ebenso am Leben bleibe, und ich vertraue darauf, dass Ihr klug genug seid, um das zu erkennen. Und Ihr könnt mir ebenso vertrauen – denn hätte ich Euch töten, oder sonstige unaussprechliche Dinge mit Euch anstellen wollen, hätte ich bereits ausreichend Gelegenheit dazu gehabt.“

Sie antwortete nicht, sondern ging in Richtung der Öffnung des Turms, und sah nach Süden. Der Mond beleuchtete gerade die Stelle, an der in der Ferne die Küste ins Meer überging, und malte weiße Linien auf die Wasserfläche. Er merkte, dass sie zitterte, und brachte ihr eine Decke, die sie mit dankbarem Blick über ihre Schultern legte, wenngleich diese in ihrer Schädigkeit offenkundig nicht dem entsprach, was sie gewohnt war.

„Ihr bringt mich morgen, wohin ich möchte?“, nahm sie das Gespräch wieder auf, ohne ihren Blick vom Mond abzuwenden.

„Wie versprochen“, sagte er, obwohl er ihr kein Versprechen dieser Art gegeben hatte, und sich selbst über seine Aussage wunderte. „Ihr müsst mir nur Euer Ziel nennen, und solange es auf dem westlichen Kontinent liegt, bringe ich Euch dorthin.“

Sie lächelte.

„Ich bin eine Leij“, sagte sie, wie wenn die Zugehörigkeit zu ihrem Volk auch schon das Ziel ihrer Reise bedeuten würde. Stolz und Erhabenheit schlangen in ihrer Stimme mit, und obwohl sie damit nichts weiter tat, als seine Vermutung zu bestätigen, fühlte er sich ergriffen. Sie war eine Leij, er hatte tatsächlich eine Frau aus diesem sagenumwobenen Volk vor sich. Sie schien es zu bemerken und ließ ihre Worte kurz nachklingen. Wandte sich ihm dann zu, und änderte ihren Tonfall in eine Mischung aus sanfter Schärfe und Belustigung. „Ich nehme an, mein Volk ist Euch

ein Begriff, nachdem Ihr in unseren verfallenen Befestigungsanlagen des letzten Zeitalters haust?“

Er konnte seine Überraschung nur schlecht verbergen. Er hatte sich nie Gedanken über die Erbauer seines heruntergekommenen Wohnsitzes gemacht, zudem war ihm die Geschichte der Südspitze immer noch fremd. Aber das Wissen, dass sein Unterschlupf ein besonderer Ort war, ein Zeugnis des großen Zeitalters von Leij, das ließ ein Kribbeln über seine Haut fahren, ohne dass er genau wusste, warum. Er beschloss daher, nicht zu antworten, und stattdessen eine Gegenfrage zu stellen.

„Der Anführer der Männer, die Euch gefangen nahmen, sprach Euch mit ‚Vahiri‘ an. Was hat das zu bedeuten?“

Er sah ihren Blick zum ersten Mal kurz zucken. Nur einen Wimpernschlag lang, aber er hatte es wahrgenommen.

„Vahiri. Das ist mein Name“, sagte sie, und schien dabei die volle Kontrolle über sich zu haben.

„Nur Sanaia selbst weiß, warum diese Schurken ihn kannten.“

„Was bedeutet er?“

„Er hat keine Bedeutung. Es ist einfach ein Name.“

Nichts an ihrer Stimme, an ihrer Mimik oder Gestik gab Anlass, zu zweifeln. Sanaia, auch das sagte ihm nichts. Vermutlich einer ihrer Götter, somit hatte ihre Aussage etwas von einem Schwur. Niemand würde es wagen, den Namen seines Gottes im Zusammenhang mit einer Unwahrheit zu verwenden. Dennoch hatte er deutlich das Gefühl, dass sie log, und wenn die Leij tatsächlich gottlos waren, dann hatte auch der Schwur keine Bedeutung. ‚Vahiri‘, das war kein Begriff der Hochsprache des Westens, dennoch kannte er das Wort aus einigen Dialekten.

In Sciocco bedeutete es ‚die Älteste‘, in dem kleinen Fürstentum Montagna di Spada, das von dort aus nur zwei Tagesritte ins Landesinnere entfernt lag, ‚die Weiseste‘. Doch warum sollten Eltern, in jenem Moment, in dem sie zum ersten Mal ihr Kind sahen – vermutlich in vollem Glücksgefühl einerseits, dass die Geburt gut verlaufen war, und vielleicht einem leichten Hauch des Bedauerns darüber, ein Mädchen geboren zu haben –, dieses kleine Wesen ‚die Älteste‘ nennen? Mädchennamen hatten üblicherweise Bedeutungen wie ‚die Liebliche‘, ‚die Fleißige‘ oder ‚die Aufopfernde‘, in allen Dialekten. Aber niemals ‚die Älteste‘ oder ‚die Weiseste‘. Er schüttelte kurz den Kopf. Dachte daran, dass er – als Kinderloser – nie verstanden hatte, woher dieses Bedauern über die Geburt eines Mädchens eigentlich kam. Wenn sie die ersten Jahre überlebten, zogen Söhne in den Krieg und fielen, das war für die Mehrzahl die Geschichte ihres Lebens. Natürlich starben auch Töchter, hin und wieder kam es schon vor, dass ein entfesseltes Heer eine Stadt, die nur mehr aus Frauen und Kindern bestand, niederbrannte, aber im Durchschnitt hatten Mädchen wohl eine höhere Chance, als alte Frauen zu enden, als Buben ihre Mündigkeit um mehr als fünf Jahre zu überdauern. Es gab einfach zu viel Krieg im Westen.

Er merkte, dass er abgeschweift war. Ein Ergebnis seiner Einsamkeit, das wusste er, er hatte üblicherweise einfach zu viel Zeit, um abzuschweifen. Doch nicht heute. ‚Vahiri‘, dachte er, das war niemals ihr Name. Doch er wusste auch, dass es keinen Sinn machte, sie darauf anzusprechen.

Sie fixierte ihn wieder mit ihren Augen.

„Nennt Ihr mir nun auch den Euren?“

Er überlegte kurz, bevor er antwortete. „Die Mori gaben mir den Namen ‚Wasnat gul‘. Es ist der Name einer gefallenen Lichtgestalt ihrer Mythologie, die das pure Böse verkörpert.“

Sie zeigte keine Regung. Kurz wartete er, ob sie doch noch etwas sagen würde.

„Die Menschen in Sanpiere hingegen, und auch die Bauern, die vereinzelt in dieser Ödnis leben, nennen mich ganz einfach den ‚Dub Ratoras‘“, fuhr er dann fort.

„Dub Ratoras“, sagte sie darauf mit einer Spur von Hochachtung in der Stimme. „Der schwarze Reiter. Ich dachte, Ihr seid nicht viel mehr als ein Gerücht. Eine Mär. Ein Mythos im allerbesten Falle.“ Ihre Stimme hatte sich ins Spöttische gedreht, in ihrem Blick lag die pure Herausforderung. „Ich habe Euch nicht gefragt, wie die Menschen des Südens Euch nennen, und wie die Mori Euch nannten schon gar nicht. Ich habe Euch gefragt, wie Ihr heißt.“

Er hielt seine Stimme betont ruhig. „Ihr sagt mir Euren Namen nicht, ich Euch nicht den meinen.“

Kurz sah er den Zorn in ihren Augen aufblitzen. Sie sagte nichts, drehte sich wieder zur Öffnung der Mauer und sah in die Ferne. Er wartete, doch von ihr schien nichts mehr zu kommen. Er seufzte. Schlafen, das würde auch er nicht können. Und es hatte keinen Sinn, sich die ganze Nacht anzuschweigen. Ihm wurde bitter bewusst, wie einsam er eigentlich war. Und dass er daher die erste Nacht seit Jahren, in der er Gesellschaft hatte, die nicht aus den Bauern der Ödnis bestand, nicht schweigend verbringen wollte.

„Vahiri, erzählt mir von Leij“, sagte er deshalb.

3. Der Herr von Valo

Er blickte in das erste Licht des Tages, durch die Öffnung in der Mauer in Richtung Meer. Am Tag zuvor war die Frühjahrs-Tagundnachtgleiche, und somit der Beginn des neuen Jahres, gefeiert worden, zumindest in kultivierteren Gebieten, doch für ihn hatten Feste wie dieses schon seit langem keine Bedeutung mehr. Aturo hatte ihn vor wenigen Augenblicken durch ein leises Wiehern geweckt, dessen Tonart ihm einerseits anzeigte, dass das erste Licht unmittelbar bevorstand, und er andererseits keine drohende Gefahr erkennen konnte.

Er war im überdachten Teil des Turmes erwacht, in den sie sich im Laufe der Nacht zurückgezogen hatten. Die Befreite, die sich Vahiri nannte, hatte mit dem Kopf an seine Schulter gelehnt geschlafen, und obwohl beide, jeder für sich, in eine eigene Decke gehüllt waren, war im Moment des Erwachens das Gefühl der Nähe durch nichts zu überbieten gewesen.

Er hatte sich trotzdem aufgerafft, es war nicht die Zeit für große Gefühle. Er sprach, mehr aus Gewohnheit, ein kurzes Gebet, entzündete eine kleine Flamme und kochte Wasser für Kavesos auf, Bohnen aus einem ihm unbekannten Land im fernen Süden, die den, der ihren Sud trank, munter machten und seinen Geist schärften. Sündteuer, fürwahr, aber die einzige Annehmlichkeit, die er sich leistete, die einzige Annehmlichkeit, die er benötigte. Er nahm eine Handvoll Bohnen und mahlte sie in dem kleinen, steinernen Handmörser, bis nur mehr ein grobes Pulver übrig blieb. Dieses schüttete er dann in das eiserne Sieb, dessen Löcher fein genug waren, um Wasser durchzulassen, aber das Pulver zurückzuhalten. Allein dieses Wunderwerk der Handwerkskunst hatte ihm ein kleines Vermögen gekostet. Wofür hätte er hier in der Wildnis auch ein kleines Vermögen brauchen können? In dem Sieb war es besser angelegt als in Gold.

Er sah zu ihr hinüber. Sie schlief noch dort, wo er sie am Abend mit größtmöglicher Vorsicht abgelegt hatte, das Gesicht von ihrem dunklen Haar umrahmt. Selbst im Schlaf ging eine Wirkung von ihr aus, der er sich kaum entziehen konnte. Obwohl es nicht allein ihr Äußeres war, blieb der Grund dieser übermächtigen Anziehung für ihn unnennbar. Das, dachte er, war niemals eine einfache Reisende. Er musste wachsam bleiben.

Sie hatten ein langes Gespräch geführt, in der letzten Nacht. Wobei Gespräch der falsche Ausdruck war, er hatte ihr hauptsächlich zugehört, wie sie mit der perfekten Mischung aus nüchterner Sachlichkeit und stolzer Leidenschaft die Geschichte ihres Volkes erzählt hatte. Das, von der sichelförmigen Bucht aus, den gesamten Süden des Westkontinents geprägt hatte. Mit Handwerkskunst, Wissen und Kultur, vor allem aber dem Streben nach dem Schönen, in einem noch viel größeren Umkreis alle Völker in ihren Bann gezogen hatte. Den Höhlenmenschen des Grenengtales das Feuer gebracht und den Utaris die Schrift gelehrt hatte. Und den Reitervölkern der großen Ebenen beigebracht hatte, dass pure Stärke ohne Weisheit zwangsläufig in den Untergang führen musste.

Doch schließlich auch von der Schwäche ihres Volkes, das sich so auf seine edlen und reinen Fähigkeiten verlassen, und dabei, über seine moralische Erhabenheit hinweg, die physische Stärke verloren hatte. Seinen Einfluss in einer rauer und gewaltvoller werdenden Welt verloren hatte,

und schließlich, vor weniger als zwei Lebensaltern, einem zunächst freundlichen, aber dann immer grausamer werdenden Volk des Ostkontinents tributpflichtig geworden war.

Er hatte zugehört, nichts anderes, solange sie gesprochen hatte. Ihre Ausdrucksweise war gewählt, die Hochsprache des Westens sprach sie ohne den geringsten Akzent oder Dialekt. Ihre Intelligenz und ihren Scharfsinn hatte sie erst noch zu verbergen versucht, sie aber dann im Laufe der Nacht immer wieder und immer stärker durchblitzen lassen.

Er nahm einen kräftigen Schluck aus dem heißen Sud, und genoss das Gefühl, wie dieser seinen Körper von innen her mit Wärme erfüllte, während er zu ihr hinüberblickte. Eine Vision blitzte durch seine Wahrnehmung. Eine ähnliche wie an der Senke, eine, die er in der ersten Zeit nach dem Fall, wie er ihn nannte, öfter gehabt hatte. Er saß in der großen Halle und starrte in die viereckige Lichtquelle, die sich vor ihm befand. Doch nun stand, in einem makellos schön geformten Gefäß, der dunkle Sud so nahe vor ihm, dass er ihn riechen konnte.

Er schüttelte sich und blickte wiederum zur Befreiten. War sie es, die das in ihm auslöste? Er blies in den Sud und nahm einen weiteren Schluck. Vermutlich war die Geschichte ganz einfach zu erklären. Er war seit Jahren einsam, und sie verstand es auf eine Weise, die er nicht erklären konnte, ihn in ihren Bann zu ziehen. Das war alles. Er atmete tief durch. Die Priester des Einen hatten ihn oft genug gewarnt, zu große Anziehung konnte eine List des Herrn der Finsternis darstellen, der die frommen Diener des Einen abzulenken versuchte. Zwar hatte er das aber nie so richtig glauben können, denn warum sollten gerade jene Geschöpfe, die dem Einen am besten gelungen waren, im Dienst des Bösen stehen? Er schüttelte den Kopf, weil er merkte, dass er gerade wieder dabei war, abzuschweifen. Wie auch immer das nun sein mochte, ihre Anziehung, und somit auch die Macht, die sie über ihn hatte, war eben zu groß, solange er sich in ihrer Nähe befand. Doch in wenigen Tagen würde er sie an die Außengrenzen ihrer Heimat gebracht, und nach ein paar weiteren würde vergessen haben. Er schloss die Augen. Ging in sich und rief sich seine eigene, enorme Stärke vor das innere Auge. Das Licht einiger weniger Tage hatte er noch mit ihr zu teilen, nicht mehr. Das würde er schaffen, da war er sich sicher. Aber eben auch nicht weniger – er musste wachsam bleiben.

Er ging zu ihr hin. Wollte sie erst seinem Instinkt folgend mit einer sanften Berührung wecken, erschrak aber selbst darüber, und griff ihr daher mit einer bestimmten, aber nicht übertriebenen Heftigkeit auf die Schulter. Sie erwachte und streckte sich durch. Er genoss ihren orientierungslosen Blick, den sie für die Dauer eines Wimpernschlages nach ihrem Erwachen hatte. Er wirkte so unaufgesetzt, ohne jede Strategie, ohne jegliche Absicht, als ob er durch ihre Augen bis mitten in ihr Innerstes blicken könnte. Ein weiterer Wimpernschlag und der Augenblick war vorbei. Mit einem Mal war der Blick wieder voller Kraft und Entschlossenheit.

„Wann reiten wir los?“, fragte sie ihn im nächsten Moment.

„Sobald Ihr bereit seid“, sagte er, froh darüber, dass seine Grübeleien damit – zumindest fürs Erste – vorbei zu sein schienen.

Sie erhob sich und reckte die Glieder. Sein Blick blieb eine Idee zu lange an ihr hängen. Als sie die Arme sinken ließ, sah sie ihn mit einer Spur Belustigung an. Womöglich war es ihr nicht entgangen. „Wie lange brauchen wir bis an die Grenzen meiner Heimat?“

„Vier Tage. Wenn es gut läuft. Sonst fünf.“

„Vier Tage?“ Sie schien gleichzeitig verblüfft und verärgert. „Ihr vergesst, dass wir uns im alten Herrschaftsgebiet meines Volkes befinden. Ich kenne unsere Schriften. Von Gulad Ankor – unserem Standort“, sie bedachte ihn mit einem hochmütigen Blick, „bis zur Pforte von Leij ist nur von drei Tagen die Rede. Und auch vor meiner Gefangennahme rechnete ich mit drei Tagen restlicher Reisezeit.“

„Auf der Straße, ja. Wenn wir die Straße nehmen, dann sind es drei Tage. Dank Aturo, der außergewöhnlich lange im Galopp bleiben kann, sogar nur zwei.“ Er sah sie an und senkte seine Stimme.

„Aber ich zweifle an der Sicherheit der Straße. Es könnte noch mehr Leute geben, die Euch auflauern. Auch wenn Ihr mir den Zweck Eurer Reise nicht genannt habt, so ist es offensichtlich, dass Ihr kein zufälliges Opfer der Söldnergruppe wart, sondern dass sie Euch gezielt ausgewählt hatten. Das Risiko ist mir zu hoch. Wir werden einen der alten Mori-Pfade nehmen, der durch die Schluchten des Gebirges führt, und erst kurz vor der Pforte von Leij auf die Straße trifft.“

„Ich werde nicht verfolgt. Ich bin nichts weiter als eine einfache Reisende. Eure Begleitung wird mir Schutz genug sein. Wir nehmen die Straße.“

Er war dabei, zu einer Gegenrede anzusetzen, doch hielt inne und schwieg. Die Entscheidung war gefallen, das spürte er. Es gefiel ihm nicht, aber trotz seiner physischen Überlegenheit hatte er das Gefühl, ihr nichts entgegensetzen zu können. Sie schien es gewohnt zu sein, Anweisungen zu erteilen, und ihren Willen auch durchzusetzen. Gut, was sollte schon sein. Die Straße war sicher, und er selbst war der Grund dafür.

Sie sprachen nicht viel während des Ritts. Nur in manchen Momenten hatte er das Gefühl, dass sie – die vor ihm auf Aturo saß – sich mit voller Absicht und um einige Wimpernschläge zu lange zurücklehnte, und somit mit ihrem Rücken seine Brust berührte. Er unternahm nichts dagegen, sondern beschloss, dieses schöne Gefühl als Geschenk anzunehmen, und freute sich darüber, dass sie ihre Haare zu einem einfachen Zopf zusammengeflochten hatte, und er somit jederzeit ihre wohlgeformten Schultern betrachten konnte.

Gegen Abend bogen sie von der Straße ab, und ritten ein kurzes Stück durchs Gelände. Sie waren weiter gekommen, als er es ursprünglich geplant hatte. Nicht nur, dass Aturo sich hinsichtlich Geschwindigkeit und Ausdauer wieder einmal selbst übertroffen hatte, auch sie hatte ihn – wenngleich um einiges freundlicher als am Morgen – dazu angehalten, die Pausenzeiten auf das allernötigste Maß zu reduzieren. Wenig später, gerade zum Einbruch der Dämmerung, erreichten sie die kleine Höhle, die er schon öfter für Übernachtungen genutzt hatte, wenn er in dieser Gegend unterwegs gewesen war. Sie lag versteckt hinter einer Hecke aus Wildrosen, und man musste den Weg schon kennen, um den Eingang zu ihr zu finden. Zudem war sie trocken, relativ hoch, und der Platz davor erlaubte trotz seiner verborgenen Lage einen guten Überblick über die

Gegend, bis hin zur Straße und dem dahinterliegenden Meer. Kurzum, die perfekte Stelle für eine sichere Rast.

„Woher kennt Ihr diesen Platz?“, fragte sie, nachdem sie Aturo mehrmals durchs Fell gestrichen, und, einer Beschwörungsformel gleich, ihm einige Worte zugemurmelt hatte. Er hatte bereits beschlossen, sich nicht darüber zu wundern, obwohl der schwarze Hengst außer ihm sonst keinen Menschen so nahe an sich heranließ. „Durch Zufall ist er wohl kaum zu finden.“

„Es war der Unterschlupf eines Mori-Clans“, antwortete er brummig, und ließ sich auf dem Vorplatz nieder. Er war müde und hatte keine Lust auf lange Erklärungen.

„Wasnat gul“, sagte sie mit einer gewissen Andacht, aber auch mit einer Spur Abscheu im Tonfall, sodass ihm ein Schauer über den Rücken rann. „Ihr habt erzählt, dass die Mori Euch ‚Wasnat gul‘ nannten.“

„Ja“, sagte er. Nichts weiter.

„Die Mori haben den Namen nicht für Euch erfunden, wie Euch zumindest im Ansatz bewusst sein dürfte. Ich kenne seine Geschichte“, sagte sie. „Er gehörte zum Kreis der Götter der Mori, doch mangelte es ihm an guten Eigenschaften. Er tötete aus Leidenschaft, und er tötete gut. Zudem war er machtbesessen, und betrachtete die anderen Götter nur argwöhnisch mit Eifersucht und Misstrauen.“

„Auch ich kenne die Geschichte“, antwortete er, um sie zu unterbrechen. Doch sie ließ das nicht zu, bedachte ihn nur mit einem kurzen Blick und sprach weiter.

„Eines Abends lud er die anderen Götter zum Essen in sein Haus. Zum Schein, um sie zu ehren, doch handelte es sich dabei um einen Hinterhalt. Wasnat gul betäubte sie, und wollte sich gerade daran machen, einen nach dem anderen zu töten, als ein tapferer Mori-Krieger dazwischengehen und die Götter wecken konnte. Diese stürzten den Verdammenswerten in die tiefste Schlucht der Erde, und belegten ihn mit einem Fluch, der es ihm unmöglich machen sollte, sich zu befreien.

Und dort sitzt er seit mehreren Zeitaltern. Und von dort aus schwört er den Mori ewige Rache, und so fürchten sie sich davor, dass er am Ende aller Tage auf seinem großen, schwarzen Pferd zurückkehrt und sie alle, einen nach dem anderen, tötet.“

Sie diese Geschichte erzählen zu hören bewegte ihn mehr, als er zugeben mochte. Dennoch zuckte er in scheinbarer Gleichgültigkeit mit den Schultern und lächelte. „Geschichten von Menschen, denen der wahre Glaube fehlt. Davon gibt es viele. Nicht ernst zu nehmen.“

Er biss sich auf die Zunge, als sie ihm einen dunklen Blick zuwarf. „Die Leij sind gottlos“, fiel ihm eine Warnung eines Händlers in Sanpiere wieder ein, die er auch zuvor schon mehrmals gehört hatte. Ein Teil von ihm war eben immer noch der Gotteskrieger. In seinem früheren Leben wären die Befreite und er Feinde gewesen, doch heute, hier in der Ödnis, spielte das keine Rolle mehr. Er überlegte eine Rechtfertigung, doch ihr Blick klärte sich von selbst.

„Außerdem“, sagte er, „ich habe sie nicht alle umgebracht. Einige – bestimmt. Aber die meisten habe ich doch nur aus diesen Landen vertrieben.“

Sie sah ihm in die Augen. „Ja, auch das ist eine Geschichte, die ich kenne, wenn auch eine sehr neue. ‚Dub Ratoras‘, der schwarze Reiter, der die Menschen in der Ödnis von den Mori befreite. Ich hielt es für einen Mythos, wie ich Euch schon sagte, bevor ich Euch traf.“

„Eine Mär nanntet Ihr mich gestern“, sagte er und grinste.

Auch sie lächelte für einen Moment, um daraufhin gleich wieder ernst zu werden. „Ist Euch bekannt, wie die Saga der Mori weiterging und ihr Ende fand?“

Er verneinte es mit einem erneuten Schulterzucken. Darüber hatte er nie nachgedacht. Sie waren weg, das war das einzig Entscheidende.

„Sie haben sich weiter im Nordosten, an den Hängen des Bergs ‚Aden‘ niedergelassen.“

„Am Feuerberg?“

Sie nickte. „Jedes andere Volk wusste, dass es sich beim Aden um einen Vulkan handelte, der früher oder später ausbrechen würde. Die Mori wussten das nicht. Sie waren von den fruchtbaren Böden rund um den Berg angetan, errichteten Felder und Siedlungen. Versprachen ihren Göttern reiche Opfergaben, wenn sie sie vor Wasnat gul beschützten. Aber dennoch“, sie machte eine kurze Pause, „letzten Frühling, einen Tag nach der Tagundnachtgleiche – also heute, vor genau einem Jahr – war es so weit. Der Aden explodierte förmlich, wie er es seit einem Zeitalter nicht mehr getan hatte. Und seine Lavaströme begruben jeden einzelnen Mori, vom Kind bis zum Greis, unter sich.“

Sie sah ihn an und ihre Stimme wurde nüchtern. „Wir schätzen, dass es alle Mori-Clans getroffen hat, jeden einzelnen. Unseren Kenntnissen fehlt es an unabhängiger Bestätigung, doch waren es mehrere hundert Mori mit Sicherheit, mit hoher Wahrscheinlichkeit aber einige Tausend. Kein einziger hat das überlebt.“ Sie sah stumm in den Himmel, der immer dunkler wurde, vermutlich, um ihm Zeit zu geben, das Gehörte zu verarbeiten. „Vielleicht habt Ihr sie also nicht durch Eure Hand getötet“, fuhr sie nach einiger Zeit fort, „aber in den Tod getrieben habt Ihr sie allemal. Und somit habt Ihr es wohl verdient, ‚Wasnat gul‘ genannt zu werden.“

Er schluckte kurz. Dachte zurück an den dunklen Himmel und den Ascheregen im letzten Jahr, den er sich nicht hatte erklären können. Dachte an tausende Tote, und wie sie einzeln, einer nach dem anderen, als Nummern vor ihm standen. Aber wenn schon. Er war ein Werkzeug, kein Richter, der darüber zu entscheiden hatte, ob jemand den Tod verdient hatte oder nicht. Gleichzeitig war er überzeugt, wenn ihn schon jemand verdient hatte, dann die Mori. Ob das jetzt auch ihre Alten und ihre Kinder miteinschloss – darüber ließ sich wohl streiten. Aber der Welt würde nichts fehlen, ohne dieses unsägliche Volk. Und schließlich hatte ja wohl der Eine den Aden ausbrechen lassen, und somit das Urteil gesprochen, und nicht er selbst.

Auch die Befreite schien sich nicht weiter mit dem Schicksal der Mori beschäftigen zu wollen. Kurz kam ihm der Gedanke, dass es ihr ohnehin nur darum gegangen war, zu sehen, wie er auf die Geschichte reagieren würde. Doch er wollte nicht wieder in seine Grübeleien abschweifen, und entschied daher bewusst, nicht mehr darüber nachzudenken.

Es war dunkel geworden in der Zwischenzeit, die Nacht war klar, doch nicht zu kalt. Er hatte sich untertags vorgestellt – oder besser gesagt erhofft – dass die Befreite am Abend wieder einige der Legenden von Leij erzählen würde. Sich darauf gefreut, sich in der Mischung ihrer Stimme und den Mythen zu verfangen. Doch schien sie mehr daran interessiert, etwas über ihn zu erfahren. Und er erzählte. Nicht alles, natürlich. Den Weltenfall ließ er selbstverständlich weg, genau wie seine Visionen. Doch darüber, sich an sein vorheriges Leben nicht erinnern zu können, sprach er. Genau wie von den Mönchen, die ihn aufgenommen, und den wahren Glauben gelehrt hatten. Darüber, wie er zum Soldaten geworden war, und in welchen großen Schlachten er gekämpft hatte. Wie er schließlich der großen Kriege müde geworden, und in den Süden gezogen war. Die Befreite erwies sich nicht nur als gute Geschichtenerzählerin, sondern auch als gute Zuhörerin. Nur selten unterbrach sie ihn durch eine Frage, und schien zufrieden zu nicken, wenn er sie beantworten konnte. Die Nacht war weit fortgeschritten, als sie schließlich in den Schlaf fielen, und als er dann am frühen Morgen des nächsten Tages von Aturos leisem Schnauben geweckt wurde, lag ihr Kopf wieder auf seiner Schulter. Er betrachtete sie für einen Zeitraum, dessen Länge er im Nachhinein nicht mehr einschätzen konnte. War schon versucht, ihr die eine Strähne, die über ihr Gesicht gefallen war, hinter das Ohr zu schieben. Zuckte aber dann, als seine Hand schon auf halbem Weg war, wie vom Feuer gebrannt zurück. Wenn alles wie geplant lief, würde er sie am Nachmittag an der Grenze ihres Volkes absetzen und nie wieder sehen. Er fühlte, wie das Bedauern darüber seine Brust einschnürte, und doch war daran nichts zu ändern. Es war ihm bestimmt, alleine durch die Wildnis zu reiten, und gegen diese Bestimmung konnte und wollte er nicht ankämpfen.

Bereits am späteren Vormittag hatten sie den Großteil des Weges zurückgelegt. Zwischen Aturo und der Befreiten schien es eine Verbindung auf einer Ebene zu geben, die er nicht erfassen konnte. Auf jeden Fall hatte das Pferd wieder alles aus sich herausgeholt, und war beinahe die gesamte Zeit im Galopp gelaufen. Er hatte es dann irgendwann aufgegeben, Aturo Befehle zu erteilen und ihm stattdessen die Gangart selbst wählen gelassen, woraufhin dieser fortwährend zwischen langsamem und schnellem Galopp gewechselt hatte.

Viel hatte er somit nicht zu tun, und so erwischte er sich nach kurzer Zeit dabei, wie seine Augen an einer unbedeckten Stelle ihres Rückens hängengeblieben waren. Erwischte sich dabei, sich vorzustellen, wie es wohl wäre, mit seiner Nase die Wirbelsäule entlang nach oben zu fahren, von der kleinen, sichelförmigen Tätowierung, die sich genau zwischen ihren Schulterblättern befand, bis hinauf in den Nacken, um ihren Geruch aufzusaugen. Er kam zu sich und schüttelte die unpassenden Gedanken ab. Im Herbst, beschloss er in dem Moment, würde er zum Kloster von Solazzia, das etwa einen Tagesritt südlich von Sanpiere lag, reiten, und um vorübergehende Aufnahme bitten. Er musste dringend an seiner Einstellung und an der Reinheit seines Glaubens arbeiten, wenn er noch weiter alleine in der Ödnis leben wollte. Dennoch fiel sein Blick wieder auf ihre Tätowierung. Diese, nicht viel größer als drei Finger breit, gab ihm einiges zu denken. Die Sichelform stand für die Bucht von Leij, es war ihr Hoheitszeichen, so weit, so klar. Doch er konnte sich nicht vorstellen, dass eine einfache Bürgerin, wie sie eine zu sein vorgab, diese trug. Noch dazu schien sie perfekt gestochen. Er fuhr zum wiederholten Mal ihre Form mit den Augen nach. Keiner der Ränder war ausgefranst, die schwarze Farbe hatte eine makellose

Gleichmäßigkeit und Tiefe. Er dachte an die größte seiner eigenen Tätowierungen, die er in seiner Zeit als Gotteskrieger auf seiner Schulter hatte anfertigen lassen. Die gekreuzten Schwerter mit dem göttlichen Licht im Hintergrund, die jenen Moment symbolisierten, in dem der Eine den Herrn der Finsternis in die ewige Verdammnis hinabgestoßen hatte, waren weder so fein gezeichnet, noch von einem so reinen Schwarz. Zudem waren die Ränder über die Jahre ausgefranst, kein Vergleich also mit der ihren.

Wer bist du, murmelte er in Gedanken.

Aturo bremste mit einem Mal ab und blieb nur zwei Schritte später stehen. Er hob seinen Blick und sah nach vorne. Keine hundert Pferdelängen vor ihnen waren Menschen auf der Straße. Er gab ein kurzes Kommando und das Pferd schritt zur Seite und stellte sich zwischen die Bäume. Er bedeutete der Befreiten, die ihn mit Verwunderung anblickte, leise zu sein, abzusteigen und ihm zu folgen. Gemeinsam krochen sie bis zum Scheitelpunkt der vor ihnen liegenden Kurve, und bemühten sich, ausreichend Deckung zwischen den Bäumen zu finden.

Er konnte vier Männer erkennen, die sich auf der Straße befanden. Vor sich hatten sie Barrieren aus Holzstämmen aufgebaut. Ihre Absicht war es, die Straße zu sperren, das war klar. Sie hatten dafür einen sehr guten Platz ausgewählt, da links von ihnen der unbewachsene, felsige Hang stark anstieg, und rechts von ihnen ebenso steil Richtung Meer abfiel; sie ungesehen zu umgehen, war also nicht möglich. Mit Wohlwollen fiel ihm auf, dass die Männer nicht beunruhigt wirkten, sie also vermutlich nicht gesehen hatten. Was aber auch bedeutete, dass es sich aller Wahrscheinlichkeit nach um mehr als vier Männer handelte, da davon auszugehen war, dass diese sich bei der Wache abwechselten, und nicht die gesamte Zeit in voller Stärke an der Straße standen. Naheliegenderweise waren es also zumindest acht. Sie waren zum Kampf gerüstet, trugen Bögen und Schwerter. Auf den Schilden konnte er wieder jene schmucklosen, ihm unbekannten Hoheitszeichen ausmachen, vermutlich waren es also wieder Söldner aus der gleichen Gruppierung wie vor zwei Tagen.

Ohne sie erneut anzusehen, drängten sich ihr Nacken und ihr Rücken vor sein inneres Auge. Die sichelförmige Tätowierung. Er hatte eine seiner eigenen Grundregeln missachtet und sich ablenken lassen, was ihnen beiden, ohne Aturos wache Sinne, wohl das Leben gekostet hätte.

Sie lag unmittelbar neben ihm, sodass er ihre Schulter an seiner spüren konnte. Ein weiterer Fehler, dachte er, wenn die Männer einen von ihnen entdeckten, entdeckten sie beide. Er gab ihr mit dem Kopf ein kurzes Zeichen und sie krochen zum Pferd zurück.

„Einfache Reisende, oder wie?“, zischte er sie an, als sie neben Aturo aufgestanden waren, und er sich halbwegs sicher fühlte.

Sie sah zu ihm auf und biss, scheinbar aus Verlegenheit, auf ihre Unterlippe. Es machte ihn wahnsinnig. Vor allem, weil er sich im Moment der größten Gefahr schon wieder ablenken ließ.

„Was habt Ihr vor?“, waren ihre ersten Worte.

Er überlegte. Ärgerte sich aber vor allem über ihre Kühnheit, von ihm eine Lösung jener misslichen Lage zu verlangen, in die sie sie gebracht hatte. Egal, dafür war im Moment kein Platz.

„Gut. Oder auch nicht. Egal. Eigentlich.“ Er atmete tief durch, um sich zu sammeln. Wurde ruhig. „Einem Kampf können wir uns nicht stellen. Ich rechne damit, dass sie wieder zu acht sind, mir fällt keine sichere Lösung für diese Aufgabe ein. Variante eins wäre, durchzubrechen. Das heißt, mit hoher Geschwindigkeit auf sie zuzureiten, und darauf zu hoffen, dass sie uns aus Überraschung nicht treffen.“ Er sah sie an. „Überlebenschance zwischen niedrig und sehr niedrig. Variante zwei ist, dass wir uns Richtung Osten zu dem Mori-Pfad durchschlagen und sie umgehen. Überlebenschance sehr hoch, wird uns aber zwei bis drei Tage kosten.“

„Es ist weder Zeit dafür, sie zu umgehen, noch ist die Zeit zu sterben gekommen“, sagte sie. „Es muss noch einen anderen Weg geben.“

Er seufzte. „Variante eins, aber wir warten auf die Dunkelheit und hoffen, dass sie uns zuvor nicht entdecken. Und brechen dann am Ende der Nacht, kurz vor der Dämmerung, wo selbst die erfahrensten Soldaten gegen den Schlaf kämpfen, durch.“ Er sah sie an. „Erhöht die Überlebenschance beinahe auf eins zu eins, wenn Ihr mich fragt.“

„Bei diesen mageren Erfolgsaussichten ist es ebenso nicht annehmbar, so viel Zeit zu verlieren.“

Er seufzte erneut. Überlegte. „Kommt“, sagte er dann, und führte sie zurück zum Pferd.

„Wir haben vor kurzem ein Fuhrwerk überholt. Wir werden den Fahrer bitten, uns durchzuschmuggeln.“

„Ihr seid verrückt.“

„Dann eben der Mori-Pfad.“

„Dann das Fuhrwerk.“ Sie saß bereits auf Aturo. Er stieg auf und sie ritten nach Norden – also in entgegengesetzter Richtung zur Straßensperre – los.

Er bedeutete Aturo, den Schritt zu verlangsamen, als das Fuhrwerk in Sichtweite kam. „Lasst mich sprechen und wartet hier“, sagte sie. Wieder klang es mehr nach einem Befehl als nach einem Vorschlag. „Der Mann muss wohl unterwegs nach Leij sein, augenscheinlich einer unserer Getreidelieferanten. Ich denke, ich bin somit besser geeignet, die Verhandlung zu führen.“

Er zuckte nur mit den Schultern. Es machte ohnehin keinen Sinn, ihr zu widersprechen, so viel hatte er in den letzten beiden Tagen gelernt. Sie war bereits abgestiegen, ging dem Fuhrwerk zu Fuß entgegen, und schwenkte die Arme, um den Fahrer zum Anhalten aufzufordern.

Er blieb an Ort und Stelle stehen, außer Hörweite zu seinem Bedauern, doch war er sicher, dass sie diese Aufstellung mit Absicht gewählt hatte. Er betrachtete das überdurchschnittlich große, aber sichtlich in die Jahre gekommene Fuhrwerk, und dachte mit einem Schmunzeln, dass er auch dessen Fahrer mit den gleichen Zuschreibungen hätte belegen können. Nach einer Weile glaubte er an dessen Gesten – und jenen der Befreiten – zu erkennen, dass es zwischen den beiden zu keiner Einigung kommen würde.

Er gab Aturo ein leichtes Zeichen, der setzte sich in Bewegung und näherte sich mit betont langsamem Schritt und einem angedeuteten Bogen, um so wenig bedrohlich wie möglich zu wirken.

Doch der Fahrer des Fuhrwerks grinste ohnehin.

„Seid mir gegrüßt, Dub Ratoras. Wenn ich Euch durch mein Leben oder meinen Tod dienen kann, sagt Bescheid.“ Der Spott in seiner Stimme war nicht zu überhören. Aber es war ein warmer, dankbarer Spott, wie er auch unter alten Kameraden vorkam. „Aber schickt nicht dieses“, er zögerte einen Moment und schien seine Worte neu zu wählen, „Schickt mir nicht diese viel zu junge Dame mit ihren viel zu großen Worten vor.“

Auch er musste grinsen und stieg vom Pferd. Schlag seine Faust in einem kameradschaftlichen Gruß auf die seines Gegenübers. „Der Herr von Valo“, sagte er mit demselben Spott. „Der Tag, von dem ich niemals dachte, dass er kommen würde, er ist nun da. Ich stehe vor Euch, ohne Kraft, und ohne Plan, und nur Ihr könnt mir helfen.“

„Ich hingegen wusste, dass der Tag kommen würde.“ Jetzt lachten sie beide. Die Befreite stand neben ihnen, nahm den für sie wohl unerwarteten Verlauf des Gesprächs nur für einen kurzen Augenblick mit sichtbarer Verwunderung wahr, ließ aber gleich darauf wieder die gewohnte Gelassenheit erkennen.

Der Lenker wurde nach einigen weiteren Scherzen ernst. „Eine Straßensperre, hm? Und Ihr müsst durch, hm? Aber sie ist zu stark, es geht nicht mit Gewalt?“

„So ist es“, sagte er.

„Sie“ – der als Herr von Valo Bezeichnete betrachtete die Befreite mit einem verächtlichen Blick –, „Sie wollte sich unter der Ladung verstecken. Einem Haufen Getreidekörner. Ich sagte ihr, dass das nicht möglich wäre. ‚Nein‘, sagte ich zu ihr, ‚Nein, meine feine Dame, egal wie sehr mich Euer Anblick auch erfreuen mag. Denn wenn diese Schurken nur einen Funken Hirn im Schädel haben, werden sie mit ihren Lanzen durch die Ladung stechen. Und wenn dann Blut aus dem Wagen läuft, dann ist das nicht nur Euer Ende, sondern auch das meine.‘“

Der Lenker sah ihn an. „Nein, mein geliebter Dub Ratoras. Bei Thormond, dem Herrn der Vielen, ich würde jederzeit mein Leben für Euch geben. Aber es sollte zumindest ein bisschen einen Sinn ergeben.“

Der Angesprochene ging um den Wagen. Überlegte kurz und fasste einen Gedanken. Schüttelte den Kopf, nicht wie aus einer Ablehnung heraus, sondern aus einer sanft spöttischen Geste.

„Ihr seid ein wahrer Geizkragen, mein lieber Herr von Valo“, sagte er. „Immer noch der gleiche, alte Wagen.“

„Ich habe sechs Kinder, wie Ihr wisst. Und das führt nicht nur dazu, dass mein Weib mich inzwischen ansieht wie das siebente. Nein, das führt auch dazu, dass ich keine einzige Münze für einen solchen Schnickschnack zur Verfügung habe. Seht, sogar die Haare haben sie mir vom Kopf gefressen.“ Er hob seinen Hut, ließ seine Glatze herausblitzen und lachte schäkernd.

Die derbe Ausdrucksweise des Lenkers widerte ihn an. Niemals hätte er selbst in Gegenwart einer höhergestellten Dame, wie die Befreite zweifelsohne eine war, zu Worten wie diesen gegriffen, und vermutlich auch sonst nicht. Es ärgerte ihn vor allem, wie der Mann die Befreite dabei von

oben bis unten musterte, wenngleich sie gelassen neben ihnen stand und es klaglos hinzunehmen schien. Er seufzte. Es nutzte ohnehin nichts. Wollten sie die Sperre überwinden, brauchten sie ihn.

Er stand jetzt unmittelbar neben dem Fahrer. Lehnte sich mit einem sanften Grinsen zu ihm und änderte seinen Tonfall ins Verschwörerische.

„Ihr seid ein Ehrenmann, mein lieber Herr von Valo“, begann er, und verwendete bewusst wieder einen leicht spöttischen Ton. „Und als solcher werdet Ihr doch in keinem Fall wollen, dass die vor Euch stehende Dame denkt, dass der Hohlraum zwischen den Achsen auf der Unterseite Eures Wagens, der groß genug wäre, um zwei Personen aufzunehmen, dem Schmuggel dient?“

„Die Vielen mögen Euch holen“, rief er und hob theatralisch die Hände zum Himmel. „Jeder Einzelne von ihnen. Ihr wisst es so gut wie ich, ich bin ein grundehrliches Geschöpf, doch der Vorbesitzer des Wagens war ein übler Schmuggler, fürwahr. Doch ich hatte ihn längst vergessen.“

Er stieg ab, und kroch unter den Wagen. Stieß eine Reihe von Flüchen aus, die ein frommer Mann selbst unter der Folter nicht zu wiederholen gewagt hätte. Schaffte es dann anscheinend, das Geheimfach zu entriegeln. „Kommt. Es wird klappen“, und kurz darauf: „Ihr werdet es nicht glauben, der Schurke hat hier sogar noch Ware versteckt.“

* * *

Sie waren losgefahren und lagen nun in dem Versteck. Aturo hatten sie zurückgelassen, er hatte verstanden, dass er die Straßensperre nach Einbruch der Dunkelheit umgehen, und danach der Straße folgen musste. Sein Pferd war ein außerordentlicher Vertreter seiner Gattung, das war ihm bereits bewusst gewesen, doch die Befreite schien nochmals auf einer anderen Ebene mit ihm in Verbindung zu treten. „Ihr habt ein besonderes Pferd, seid Ihr Euch dessen gewahr? Es kann sich an alle Orte, an denen es bisher gewesen ist, erinnern, und Sanaia sei Dank, seid Ihr vor Jahren mit ihm an der Pforte von Leij vorbeigeritten.“ Und daher konnte Aturo durch ein von ihr zugeflüstertes Kommando dazu gebracht werden, sich auf sicheren Weg dorthin zu begeben. Er gab auf, sich darüber zu wundern. Auch wenn er es nicht verstand, im Moment war es ziemlich hilfreich.

Es war eng in ihrem Versteck, zudem leicht stickig, obwohl durch die Spalten ausreichend Luft und sogar etwas Licht drangen. Sie hatten die Oberkörper einander zugewandt, mit den Gesichtern in beinahe gleicher Höhe, um sich flüsternd unterhalten zu können, wobei das laute Rattern der Wagenräder auf der unebenen Straße ohnehin jedes Geräusch von ihnen verdecken musste. Zwischen sie hätte kaum ein einzelnes Blatt gepasst, so eng lagen sie aneinander, und bei jedem Schlagloch wurden sie aneinandergepresst – wogegen er zunächst noch ankämpfte, doch sich nach kurzer Zeit fügte. Zu angenehm war es, ihren gesamten Körper nur durch zwei dünne Lagen Stoff hindurch zu spüren. Und zu unschuldig und ehrenhaft, kaum ein Priester konnte etwas dagegen haben, handelte es sich doch um eine Notlage. Oder etwa doch? Er musste diese Frage für sich klären, bevor er im Herbst die Mönche aufsuchte. Doch ehe er weiter der Grübeleien verfiel,

fragte sie: „Woher kennt Ihr ihn?“, und brachte somit das Gespräch auf den Mann, der eben im Begriff war, sein Leben für sie zu riskieren.

„Lange Geschichte“, antwortete er abweisend.

„Wir haben Zeit.“ Er konnte sie im Halblicht lächeln sehen.

„Gut. Er ist einer der Bauern, die sich in der Ödnis – Eurem alten Land, wenn ich richtig verstanden habe – niedergelassen haben. Ein derber Geselle, fürwahr, vielleicht sogar ein kleiner Halunke – aber mit dem Herzen am richtigen Fleck.“

„Ich kann es immer noch nicht fassen, dass Wägen mit Fächern für Schmuggelgut Handel mit Leij betreiben“, sagte sie.

„Vermutlich besteht Bedarf“, sagte er, so trocken wie möglich.

Sie verzog das Gesicht, lächelte dann aber auch. „Gut, allem Anschein nach habt Ihr Recht. Oder auch nicht. Es interessiert im Moment nicht. Vielmehr – warum war er ohne zu zögern bereit, sein Leben für das Eure zu riskieren? Ich bin mit meinen Verhandlungskünsten nicht annähernd zu ihm durchgedrungen.“

„Ich habe ihm und den seinen einmal das Leben gerettet oder so.“ Er versuchte es möglichst beiläufig klingen zu lassen. Er beging keine Heldentaten, sondern folgte seiner Berufung. Also wollte er nun auch keine Geschichten erzählen, die nach Heldentaten klangen.

„Ich vermutete es. Erzählt.“

Er seufzte. Wie so oft in den letzten Tagen, wie ihm auffiel. Und wie so oft beugte er sich ihrem Willen. „Vahiri“, sprach er sie dann an, „Ihr scheint viele Talente zu besitzen, und ebenso vieles an Wissen erworben zu haben, zumindest erweckt Ihr den Eindruck, auch wenn Ihr es zu verbergen sucht. Gut, Ihr mögt Eure Gründe dafür haben. Ich hingegen habe genau ein Talent, und das ist das Töten. Wie ich Euch gestern erzählte, im Bürgerkrieg von La’a begonnen, habe ich es bis hin zur Schlacht der drei Heere perfektioniert. Vielleicht ist es nach Eurem Empfinden kein schönes Talent, aber ich bin, was der Eine aus mir gemacht hat, und kann es mir nicht aussuchen. Was ich aber kann, ist auszuwählen, wofür ich es einsetze.“ Er machte eine Pause. Sie sagte nichts, ihr Blick zeigte eine Art Neugier, also beschloss er weiterzusprechen.

„Wie gesagt, ich hatte in zu vielen Kriegen gekämpft, und war müde davon. Ich suchte mein Glück in der Einsiedelei, und bat den Einen, mir einen Weg zu zeigen, den ich auch gehen möchte. Nach wenigen Tagen – ich hatte mich gerade in Eurem alten Turm eingerichtet – nahm ich frühmorgens eine Rauchsäule wahr, schwang mich auf Aturo und ritt hin.“ Er wich ihrem Blick aus, und versuchte, an ihr vorbeizusehen.

„Ich kam gerade noch zur rechten Zeit. Eine Mori-Bande hatte den Hof ‚Valo‘ – den Namen wusste ich zu dem Zeitpunkt natürlich noch nicht – in Brand gesetzt und die Bewohner, den Bauern, seine Frau und seine fünf Kinder – das Jüngste konnte noch nicht einmal gehen – zusammengetrieben, an einem Pfahl festgebunden, und hatte ebenso bereits Feuerholz rund um sie aufgeschlichtet.“

„Sanaia bewahre“, flüsterte sie ergriffen. Wieder der Anruf ihres Gottes. Oder ihrer Göttin, zumindest klang es eher danach, auch wenn die Leij ja nach allem, was er wusste, ungläubig waren. Egal, es war nicht der richtige Zeitpunkt, diesen Punkt zu hinterfragen oder gar mit ihr zu erörtern.

„Ich habe so viele Menschen sinnlos sterben sehen“, sagte er daher leise. „Der Anblick des bevorstehenden Massakers machte mich nicht nur wütend, sondern vor allem auch traurig. Ich atmete tief durch, zählte die Angreifer, gab jedem von ihnen eine Nummer und ritt los. Die Mori sind – oder besser gesagt waren, wie man wohl sagen muss – schlecht bewaffnet und kannten keine Kriegstaktik. Sie waren zu siebt, doch war es nur ein kurzer Kampf. Ohne auf die blutigen Details einzugehen, die Bauernfamilie war gerettet und die Mori getötet. Das Haus war niedergebrannt, doch der Bauer zuckte nur mit den Schultern. ‚Wichtig ist, dass Ihr die meinen gerettet habt. Das Haus kann ich wieder bauen.‘ Dann hat er dreckig gelacht und gesagt: ‚Ich werde es so prächtig wieder aufbauen, dass sie mich oben in Sanpiere nur den ‚Herrn von Valo‘ nennen werden.‘“

Nachdem sie ihm bis zu dem Punkt angespannt zugehört hatte, lachte sie nun erleichtert auf. „Und zumindest Ihr nennt ihn so. Und er wurde nochmals beschenkt, wenn ich ihm vorher richtig zugehört habe?“

„Ja“, er wurde ernst. „Letztes Jahr wurde ihm das sechste Kind geboren. Ein prächtiger Bursche. Er bekam den Namen ‚Dub‘, in Erinnerung an die Rettung.“

Anerkennung lag in ihrem Blick. Er räusperte seine Verlegenheit weg. „Na ja, auf jeden Fall – ich sage es gerne und ich sage es ihm bei jeder unserer Begegnungen – hat er viel mehr mich gerettet. Ich bete, meditiere und wandere. Wie ich es auch zuvor getan habe. Doch nun schütze ich zudem noch die körperlich Schwachen, wann immer sie meinen Schutz benötigen.“ Er sah ihr nun direkt in die Augen. Ihr Blick war offen und von einer freundlichen Gelöstheit, die er bei ihr noch nie wahrgenommen hatte. „Und ja. Vermutlich habt Ihr es bereits erkannt. Das ist meine Berufung. Zu der ich durch ihn gefunden habe.“

„Ich bin nicht sicher, ob Ihr Eure Berufung bereits gefunden habt“, sagte sie mit sanfter Stimme, der Wagen verlangsamte seine Fahrt und kam zum Stillstand, bevor er ihr etwas antworten konnte. Der Moment der Entscheidung war gekommen, so viel war klar. Wieder war die Versuchung groß, ein Stoßgebet zum Einen zu schicken, wieder entschied er sich dagegen. Stattdessen beobachtete er sie, die – sichtlich angespannt, aber ansonsten ruhig und mit voller Aufmerksamkeit – neben ihm lag, und augenscheinlich versuchte, dem draußen stattfindenden Gespräch zu folgen.

Er versuchte es ihr gleichzutun, doch konnte er die Stimmen nur gedämpft wahrnehmen. Mit einem Mal hörten sie Lanzen durch das Getreide fahren, einen markig ausgesprochenen Befehl, und spürten, dass der Wagen sich wieder in Bewegung setzte. Er sah ihre Augen aufblitzen, sah wie sich ihr Mund öffnete und befürchtete, dass sie vor Freude jeden Moment losschreien würde, also legte er, ohne lange darüber nachzudenken, seine Hand auf ihren Mund.

Sie wirkte für einen Moment lang erstaunt, sah ihm dann tief in die Augen, griff mit einem immer sicherer werdenden Blick nach seiner Hand, und schob sie zur Seite. Ließ den Wagen, den Weg, und alles rundherum verstummen. Legte ihre rechte Hand in seinen Nacken, zog seinen Kopf die fehlende Handbreite näher, schloss die Augen und küsste ihn.

* * *

Er würde auch zu einem viel späteren Zeitpunkt nicht sagen können, wie lange sie in ihrem Versteck gelegen hatten, nachdem sie die Sperre passiert hatten. Die Mischung aus Leidenschaft, Gefühl und purem Verlangen, die sie in den Kuss zu legen geschafft hatte, hätte ihn wohl umgehauen, wenn er nicht ohnehin schon gelegen hätte.

So blieb der Wagen eben nach dieser undefinierbaren Zeitspanne stehen, sie stoppte den Kuss aber erst, als sie bereits ihren Lenker an der geheimen Türe nesteln hörten. Sie kletterten hinaus und standen, geblendet vom hellen Licht und auch, zumindest in seinem Fall, etwas verlegen, in der Nachmittagssonne.

„Meine erlauchten Gäste haben die Fahrt genossen? Ja?“, war das Erste, was ihr Lenker spottend sagte. „Lasst Euch gesagt sein, mein edles Fräulein, die Schlafstätten, die ein armer Waldbauer, wie ich es einer bin, sein Eigen nennt, sind noch härter! Und noch schmaler! Daher wurden die Herrin von Valo und ich ja auch mit so vielen Kindern beschenkt, nicht wahr, Dub?“ Er lachte schallend über seinen eigenen Scherz, während der Angesprochene vor Scham am liebsten versunken wäre. „Aber bei meiner liebsten Göttin Vasnahla, der Hüterin der Armen, so ist das eben. Und jetzt los, meine Edlen, mein Gespann benötigt eine Pause, und Ihr hattet Rast genug. Geht los, oder wollt Ihr gemeinsam mit einem einfachen Bauern in Eurer Stadt eintreffen?“

„Es wäre mir eine Ehre, seid versichert.“ Die Befreite sah den Lenker mit einem Blick an, der sogar ihn zum Schmelzen bringen musste. „Aber unsere Zeit ist in der Tat knapp bemessen.“

* * *

Die Schatten zeigten den späten Nachmittag an, als sie die Pforte von Leij erreichten. Rechts der Straße brach nach einer schmalen Baumreihe die Küste jäh Richtung Meer hin ab, links begann das Gebirge mit einer schützenden Steilwand, die so senkrecht und glatt war, als hätten sie riesenhafte Maurer in grauer Vorzeit errichtet. Insgesamt war die Pforte keine dreißig Pferdelängen breit. Ein idealer Platz, um Grenzen zu setzen und sie zu verteidigen, dachte der Soldat in ihm, und wunderte sich, wie schon beim ersten und einzigen Mal, als er an ihr gestanden hatte, dass keine Festungsanlagen zu erkennen waren. Nur zwei Soldaten, schwächliche Männer mit einfachen Schilden und Speeren, und ohne jegliche schützende Kleidung am Oberkörper standen Wache und blockierten den Weg, wobei die Blockade nur symbolischer Art war. Wäre es seine Aufgabe gewesen, ihren Weg mittels Gewalt fortzusetzen, hätte er sich nicht lange mit einem Kampf aufgehalten, sondern wäre einfach durch sie hindurchgerannt.

Sie hatten nicht viel gesprochen am Rest des kurzen Weges, sie hatte ihn lediglich auf einige Besonderheiten in der Landschaft aufmerksam gemacht, die er auch ohne ihre Hilfe erkannt hätte.

Dazwischen hatte sie immer wieder zu ihm herübergesehen und ihn wortlos angelächelt – worüber er sehr froh war, das Erlebnis im Versteck war deutlich zu frisch, als dass er darüber sprechen hätte können. Erst kurz vor der Pforte eröffnete sie ihr Gespräch von Neuem.

„Ihr tragt Euer Herz nicht gerade auf der Zunge, hochverehrter Dub Ratoras“, begann sie. „Und dennoch denke ich, dass ich darauf vertrauen kann, dass Ihr mir die Wahrheit und nichts anderes zur Antwort gebt, wenn ich Euch eine Frage stelle.“

Er brummte eine Zustimmung auf diesen einfachen Sachverhalt, den sie, wie es ihre Gewohnheit zu sein schien, sehr umständlich ausdrückte. Fragte sich aber, worauf das hinauslaufen sollte.

„Ihr habt letzte Nacht sehr offen darüber gesprochen, in welchen Schlachten Ihr gekämpft habt, und was Euer Motiv dafür war. Dass Ihr Euch als Diener des, wie Ihr es nennt, einzigen wahren Gottes fühltet, und für ihn töten wolltet.“

Er zuckte wieder mit den Schultern. „Hätte ich ein Geheimnis daraus machen sollen? Ich war auf der Suche nach meiner Bestimmung, und dachte, sie gefunden zu haben. Sah eine schöne Welt vor mir, in der alle Menschen glücklich im reinen Glauben lebten. In Städten, deren schönste Gebäude die Kirchen sind, in denen die Priester über die Weisheit und die Güte des Einen lehren.“

„Ihr müsst in seinem Namen viele Männer getötet haben. Und dennoch – Euer Freund, dessen Leben und Vermächtnis Ihr geschützt habt, und der selbiges ohne Wimpernzucken für das Eure riskiert hat – er hängt den Vielen an.“

„Ich möchte die Menschen danach beurteilen, was sie sind, und wie sie sich den Schwachen gegenüber verhalten. Und nicht aufgrund des Umstandes, von wem sie in ihren dunklen Stunden Beistand erbitten. Zudem“, er zögerte einen Moment. „Zudem ist es nicht richtig, dass meine Kriegsmüdigkeit alleine der Grund war, mich in die Wildnis zurückzuziehen. Natürlich war ich kriegsmüde – jeder, der in einem Krieg gekämpft hat, ist es. Doch nach der Schlacht der drei Heere habe ich begonnen, tief in mir, und natürlich ohne es zu wollen, an meinem Glauben zu zweifeln. Und wollte in der Einsamkeit der Ödnis wieder zu dem einzig wahren Gott und meinem unerschütterlichen Glauben finden.“

Gütiger Gott, vergib mir, murmelte er bei sich.

Sie waren nur mehr etwa zehn Schritte von den Wachen entfernt. Diese schienen die Befreite längst erkannt zu haben, und nahmen jetzt Haltung an.

Trotzdem blieb sie stehen, drehte sich zu ihm hin, und sah ihm tief in die Augen.

„Wer sind – aus Eurer Sicht – die größten Frevler? Jene, die an die falschen Götter glauben, oder jene, die an keinen Gott glauben?“

Er ließ sich mit der Antwort bewusst Zeit. Auf diese Frage gab es nur eine klare, richtige Antwort. Jene, die an keinen Gott glauben, das hatten die Mönche ihn gelehrt. Denn jene ohne Glauben stellten die Menschen auf eine Stufe mit dem Einen, während die mit dem falschen Glauben sich zumindest ihrer Stellung bewusst waren. Doch spätestens an diesem Ort, Auge in Auge mit ihr, wollte er diesen Gedanken weder wahrhaben noch aussprechen.

„Keiner von ihnen ist ein Frevler“, sagte er dann. „Ich respektiere ihren Glauben, genauso wie ihre Gottlosigkeit. Und erhoffe mir, dass sie meinen Glauben ebenso respektieren.“

„Das ist gut. Ich dachte es bereits.“ Sie lächelte, drehte sich von ihm weg, und schritt langsam und erhaben auf die Wachen zu.

„Hochverehrte Vahiri, mutigste unter den Weisesten von Leij“, grüßte der ältere der beiden, ein schlanker Mann mit kurzen, schwarzen Haaren und feinen Gesichtszügen. Er faltete dabei die Hände vor Nasenspitze und Mund, und senkte den Kopf leicht. „Mein Herz wird leicht, jetzt, wo ich Euch vor mir sehe. Zu viele Tage hielten wir schon Ausschau nach Euch.“

Auch sie führte die gleiche Geste mit ihren Händen aus.

„Und mich erfüllt es mit Stolz, zu sehen, wie Ihr in dieser schweren Zeit pflichtbewusst Euren Dienst erfüllt, mein hochverehrter Hauptmann, Zierde der Wache von Leij. Doch verzeiht – wir haben keine Zeit für große Worte. Schickt den Boten. Rasch. Der Hohe Rat soll noch vor Sonnenuntergang zusammentreten.“

„Natürlich, Vahiri, wie Ihr es wünscht.“ Auf einen Pfiff hin kam ein Knabe, er konnte die Mündigkeit noch nicht, oder wenn, dann gerade erst, erreicht haben, auf einem kleinen Pferd angeritten. Die zweite Wache, die bisher geschwiegen hatte, ging zu ihm hin und gab ihm – für sie unhörbar – einen Befehl weiter, woraufhin er mit sichtbarer Eile davonritt.

„Ich danke Euch. Dieser Krieger“, sie machte eine Geste in seine Richtung, „hat sich um meine Sicherheit verdient gemacht. Er wird in der Stadt als Dileas – als unser besonderer Gast – empfangen, und mich zum Hohen Rat begleiten.“

„Vahiri – es stellt für mich eine Ehre dar, Befehle von Euch zu empfangen, und jedem Eurer Worte möchte ich entsprechen. Aber er ist schwer bewaffnet – und Ihr kennt“, er unterbrach sich und sah augenscheinlich verlegen zu Boden. „Entschuldigt die Anmaßung eines einfachen Wachsoldaten, aber eben wollte ich Euch darauf aufmerksam machen, dass unsere Gesetze – die Ihr wohl kennt wie kaum jemand anderer – Bewaffneten verbieten, unsere Grenzen zu überschreiten.“ Es war ihm anzusehen, wie unangenehm ihm diese Sätze waren.

„Keine Sorge, mein Hauptmann“, sagte sie und gab ihrer Stimme einen sanften Klang, „ich persönlich übernehme die volle Verantwortung. Zudem wird er seine Waffen selbstverständlich ablegen, wenn er mich zum Rat begleitet.“

„Selbstverständlich. So sei es“, sagte der Wachposten. „Wer wäre ich, wenn Euer Wort für mich nicht ausreichte?“ Er drehte sich zu ihm hin. „Hochverehrter Dileas, besonders geschätzter Gast der Bürger, der Stadt und der Bucht, ich heiße Euch im Namen der Wache in Leij willkommen.“

Die Wache machte symbolisch Platz, und sie durchschritten die Pforte. Nach etwa dreißig Schritten öffnete sich das Gelände etwas, und sie standen am Beginn eines vielleicht fünfzig Pferdelängen breiten, und mehrere hundert Pferdelängen langen Platzes, dessen Pflastersteine komplett mit Gras überwuchert waren. Der Handelsplatz, wie sie ihm erklärte. Händler und Boten durften ihn betreten, wenn sie mit Leij in Geschäftsbeziehungen standen, doch hatte er über die Jahrhunderte an Bedeutung eingebüßt, da – aufgrund der Unsicherheit der Straße – der Handel

heute hauptsächlich über das Meer ablief. Daher war der Platz auch leer und vollkommen unbelebt. Zur Linken wurde er von den steilen Felswänden begrenzt, davor standen drei längliche, jeweils etwa fünfzig Pferdelängen lange Gebäude, die mit ihren weißen Marmorsäulen beinahe zu edel wirkten, um einfache Handels- oder Lagerhäuser zu sein. Zur Rechten wurde er durch eine Reihe hoher Zypressen, die ineinander zu wachsen schienen, und somit eine grüne, natürliche Mauer bildeten, begrenzt. Dahinter fiel die Küste steil zum Meer hinunter ab. Wie eine einzelne Stufe eines Riesen, dachte er, während er überlegte, wie er das Gespräch in die von ihm gewünschte Richtung bringen konnte.

„Vahiri“, sagte er dann ganz einfach und grinste leicht. Es war an der Zeit für sie, Farbe zu bekennen. „Fürwahr, ein wunderschöner Name.“

„Bleibt stehen“, sagte sie und drehte sich zu ihm. Sie waren etwa in der Mitte des Platzes angekommen. Ihr Blick war wie so oft von durchdringender Stärke, aber auch eine Spur Sanftheit und Verlegenheit war darin erkennbar. Doch dann senkte sie ihre Augenlider.

„Denkt nicht, dass ich Euch nicht vertraute. Oder Euch nicht mit jeder Faser meines Herzens gerne vertraut hätte. Aber ich konnte nicht sicher sein, dass die Erleichterung und die Freude darüber, dass Ihr mich vor Vergewaltigung und Tod gerettet habt, nicht mein Urteilsvermögen trübte.“

Sie machte eine Pause, und sah ihn an.

„Ihr müsst wissen, Leij wird nicht von einem König oder einem Fürsten regiert. Wir hatten nie einen Monarchen, und brauchen auch keinen. Statt einer einzelnen Person, die nur durch die Gnade der Geburt die Macht erlangt, regiert uns der Hohe Rat von Leij. Zwölf Auserwählte, die Weisesten unseres Volkes, bestimmen über unser Schicksal.“

Ihre Stimme war nun ganz sanft geworden, dennoch spürte er ihre immense Kraft darin. Er sah über die Baumreihe hinweg in den erstaunlich hellblauen Himmel, und fühlte auf eine der Logik nicht vollständig begreifliche Art den nächsten Satz schon mehr, als er ihn erahnte.

„Wir nennen sie ‚die Vahire‘, die Weisen“, fuhr sie im selben Ton fort, „und ja, ich bin eine von ihnen. Mein Name ist Noanme, Vahiri und Herrin von Leij.“

Sie sah ihn mit einer solchen Wucht direkt an, dass er Mühe hatte, ihrem Blick standzuhalten. Das dunkle Braun ihrer Augen schien einem absoluten Schwarz zu weichen und ihn hineinzuziehen. Als ihm schließlich drohte, schwindelig zu werden, senkte er seinen Blick.

Er war in seinem Leben bereits mehreren Mächtigen der Welt gegenübergestanden. Königen und Fürsten vor allem, aber natürlich auch Königinnen oder Fürstinnen, denn vor allem die edlen Damen schmückten sich gerne mit dem Glanz eines Kriegshelden. Und auch wenn er es in der Ordnung keines Heeres je ganz nach oben geschafft hatte, hatte er sich in jeder seiner Schlachten auszeichnen können und war daher in vielen Königsstädten ein beliebter Held, der oft in Herrscherhäuser zur Audienz befohlen wurde. Und dennoch – er war nie einer Herrscherin gegenübergestanden, die er mit der Befreiten – der Vahiri, wie er sich in Gedanken sofort korrigierte – hätte vergleichen können. Gut, die edlen Damen des Westens hatten genügend Zeit,

sowohl ihren Körper makellos zu halten als auch ihren Geist zu erweitern, und sich Wissen anzueignen, und viele taten auch beides. Und natürlich schaffte es jede von ihnen, ihre Untergebenen alleine durch einen Blick das Fürchten zu lehren. Aber die Vahiri strahlte so vieles mehr aus. Kraft. Güte. Weisheit, um nur einiges davon zu nennen.

Da er befürchten musste, sich in wenigen Augenblicken wieder in seinen Grübeleien zu verlieren, ging er schnell auf das rechte Knie, wie es im Westen üblich war, wenn man als einfacher Soldat einen Herrscher oder eine Herrscherin ansprach, und senkte den Kopf. „Vahiri. Verzeiht meine Respektlosigkeit.“

„Es gibt nichts, wofür Ihr um Verzeihung bitten müsstet“, sagte sie mit ruhiger und fester Stimme. Ging in die Hocke, um mit ihm auf Augenhöhe zu sein und richtete leicht sein Kinn nach oben. Nahm sanft seine Hände und stand gemeinsam mit ihm auf. „Das Gegenteil ist der Fall. Ich stehe nicht nur tief in Eurer Schuld, sondern habe Euch zusätzlich noch belogen.“

Sie ließ die Worte für einen Moment stehen, fuhr dann aber rasch fort.

„Die Zeit der Tilgung und der Sühne wird kommen, seid Euch dessen versichert. Aber heute muss ich den Rat und die Bürger von den neuesten, höchst unerfreulichen Ereignissen in Kenntnis setzen. Lasst uns nicht länger verweilen.“

Sie durchschritten den Platz in beschleunigtem Schritt, ohne aber zu hasten oder zu eilen. Nun, hier, innerhalb ihrer Grenzen und nach ihrer Enthüllung war es endgültig sie, die den Takt anzugeben schien.

„Ihr werdet erkennen, dass neben der Regierungsform noch wesentlich mehr Unterschiede zwischen den Königreichen des Südens und des Westens und der Stadt Leij bestehen“, sagte sie im Gehen. „Die Achtung der Würde und der Freiheit des Einzelnen etwa. Die Abwesenheit von Gewalt und Religion. Die tiefe Verbundenheit mit der Welt. Die Rechte der Frauen. Und vieles mehr. Genug davon wird Euch zu Beginn verwundern oder ungewöhnlich erscheinen. Aber mit der Zeit werdet Ihr sie schätzen lernen, unsere Art zu leben.“

„Mit der Zeit? Was meint Ihr damit?“, fragte er noch, doch sie waren in dem Moment am Ende des Platzes angekommen, und was er sah, raubte ihm die Stimme.

Sie standen an der Geländekante, unter ihnen, vielleicht zweihundert Mannhöhen, lag eine grüne Ebene, einen guten Morgenritt in der Länge und in der Breite. Links ragte eine Steilwand auf, deren Höhe mit den höchsten Gipfeln der nordwestlichen Gebirge mithalten konnte. Sie schien wie eine von Riesen erbaute Mauer die gesamte Landzunge Richtung Norden hin abzuschirmen. Rechts, im Süden, begann die sichelförmige Bucht, die ähnliche Ausmaße wie die grüne Ebene haben dürfte, und deren Blautöne eine Vielfalt und eine Tiefe aufwiesen, wie er sie noch nie zuvor gesehen hatte. Am rechten Rand seines Blickfelds, wohl exakt gegenüber der Stadt, die sich genau in der Mitte der Bucht zu befinden schien, verband ein kleiner Durchbruch – vielleicht breit genug für ein oder zwei Schiffe und so lange wie zehn – die Bucht mit dem offenen Meer.

Sie gab ihm die Zeit, die er benötigte, um das alles aufzunehmen. „Willkommen in Leij“, sagte sie dann in erhabenem Ton. „Eure Sprachlosigkeit ehrt uns.“

Doch dann lachte sie los. „Nun kommt, lasst uns die Stufen hinabsteigen. Wir werden unten von Boten mit Pferden erwartet.“

„Aturo“, fiel ihm erst jetzt ein.

„Seid unbesorgt, die Wache ist instruiert, und es gibt einen längeren, dafür aber für Pferde geeigneteren Weg nach unten. Wenn er es bis zur Grenze schafft, schafft er es auch in die Stadt.“

Sie gingen hintereinander die Stiegen hinab, er nach ihr. Er konnte sich kaum von dem Anblick der Bucht losreißen, der ihn wohl, egal wie oft er ihn noch sähe, nie kalt lassen würde. Die Stufen schienen direkt in den Felsen gehauen worden zu sein, dennoch waren sie von einer gleichmäßigen Höhe und Regelmäßigkeit, wie er sie nur aus den schönsten Kirchen und Domen kannte. Und es waren Hunderte. Erst kurz vor dem Ende der Treppe fiel sein Blick auf ihren Rücken, und er sah zwischen der sichelförmigen Bucht und ihrer gleichgeformten Tätowierung hin und her.

„Nein“, beantwortete sie seine Frage. „Nein, das tragen nur die Vahire. Die Herren auf der Schulter, die Herrinnen auf dem Rücken.“ Er formulierte in Gedanken eine weitere Frage, als sie die Antwort schon vorwegnahm. „Ihr müsst wissen, Tätowierungen werden in unserer Kultur nur in wenigen Ausnahmefällen, und da streng reglementiert, verwendet, umso größer also ihre Bedeutung. Doch davon gerne zu einem anderen Zeitpunkt mehr.“

Sie waren unten angekommen und am Fuße der Treppe stehen geblieben. Die Boten warteten bereits, kamen aber nicht näher, sondern hielten einen Abstand von gut zwanzig Schritten.

Ihm war die Verlegenheit, nicht zu wissen, wie man sich einer Vahiri gegenüber verhielt, scheinbar immer noch anzumerken.

„Seid unbesorgt“, sagte sie. „Wir Vahire sind keine Könige. Verhaltet Euch so respektvoll mir gegenüber, wie Ihr es bisher tatet, als Ihr mich noch für schwach hieltet, dann wird das genügen. Vahire sind auch keine Priester, die behaupten, unfehlbar zu sein, und dementsprechend verehrt werden wollen. Ich gebe es gerne zu, auch ich mache ständig Fehler.“

Sie senkte kurz den Blick, machte noch einen halben Schritt auf ihn zu, hob ihn wieder. Biss sich kurz auf die Unterlippe und sagte leise: „Wie der Umstand, dass ich Euch im Wagen geküsst habe...“ Sie ließ den Satz ausklingen.

Es musste ihr nicht unangenehm sein, dachte er. Bei aller Weisheit war sie doch auch eine junge Frau, die – falls die Leij die Mündigkeit wie der Großteil der Völker des Westens mit fünfzehn Jahren ansetzten – dieser vielleicht gerade um vier oder fünf Jahre entwachsen war. Und die Euphorie, dem sicher geglaubten Tod ein weiteres Mal entronnen zu sein, konnte eben zu diesen heftigen Gefühlsregungen führen, davon hatte er schon in der Vergangenheit zu seiner eigenen Schande so manches Mal profitiert. Mit Schauern dachte er an die zuvor als hoffnungslos eingeschätzte, aber schließlich geglückte Verteidigung von Tard-eau-ron zurück, die eine dreitägige, rauschende Orgie nach sich gezogen hatte. Mehr als die halbe Stadt hatte sich – genau wie er selbst – daran beteiligt, und mit Sicherheit hatten viele bis dahin fromme Männer und Frauen ihre Ewigkeit im Licht des Einen darin verspielt.

Sie sah ihn immer noch mit dem gleichen Blick an. Stellte sich auf die Zehenspitzen, um näher zu seinem Ohr zu kommen. Berührte ihn dabei nicht, doch war sie ihm so nahe, dass er sie trotzdem spüren konnte.

„Dass ich Euch im Wagen geküsst habe, war ein Fehler“, flüsterte sie noch einmal. „Ich hätte dies bereits viel früher tun sollen.“

4. Der Rat von Leij

Nach dem letzten Satz hatte sie ihn noch kurz angelächelt, sich umgedreht und war zu einem der bereitgestellten Pferde gegangen. Hatte kurz mit einer der Botinnen gesprochen, sich dann auf eines der bereitstehenden Pferde geschwungen und war in Begleitung der zweiten Botin im Galopp davongeritten.

Die erste kam nun, langsam reitend, auf ihn zu und sprang vor ihm in einer schwungvollen Bewegung vom Pferd ab. Sie führte die gleiche Geste durch wie die Wache, faltete also die Hände vor Mund und Nase und verbeugte sich leicht. Sie war deutlich größer als die Vahiri, ähnlichen Alters, hatte noch um einiges dunklere Haare, die sie zu einem einfachen Zopf geflochten hatte, und beinahe ebenso große, allerdings wasserblaue Augen. Sie war komplett in einem dunklen Blau gekleidet, ihr Gewand ähnlich wie jedes der Vahiri geschnitten. Ihre Haut – von der dadurch einiges zu sehen war – schimmerte in einem ebenmäßigen Braun, ihr Körper war drahtig, die Muskeln sanft modelliert – der Körper einer Frau, die ihn jeden Tag ihres Lebens gefordert hatte. Er fühlte sich an die idealisierte Darstellung der Töchter des Nebels, jener sagenumwobenen Kriegerprinzessinnen des Nordens, erinnert, die dort in mehreren Königreichen dafür verehrt wurden, dass sie zu früh gefallene Krieger an der Hand nahmen, den Weg zurück ins Diesseits zeigten, und als Preis dafür oft selbst den letzten Weg antreten mussten. Auch er selbst verehrte sie, und spürte ein kurzes Brennen auf der Innenseite seines linken Unterarms. Ohne hinzusehen wusste er, dass es von der kleinen Tätowierung eines Bransas – der sagenhaften Waffe und dem Symbol der Töchter des Nebels – ausging.

Er wiederholte seine Atemübung und riss sich damit aus seinen Grübeleien. Die Botin war schlicht von beeindruckender Erscheinung, das war alles. Bis vor wenigen Augenblicken hätte er es für unmöglich gehalten, dass eine Frau existierte, deren Schönheit jene der Vahiri geradezu verblassen ließ, und auch, wenn er es aus einem unerfindlichen Grund heraus nur ungern zugab, so ließ es sich nicht abstreiten, dass dem eben nun einmal genauso war. Und dann wurde ihm bewusst, dass er die beiden bereits gegeneinander aufrechnete, als ließe sich das aufrechnen, und er schämte sich im selben Augenblick dafür. Reiß dich zusammen, sagte er zu sich selbst, du wirst gerade ganz einfach nur zum Opfer deiner eigenen Sehnsüchte, ansonsten steckt nichts Mystisches dahinter. Er dachte kurz ans Kloster und grinste dann, als ihm sein gefallener Kamerad wieder einfiel, dessen These nun ein weiteres, noch weit schwerer wiegendes Argument zur Untermauerung erhalten hatte.

Sie schien sein Grinsen als Zeichen zu deuten, das Gespräch zu beginnen. „Mein Name ist Leondira, Darnadai – Botin und Dienerin – des Hohen Rates von Leij, in Verfügung von Vahiri Noanne“, stellte sie sich ihm vor. „Es ist mir eine Ehre, Euch kennenzulernen, hochverehrter Dileas.“ Sie trug es mit großem Stolz vor. Dem Hohen Rat zu dienen würde eine besondere Auszeichnung darstellen, vermutete er.

Er ahmte die Geste nach, so gut er es konnte. „Die Ehre ist ganz auf meiner Seite, hochverehrte Darnadai Leondira“, passte er sich auch der anscheinend üblichen ehrenvollen Ansprache einer Person an. Sie hob den Kopf und sah ihn – vermutlich ob der Tatsache, dass er seinen Namen

nicht genannt hatte – für einen Wimpernschlag skeptisch an, hatte sich dann aber gleich wieder unter Kontrolle. Er vermutete, dass das als unhöflich galt, wusste aber nicht, ob der Name Dub Ratoras auch ihr bekannt war, und wollte vermeiden, direkt als Mär angesehen zu werden. Sein Status als willkommener Gast musste für den Moment ausreichen, dachte er, und das schien auch zuzutreffen.

„Vahiri Noanme hat mich gebeten, Euch als Dileas alle protokollarischen Ehren zukommen zu lassen, sofern es die Zeit erlaubt. Und die Zeit erlaubt uns in Wahrheit – leider keine.“ Sie lächelte ihn breit an, wie um ihrer Rede die Ernsthaftigkeit zu nehmen. „Somit werde ich Euch zunächst Euer Quartier zeigen, wo Ihr die Gelegenheit haben werdet, Eure Waffen abzulegen. Danach werde ich Euch zum Hohen Rat bringen. Die übriggebliebene Zeit – und jene, die wir auf dem Weg verbringen – werde ich nutzen, um Euch bis dahin alles an Wissen zukommen zu lassen, das Ihr benötigt.“

Sie schien keine Antwort von ihm zu erwarten. Pfiff kurz durch die Lippen und ein zweites Pferd, das bisher im Hintergrund gestanden hatte, kam angetrabt.

„Ihr seht aus, als könntet Ihr Euch auf dem Rücken eines Pferdes halten?“

Er grinste. „Durchaus“, sagte er und schwang sich auf den Rücken des Tieres.

* * *

Sie hatten den kurzen Ritt – im Gegensatz zur Vahiri, die sie nicht mehr zu Gesicht bekamen – vor allem im Trab zurückgelegt. Leondira schilderte ihm kurz die Rolle, die ihm bei der Versammlung des Rates zugeordnet war – die sich im Wesentlichen auf jene eines schweigenden Zuhörers beschränken dürfte, der, im Falle von Rückfragen eines Vahires oder einer der Vahiri, wahrheitsgemäß Auskunft geben musste. Zumindest würde er auf gleicher Ebene wie die Bürgerräte stehen, und damit vor allen anderen Zuhörern, was immer das auch bedeuten mochte. Zusätzlich würde er aber nicht unter besonderer Bewachung stehen, da die Vahiri ihn eben zum Dileas gemacht hatte, für den sie auch persönlich bürgte. Diesen Titel – der in der Lebenszeit von Leondira noch nicht vergeben worden war – konnte ein einzelner Vahir verleihen, aber selbst wenn nicht, an wem wäre es schon, am Urteil der Vahiri Noanme zu zweifeln? Die Bewunderung, die in ihrem Vortrag mitschwang, war ihm beinahe schon unangenehm, obwohl er ihre kindlich-naive Begeisterung als äußerst liebenswert empfand.

Um das Thema zu wechseln, bat er sie, ihn, wie zuvor angeboten, mit einigem Wissenswerten zur Stadt Leij und der Bucht zu versorgen. Der Bitte kam sie gerne nach, er konnte aber mit der Fülle der Auskünfte, die sie ihm darbot, kaum etwas anfangen. Verwirrenderweise schienen die Leij andere Maß- und Zeiteinheiten zu verwenden als die anderen Völker des Westkontinents, sogar ihr Kalendersystem schien sich zu unterscheiden. Seltsam, wie sehr einen diese willkürlichen Normen, die man nie in Frage zu stellen pflegte, prägten. Eine Strecke von zehntausend Maß – war das weit? Länger als ein Morgenritt oder kürzer? Und wann war der Tag der Erde? Egal, es schien ihm nicht der Moment zu sein, nachzufragen, zumal sie den Rand einer Siedlung erreichten. Eine Reihe kleiner Holzhäuser, jedes vielleicht zwei Mal zwei Pferdelängen in der

Fläche, auf Pfählen in halber Mannshöhe stehend und mit Strohdach bedeckt, standen zu ihrer Rechten. Dazwischen blitzten Strand und Wasser durch, und er wunderte sich noch, dass die Leij es wagten, so nahe am Wasser zu bauen, während seine Führerin bereits darüber referierte, wie ruhig und berechenbar das Meer in der Bucht im Schutz des sichelförmigen Felsenringes doch war.

Leondira stoppte ihr Pferd und stieg wieder mit dem gleichen Schwung wie vorhin von ihm ab.

„Kommt“, sagte sie. „Dieses hier“, sie deutete mit dem Kopf auf eines der Häuser, „steht Euch für die Dauer Eures Aufenthalts zur Verfügung. Ich hoffe, es genügt Euren Ansprüchen, ansonsten möchte ich Euch schon jetzt um Vergebung bitten. Seid jedoch versichert, dass wir damit unsere Hochachtung vor Euch ausdrücken möchten, denn es gehört, alleine aufgrund seiner Lage, zu den schönsten, die wir haben.“

Er stieg ab, und schritt zwischen zwei Häusern durch. Er blinzelte, als er aus dem Schatten trat, und die Sonne sich auf der blauen Wasserfläche spiegelte.

* * *

Es war Abend geworden. Die kurze Zeitspanne nach der Ablage seiner Waffen hatte er in einem Ameran – einem leijanischen Badehaus – verbracht, um zumindest einen Punkt aus dem Protokoll der Aufnahme eines Dileas zu erfüllen. Er konnte sich nicht daran erinnern, wann er das letzte Mal in einer vergleichbaren Einrichtung gewesen war, wobei die einfachen Badehäuser der westlichen Königreiche ohnehin nicht mit dem leijanischen mithalten konnten. In der Ödnis hatte er sich zumeist nur an der Quelle oder an einem der kleinen Teiche gewaschen, das hatte ausgereicht, doch musste er zugeben, dass ihm die gerade gebotenen Annehmlichkeiten mit warmem Wasser und duftenden Seifen gefallen hatten. Der Herr des Badehauses hatte ihn schließlich noch mit leijanischen Gewändern versorgen wollen, was er aber rigoros abgelehnt, und sich wieder in seine schwarze, aus grobem Leder und groben Stoffen bestehende Kleidung, die ihm sowohl im Alltag als auch im Kampf diente, gezwängt hatte. Leondira hatte ihn danach wieder von seiner Hütte abgeholt, um ihn zum Ort der Versammlung zu bringen. Sie hatte die Kleidung gewechselt und trug nun ein leichtes, blaues Tuch um die Hüften, das bei jedem Schritt mitging, und ein knappes Oberteil, wie es in dieser Hitze offenbar niemanden verwunderte außer ihn.

Sie gingen zu Fuß, was ihn zwar zunächst verwundert hatte, er dann aber bald als sehr angenehm empfand. Der gut ausgebaute Weg, den sie entlangschritten, lag im Schatten mehrerer Bäume, es fühlte sich mehr wie ein Spaziergang durch einen lichten Wald als ein notwendiger Gang in einer Stadt an.

Aber Leij nur als eine Stadt zu bezeichnen traf es nicht richtig. Leij bestand – wenn er das recht verstanden hatte – aus der eigentlichen Stadt, die im Herzen der Bucht lag, und zahlreichen kleinen Siedlungen, wie jener, die er für die Dauer seines Aufenthaltes bewohnen würde. Zentrum der Stadt bildete ein gigantischer, gepflasterter Platz, der direkt an den langen Holzsteg in der Mitte der Bucht anschloss. Der Anblick des Platzes hatte ihm den Atem geraubt, seiner

vorsichtigen Schätzung nach war er zumindest zweihundert Pferdelängen lang, und in etwa fünfzig breit. An den Längsseiten – der östlichen und der westlichen, wenn er sich richtig orientierte – standen nur durch schmale Gassen voneinander getrennte weiße Gebäude mit wuchtigen Marmorsäulen und spitzen Dachgiebeln. Handelshäuser, Verwaltungsgebäude, Markthallen, aber auch Schulen, Philosophiken – wenngleich er mit dem Begriff nichts anfangen konnte – und Ärztehäuser. Am dem Steg gegenüberliegenden Nordende befand sich ein flaches, geschlossenes Gebäude mit hohen, verglasten Fenstern und auffälligem Balkon zum Platz hin, das zentral stehend etwa die Hälfte der Schmalseite einnahm. Links und rechts davon standen wiederum jene marmornen Säulen, die er inzwischen als typisch für offizielle Gebäude in Leij erkannt hatte. Diese markierten vor allem den Durchgang zu dem, was sich dahinter, in den sanft ansteigenden Hang eingebettet, befand – das wohl größte Amphitheater, das er bislang gesehen hatte.

Er musste sich kurz sammeln von der Vielzahl der Eindrücke, die auf ihn einprasselte. Aus allen Gassen, und vom Meer her, strömten Menschen, trafen sich am Platz, erfüllten diesen mit unheimlichem Lärm, und zogen weiter, durch die Säulen hindurch zu den Zuschauerrängen des Theaters.

Leondira war neben ihm stehen geblieben, hatte ihm geduldig die Zeit gegeben, und lächelte ihn nun an, wie um abzuklären, ob er bereit war, weiterzugehen.

„Ich habe noch nie etwas so Unglaubliches gesehen“, sagte er, und begann langsam in Richtung der Säulen loszugehen.

„Eure Sprachlosigkeit ehrt uns“, verwendete nun auch sie den gleichen Ausdruck, den die Vahiri schon benutzt hatte. Aber sie hatte auch ganz einfach recht damit. Während sie ihm noch das eine oder andere Detail erklärte, blieb er stumm, bis sie im Theater angekommen waren. „Unfassbar“, sprach er wiederum aus, was er sich dachte. Die Tribüne war vollständig aus weißem Marmor und umfasste in etwa dreißig Sitzreihen, die in Halbkreisform in den Hang hineingebaut waren. Allein in der obersten Reihe befanden sich mit Sicherheit mehrere hundert Plätze, insgesamt mussten wohl gut zehntausend Personen Platz finden.

„Auf der Tribüne findet die gesamte Bevölkerung von Leij Platz“, sagte Leondira, die nach wie vor neben ihm stand, in diesem Moment. „Aber nun kommt. Ich werde Euch zu Eurem Platz bringen, wenn Ihr es erlaubt. Auf mich warten meine Verpflichtungen als Dienerin des Hohen Rates. Am Ende der Sitzung werde ich – oder jemand anders, je nach Weisung der Vahire – Euch wieder abholen.“

Sie brachte ihn zu seinem Platz, ganz rechts außen in der ersten Reihe der Tribüne. Links von ihm, in den ersten beiden Reihen in der Mitte, saßen die Mitglieder des sogenannten Bürgerrates. Wie sie ihm erklärt hatte, durften die Bürger jedes der vierzig Verwaltungsbezirke jährlich in geheimer Abstimmung jeweils einen Vertreter aus ihrer Mitte in den Bürgerrat wählen. Die Bürger konnten dann ihrem Vertreter ihre Anliegen in den Bürgerrat mitgeben, dieser versammelte sich wöchentlich, immer einen Tag vor den Sitzungen des Hohen Rates. Im Bürgerrat wurde über die Anliegen abgestimmt, und bei Mehrheit wurden sie vom Vorsitzenden

des Bürgerrats zu Beginn der Sitzung den Vahren übergeben – die diese dann zur Abstimmung oder Beratung entgegennahmen, oder direkt ablehnen konnten. Der Bürgerrat hatte somit keine formelle Entscheidungsbefugnis, war aber ein wichtiges Beratergremium für den Hohen Rat, da er doch die Meinung des Volkes widerspiegelte.

Der eigentliche Hohe Rat befand sich etwa eine Mannhöhe unter ihm. Im Zentrum des Halbkreises waren in der gleichen Form mit etwas Abstand zueinander zwölf Marmorbänke ohne Lehne aufgestellt, ihnen gegenüber – dort, wo sich bei einem richtigen Theater die Bühne befunden hätte – standen zwei prunkvolle, an Throne erinnernde marmorne Stühle – vermutlich, so dachte er, für die Vorsitzenden des Rates, wobei dann aber in Summe zu viele Bänke da wären. Es hatte keinen Sinn, sich über diese unbekannte Zeremonie Gedanken zu machen, da er sie in Kürze miterleben würde.

Unter den Bürgerräten fiel ihm ein Mann auf, ohne dass er hätte sagen können, warum. Er war weder der Älteste noch der Würdevollste unter ihnen, und doch stach er ihm besonders ins Auge. Während die anderen Bürgervertreter miteinander flüsterten oder ehrfürchtig zu den leeren Bänken des Hohen Rates blickten, sah dieser Mann immer wieder über die Tribüne hinweg. Nicht suchend, eher prüfend. Als wollte er nicht wissen, wer anwesend war, sondern wie die Anwesenden reagieren würden. Für einen Wimpernschlag kreuzte sein Blick jenen Leondiras. Ihre Miene blieb unbewegt, aber etwas an der Spannung ihrer Schultern veränderte sich. Dann erklang irgendwo eine Trompetenfanfare, und der Augenblick war vorüber.

Es schien loszugehen. Er sah, dass Leondira – und elf andere Männer und Frauen – etwa fünf Schritte hinter den Marmorbänken Aufstellung nahmen. Sie alle trugen blaue, leicht transparente Tücher aus augenscheinlich feinen Stoffen, die an der linken Seite festgeknotet waren und damit den Blick auf eines der Beine erlaubten. Männer wie Frauen trugen darüber hinaus so gut wie nichts. In diesen Gewändern, dachte er, ließe sich keine Klinge verbergen, nicht einmal ein Messer – und im selben Augenblick wurde ihm klar, dass genau das ihr Zweck war. Eine Vorkehrung also, kein Versuch, das Auge zu erfreuen. Während er sich noch fragte, wogegen ein Volk sich so vorsah, das seit zweitausend Jahren keinen Krieg geführt hatte, ertönte eine weitere Fanfare, jeder einzelne Bürger erhob sich, und die Vahire marschierten ein.

Sechs Männer und sechs Frauen, die Herren und Herrinnen von Leij. Sie reihten sich gegenüber dem Publikum auf, falteten die Hände und senkten mit der ihm inzwischen bekannten Grußformel den Kopf. Die Vahire waren wie die Diener des Rates gekleidet, nur dass alles daran ganz in Weiß gehalten war. Seide, vermutete er. Die Gewänder mussten ein kleines Vermögen kosten.

Hatte er zuvor, als er Leondira in ihrer Aufmachung erblickt hatte, die Atemübung gebraucht, zwei Augenblicke ein und vier aus, so half sie ihm bei der Vahiri nicht. Sie zog ihn, hier, in ihrer Bucht, in ihrem Auditorium, mit einer Kraft in ihren Bann, der er endgültig nichts mehr entgegensetzen hatte.

Er versuchte, sich auf die beginnende Ratssitzung zu konzentrieren. Ein älterer, würdevoll wirkender Mann mit scharfen Gesichtszügen, markanter Nase und weißen, kurz geschnittenen Haaren – von dem er vor allem aufgrund der Autorität, die er ausstrahlte, annahm, er müsste der

Vorsitzende sein –, hatte die Sitzung gerade eröffnet. Die Bürger und den Bürgerrat von Leij begrüßt und ihnen gedankt, dass sie kurzfristig zu dieser außerordentlichen Sitzung am Tag des Meeres zusammengekommen waren. Den Vorsitzenden des Bürgerrates informiert, dass laut Protokoll bei außerordentlichen Sitzungen kein Einreichen von Anträgen oder Themenstellungen möglich war, was dieser mit einem Nicken quittiert hatte. Der Ratsvorsitzende verwendete große, ausschweifende Worte, und als er den Dileas willkommen hieß, war dieser bereits wieder abgeschweift und bekam erst mit, dass es um ihn ging, als ihn gefühlt zehntausend Augenpaare anstarrten.

Die Vahiri war am Wort, und stellte sich auf jene Position gegenüber Rat und Tribüne, auf der der Vorsitzende zuvor gestanden war. Die restlichen Vahire hatten sich jeweils auf einer der Bänke niedergelassen, die Diener standen nach wie vor jeweils dahinter, die Throne waren leer geblieben, und schienen in der Zeremonie keine Rolle zu spielen. Er versuchte, ihr zuzuhören, was aufgrund der geringen Distanz zwischen ihnen mühelos gelang, nahm aber an, dass ihr Standort den akustisch besten Punkt im gesamten Theater markierte, denn auch die Menschen in den hintersten Reihen schienen jedes Wort, das sie sagte, zu verstehen. Die gesamte Anlage war das reinste Wunder.

Eine Vision durchzuckte ihn, nur ganz kurz. Er saß, zusammen mit vielen anderen Menschen, in einem großen, saalartigen Raum, in einem bequemen Sessel, und starrte auf eine gigantische Lichtquelle. Er schüttelte die Vision ab. Erst hatten sie ihn jahrelang verschont, nun hatte er die dritte innerhalb kürzester Zeit. Es musste irgendetwas mit ihr zu tun haben, da war er sicher, wollte den Gedanken aber nicht weiterverfolgen, sondern griff jenen von vorhin wieder auf – die Frage, wogegen die Gewänder der Vahire eine Vorkehrung sein sollten. Anscheinend war die Vergangenheit Leijs nicht so friedlich und frei von Gewalt gewesen wie die Gegenwart. Er zwang sich, wieder der Vahiri zuzuhören. Sie berichtete gerade über geheime Verhandlungen mit Vertretern verschiedener westlicher Königreiche in Sanpiere. Sanpiere war mit Sicherheit ein guter Platz für Geheimverhandlungen, sagte er sich, nicht nur, weil es die nächstgelegene Königsstadt von Leij aus gesehen war. Das Königshaus von Sanpiere war fromm und strenggläubig, und baute große Kirchen und Dome zu Ehren des Einen. Der Hauptdom war zudem durch seine zahlreichen Reliquien ein beliebtes Pilgerziel. Gleichzeitig tolerierte es aber auch die Tempel der Vielen, und auch religiöse Splittergruppen fanden Platz für ihre Gebetshäuser.

Zum anderen erlaubte der König aber sowohl Glücksspiel als auch Prostitution, was zwar nach einem scharfen Kontrast und einer Zweiteilung der Stadt in einen moralischen und einen unmoralischen Teil klang, in Wahrheit aber Tür an Tür lag, und so mancher fromme Pilger sollte schon in den eher zweifelhaften Häusern der unteren Halbwelt gesehen worden sein. Wie auch immer, zu guter Letzt war der große Hafen ein Schnittpunkt mehrerer Handelsrouten, an dem unter anderem Gewürze und Kavesos vom Südkontinent, Seide aus dem Osten, sowie Eisenerze, Getreide und andere Güter aus den westlichen Königreichen gehandelt wurden.

In diesem Durcheinander war es sicher ein Leichtes, Verhandlungen zu führen, die einer Öffentlichkeit verborgen bleiben sollten. Ein weiterer Vogel fällt in einem Taubenschlag nicht auf, dachte er – es sei denn, der Vogel war zu bunt. Und wenn jeder der Leij in Sanpiere schon

rein optisch auffallen musste, so war die Vahiri wohl das Äquivalent eines bunten Papageis, und war daher allem Anschein nach zu ihrem Beinahe-Verhängnis auch dem Falschen ins Auge gestochen.

Er sah weiter durch die Reihen. Sein Blick blieb an einer Bürgerrätin hängen, die in seiner Nähe saß. Es war wohl nicht so, dass die Leij schön geschaffen wurden, es war mehr, dass sie vieles taten, das sie schön aussehen ließ. Gesund aussehende Gesichtshaut. Gepflegte Haare. Körper, die weder die Geschichte des Hungers noch die des Übermaßes zu kennen schienen, und darüber hinaus in die feinsten Stoffe gehüllt wurden. Stoffe, die in erster Linie nicht zur Verhüllung, sondern zur Unterstreichung der körperlichen Vorzüge von Mann und Frau gedacht schienen. ‚Am schlimmsten sind die, die keine Götter haben‘, fielen ihm die Predigten der Priester wieder ein, ‚denn sie stellen den Menschen in seiner sündigen Unvollkommenheit in den Mittelpunkt.‘ Hier, in dieser beeindruckenden Kulisse, schien das ziemlich abwegig, und er dachte kurz darüber nach, ob ihn sein nächster Weg wirklich ins Kloster von Solazzia führen sollte.

Er schaffte es schließlich dann doch, sich zusammenzunehmen und der Vahiri zuzuhören. Anders als den Leij hatte ihm die Reise zu den Verhandlungen als Grund für ihre Gefangennahme gereicht, und er war an den ganzen restlichen Details ihrer Geschichte nicht besonders interessiert, doch nun kam sie zu jenem – er musste kurz überlegen – erst zwei Tage zurückliegenden Abend, an dem sie überfallen worden war.

Sie war, wie bei der Hinreise, ohne Geleitschutz, ohne sich zu erkennen zu geben, unterwegs gewesen. Die traditionellen Kleider unter einer weiten, braunen Mönchskutte verborgen, um wie ein Pilger auszusehen. Allein – es hatte nichts genutzt. Söldner im Auftrag ihrer Tributherren – der Saran Khot – hatten ihr aufgelauert und sie überfallen. Auch diesen Teil der Geschichte schilderte sie in aller Ausführlichkeit, in gelassenem Fluss unter Verwendung der schönsten Worte der westlichen Hochsprache. Die Leij waren ein Volk, das in Frieden lebt, dachte er. Ein Volk, das Zeit hat, Geschichten zu erzählen.

Sie suchte und fand seinen Blick. Der ihre war fester geworden, während sie weitersprach. Sie war bei dem Teil, an dem er selbst eingegriffen hatte, angelangt, und er spürte, wie einer nach dem anderen ebenfalls zu ihm blickte, bis er wiederum glaubte, dass nun alle Augen der Stadt auf ihm ruhen müssten.

„Und somit“, war sie dabei, ihre Erzählung abzuschließen, „hat er mir nicht nur das Leben gerettet, sondern mich auch unbeschadet wieder zurück in die Bucht geführt. Obwohl ich nicht weiß, ob ich seine Unterstützung und Gnade angesichts meines Scheiterns überhaupt verdient habe, so stehe ich den Rest meines Lebens in seiner Schuld, und somit verdient er auch den Dank Leijs für den Rest seiner Tage.“

Wo zuvor noch immer wieder ein Raunen oder einzelnes Geflüster durch die Menge gegangen war, hätte man nun eine einzelne Feder fallen hören können. Es schien, als würden im Gegensatz zu ihm viele wissen, oder zumindest zu wissen glauben, was als Nächstes kommen würde, und mit Spannung darauf hinfiebern. Sie sah wieder zu ihm hin, und ihr starker Blick genügte ihm als Aufforderung, aufzustehen.

„Und somit stelle ich, Noanne, Vahiri des Hohen Rates von Leij, demselben heute am ersten Tag des Meeres nach der Frühjahrssonne den Antrag, dem hier stehenden Dileas, der außerhalb unserer Grenzen vor allem als Dub Ratoras bekannt ist, den Titel Mecenas, Schutzherr des Rates, der Bürger, der Stadt und der Bucht von Leij, zu verleihen.“

Das Raunen der Menge war gewaltig. Der Vorsitzende musste mehrmals die Hände heben, um dem Volk unter Verwendung seiner Gestik Ruhe zu bedeuten. Dann sah er in seine Richtung.

„Hochverehrter Dileas, seid Ihr der, den die Vahiri Noanne soeben als Dub Ratoras bezeichnet hat?“

Ihm war mulmig zumute, auch weil er die tausenden Augen spürte, die immer noch oder schon wieder auf ihm ruhten. Die mit Sicherheit die großen Unterschiede zwischen den Leij und ihm wahrnahmen. Begonnen bei seinen langen, schwarzen Haaren, die trotz der Pflege im Badehaus wild und unbeugsam von seinem Kopf abstanden. Seinen harten Gesichtszügen. Seiner Gestalt, die nichts von der feinen Zeichnung der Leij hatte, sondern durch Kämpfe und tägliche Kampfübungen sowohl geschunden als auch auf eine beinahe brutale Art und Weise kraftvoll wirkte. Und zuletzt seiner schwarzen, zweckmäßigen Kleidung, die nichts von der Feinheit und Erhabenheit der leijanischen Stoffe hatte.

„Ja“, sagte er, und bemühte sich um einen festen Klang. „Ja, der bin ich.“

„Wie ist Euer Name?“

„Ich habe keinen.“

„Ihr habt keinen?“ Der Vorsitzende war offensichtlich verwundert. Auch durch die Menge ging wieder ein Raunen und Gemurmel.

„Ich habe keinen“, bekräftigte er.

„Ungewöhnlich. Höchst ungewöhnlich.“ Der Vorsitzende machte eine Pause und sah ihn mehrere Augenblicke lang an. „Aber nicht durch unsere Gesetze verboten, die für diesen Fall vorsehen – ich zitiere – wenn ein Mann oder eine Frau keinen Namen von ihren Eltern oder sonstigen Bezugspersonen erhalten hat, oder der Name ihm oder ihr nicht Erinnerungswert ist – so ist er oder sie berechtigt und verpflichtet, sich selbst einen Namen zu geben.“ Er machte eine weitere Pause, wie um seinen Zuhörern eine Gelegenheit zum Nachdenken zu geben. „Und dem habt Ihr ja offensichtlich bereits Folge geleistet. Somit“, er sah in die Runde der versammelten Vahire, und dann wieder ihn an, „Somit stelle ich Euch die Frage: Hat sich die Geschichte so zugetragen, wie Vahiri Noanne uns eben berichtete?“

Und als spürte er seine Verunsicherung, fügte er noch hinzu: „Nicht dass wir an den Worten der Vahiri zweifeln würden, selbstverständlich ist sie darüber erhaben. Aber der eigene Blickwinkel mag jeden Mann und jede Frau trügen, auch wenn es sich um eine Vahiri handelt.“

Er war kurz nicht ganz sicher, ob er die in seinen Ohren hochgestochen wirkenden Worte des Vorsitzenden richtig verstand. „Ich kann die Geschichte bestätigen“, sagte er nach kurzem Nachdenken, und versuchte, die Ausdrucksweise bestmöglich nachzuahmen. „Jedes Wort ist

wahr, es hat sich exakt wie geschildert zugetragen. Sie hat nichts weggelassen und auch nichts hinzugefügt.“ Wobei das natürlich – insbesondere angesichts dessen, was sich im Hohlraum des Wagens ereignet hatte – nicht ganz richtig war. Aber das gehörte nun wirklich nicht hierher.

Der Vorsitzende schwieg und sah ihn an. „Ich, Achiad, Vorsitzender und erster unter Gleichen des Hohen Rates von Leij, stelle somit fest“, sagte er und sah zur Vahiri, „dass Euer Antrag – wenngleich außergewöhnlich – Gültigkeit besitzt. Vahire“, er sah wieder in die Runde, „gibt es dazu weitere Wortmeldungen?“ Er wartete einen Augenblick ab, und als alle schwiegen, fuhr er fort: „Gibt es am heutigen Tag weitere Anträge aus den Reihen der Vahire?“ Wieder wartete er einen Moment. „Nun dann“, er erhob die Stimme und richtete sich offensichtlich wieder an die gesamte Menschenmenge, „Der Hohe Rat wird sich bezugnehmend auf den Antrag der Vahiri Noanne, und zu ihrem gescheiterten Unterfangen, beziehungsweise zum weiteren Vorgehen in der Frage unserer Tributpflicht, zur Beratung zurückziehen. Die Ergebnisse werden, sobald sie vorliegen, über einen der Vahire verkündet. Es ist nicht davon auszugehen, dass sie – in jener Form, in der das gewöhnlich an den Tagen des Rates passiert – kommuniziert werden. Noch unwahrscheinlicher ist, dass es noch am heutigen Abend etwas mitzuteilen gibt.“ Er holte Luft und sah durch die Zuschauerreihen: „Bürgerinnen und Bürger von Leij – ich danke für euer Kommen. Der öffentliche Teil der Sitzung ist somit beendet.“

Mit einem Mal war das Auditorium mit Tausenden von Stimmen gefüllt, deren Träger sich in Bewegung setzten. Er selbst stand etwas verdattert an seinem Platz, und wusste nicht recht, was er tun sollte. Er suchte durch die Menschen hindurch den Blick der Vahiri, fand sie zwar, aber sie sah nicht in seine Richtung. Leondira stand neben ihr, hatte ihr ihre Seite zugewandt und den Oberkörper nach vorne gebeugt, wohl um ihr Ohr näher an den Mund der Vahiri zu bringen. Immer wieder drehte sie sich direkt zu ihr, sah sie an und nickte. Dann, mit einem Mal, richtete sie sich auf, und beide sahen in seine Richtung. Er fing den Blick der Vahiri auf, sie lächelte, und der große Platz verstummte. Er wusste natürlich, dass das unmöglich war, aber er blieb verstummt. Auch jede Bewegung, die er wahrnahm, schien unendlich langsam zu verlaufen, und er war dabei, sich irgendwo zwischen ihr und dem so unwirklich blau erscheinenden Himmel zu verlieren. Was war es, das ihn gerade an ihr derart in den Bann zog? Rein äußerlich würde sie in vielen Städten des Westens wohl auffallen, doch hier in Leij tat sie das nicht. Aber dennoch hob sie etwas von allen anderen ab, etwas, das er immer noch nicht benennen konnte.

„Dub“, hörte er auf einmal jemanden sagen.

„Was?“, sagte er, unfähig mehr herauszubringen.

„Ich darf Euch doch so ansprechen?“ Leondira stand vor ihm und lächelte ihn an. Er versuchte, seinen Blick auf ihre Augen zu richten. Auch wenn sie deutlich größer als die Vahiri war, war sie immer noch kleiner als er. Somit war dieses Unterfangen schwieriger, als es hätte sein müssen, und er war sich ziemlich sicher, dass ihr das nicht entging. Im Gegensatz zur Vahiri hob sie sich äußerlich sogar in Leij ab, und das nicht nur wegen der blauen Augen, die er noch bei niemand anderem in dieser Stadt gesehen hatte. Doch das Gefühl, wenn er sie ansah, war nicht mit dem zu vergleichen, das in ihm aufstieg, wenn er sich in den Augen der Vahiri verlor. Es war anders. Roher. Körperlicher. Und vor allem um einiges unpassender.

„Natürlich“, beeilte er sich daher zu sagen, um seine Verlegenheit zu verstecken. Dub, der Schwarze, als Verkürzung seines Namens, wurde auch von den wenigen Kontakten, die er in der Ödnis hatte, verwendet.

„Das Protokoll sieht vor, dass ein zum Dileas ernannter Gast sein erstes Abendmahl in Leij im Kreis des Hohen Rates einnimmt. Doch heute“, sie strahlte ihn an, als hätte sie eine unheimlich gute Nachricht zu verkünden, „Heute ist es aufgrund der tagesaktuellen Lage und der daraus resultierenden, notwendigen Beratungen und Abstimmungen, nicht möglich, das Protokoll einzuhalten. Es ist daher der Wunsch von Vahiri Noanme, dass ich Euch begleite, und beim Abendessen Gesellschaft leiste. Wenn das auch Euer Wunsch ist“, fügte sie noch hinzu.

„Natürlich“, sagte er rasch.

„Es ist auch mein persönlicher Wunsch“, sagte sie noch, als sie sich in Bewegung setzten und lächelte.

* * *

Es war dunkel geworden. Sie saßen auf der Holzfläche, die sich meerseitig vor seinem Haus befand und die Leondira als ‚Terrasse‘ bezeichnet hatte, und sahen ins schwarze Wasser, das mit einer monotonen Gleichmütigkeit sanft gegen den Strand schwappte. Es war Tag des Meeres, also hatten sie Fisch mit Gemüse gegessen, den sie zuvor gemeinsam an seiner Feuerstelle neben dem Haus zubereitet hatten. Eine Einladung zum Essen besagte in Leij nicht nur nichts über den Ort des Essens, sondern beinhaltete im Unterschied zu den westlichen Königreichen auch eine Einladung zur gemeinsamen Zubereitung der Mahlzeit, was er unheimlich liebenswert fand. Zu oft hatte er in der Ödnis auf ordentliche Mahlzeiten verzichtet, weil ihm die einsame Zubereitung zuwider war.

„Heute früh in der Reuse gefangen“, hatte sie den Fisch kommentiert, und mit dem Kopf in Richtung der Engstelle zum offenen Meer gedeutet.

„Eine Reuse?“, hatte er gefragt.

„Eine Reuse. Am Tag des Meeres sperren wir in der Früh den Ein- und den Ausgang der Engstelle, ziehen ein Netz durch, und entnehmen dann genau die Menge Fisch, die wir brauchen.“

Das gefiel ihm. „Und wie oft ist Tag des Meeres?“, fragte er noch.

„Jede Woche“, sagte sie und sah ihn mit einer Spur Verzweiflung an. „Wie nennt Ihr den heutigen Tag?“

Er musste tatsächlich nachrechnen. „Montag“, sagte er dann.

„Tag des Mondes? Aber der ist doch erst wieder in sieben Tagen.“

„In sieben?“ Er war erstaunt. „Aber dann müsste er doch auch heute...“ Er unterbrach sich. „Leondira, wie viele Tage hat Eure Woche?“

„Neun natürlich.“ Sie sah aus, als wäre sie in hohem Maße verwundert.

Das Essen war ausgezeichnet, die Gespräche angenehm. Es stellte sich heraus, dass Leondira die Bucht noch nie verlassen hatte, was für einen Bürger von Leij nichts Ungewöhnliches darstellte, eher das Gegenteil war der Fall. Nur die Vahire pflegten Reisen zu unternehmen, mussten sie doch über die Entwicklungen in der Welt im Bilde bleiben. Somit war er, der den gesamten Kontinent bereist, und – zumindest gefühlt – fast an jedem Ort gekämpft hatte, für sie ein interessanter Gesprächspartner. Und sie gleichermaßen für ihn, da sie ihm die Grundlagen der leijanischen Gesellschaft und Kultur beibringen konnte. Zumindest dachten sie das zu Beginn. Denn wenn dir alles an deiner Kultur alltäglich vorkommt, und du nichts anderes kennst, worüber berichtest du dann einem Fremden?

Nach dem Essen lehnten sie nebeneinander an der Hauswand, mit einem Glas roten Weines in der Hand. Das Glas aus heimischer Fertigung, kunstvoll gefertigt und rein, wie er es sonst nur aus Palästen kannte. Der Wein mild, aber geschmackvoll, ein Import vom östlichen Kontinent. In der Bucht wuchsen zwar Weintrauben, doch stellten die Leij selbst keinen Wein her. Überhaupt schien nur in Maßen getrunken zu werden, ein oder zwei Gläser zum Genuss waren genug, auch das gefiel ihm, der die Trinkgelage in den westlichen Königreichen zwar mitgemacht, aber immer auch mit einer Portion Skepsis betrachtet hatte.

Irgendwann schwiegen sie und genossen auf diese Art ihre Gesellschaft. Es war wichtig, mit einem Menschen ein gutes Gespräch führen zu können, dachte er, doch noch wichtiger war es, gemeinsam schweigen zu können. Ihre Schultern hatten sich schon während des gesamten Abends immer wieder wie zufällig berührt, doch nun schien sie sich mit voller Absicht seine Nähe zu suchen. Nach den Jahren der Einsamkeit war sie nun die zweite Frau innerhalb dieser wenigen Tage, der er so nahe kam. Er konnte nicht anders, als es als angenehm zu empfinden und wollte es somit einerseits genießen, andererseits fragte er sich, worauf das alles hinauslaufen sollte. Zusätzlich war er verunsichert, weil ihm diese aller Wahrscheinlichkeit nach vollkommen unschuldigen Berührungen wieder verdeutlichten, dass er nicht wusste, wie die gesellschaftlichen Gepflogenheiten in Leij waren. Er konnte hierzu auch einfach aus keinem Erfahrungsschatz schöpfen, da bereits eine derartige Annäherung in den westlichen Königreichen undenkbar gewesen wäre. Männer und Frauen durften einander erst berühren, nachdem sie in einer der Kirchen des Einen den ewigen Eid abgelegt hatten, darüber hinaus war alleinstehenden Männern der Kontakt zu Witwen erlaubt – aus purer Notwendigkeit heraus, dass viele Männer aus den Kriegen nicht mehr zurückkehrten, und es neben wirtschaftlichen Bedürfnissen nun mal auch andere gab, die einfach da waren, und nicht, beziehungsweise nur schwer verleugnet werden konnten. Aber auch diese Verhältnisse wurden nur stillschweigend geduldet, und in der Gesellschaft nicht anerkannt. Leondira würde seine Gedanken wohl nicht nachvollziehen können, die Maßstäbe schienen in Leij andere zu sein. Berührungen, so vermutete er, waren hier ganz einfach nur Berührungen, das Udenkbare würde selbstverständlich auch hier undenkbar bleiben.

Er schüttelte diese unpassenden Gedanken ab. Die Mischung aus der jahrelangen Einsamkeit, seinen religiösen Zweifeln und den Wundern dieser Stadt war dabei, seine Gedanken endgültig zu verwirren, und die Tatsache, dass seine Gastgeberin wie eine Tochter des Nebels aussah, hatte seinem wohl geschwächten Geist weiter zugesetzt. Zusätzlich kämpfte er noch damit, innerlich

noch nicht vollständig in seiner neuen Lage angekommen zu sein. Kein Wunder vielleicht, wenn er daran dachte, dass er vor zwei Tagen noch in der selbstgewählten Bedeutungslosigkeit und Leere seiner Existenz gelebt, und das seitdem Geschehene noch nicht mal erahnt hatte. Wie sollte er auch damit umgehen, dass er, statt in seine Einsamkeit zurückzukehren oder ins Kloster zu gehen, nun in dieser sagenhaften Stadt zum – wie war der Titel nochmal – ernannt werden sollte?

Leondira schien sein fortgesetztes Schweigen wohl als Zeichen, dass er seine Ruhe haben wollte, zu deuten, zumindest stand sie auf, blieb aber neben ihm stehen. Vielleicht wartete sie darauf, dass er sie formell verabschiedete. Wie das hier zu geschehen hatte, wusste er zwar nicht, aber mit ziemlicher Sicherheit durften nur höhergestellte Personen dies im Sitzen durchführen. Aber auch falls nicht, würde es sich komisch anfühlen, also erhob auch er sich und stand nun etwa im Abstand einer Armlänge neben ihr. Sie sah kurz in Richtung Meer, drehte sich wieder zu ihm, wobei sie – beabsichtigt oder nicht – den Abstand zwischen ihnen um die Hälfte verkürzte. Sie lächelte ihn kurz an und legte ihre rechte Hand auf seine Brust. Sah kurz, wie um Verlegenheit zu signalisieren, weg, und ihn dann wieder an. Ihre blauen Augen blitzten auf und erschienen ihm riesig.

„Sagt“, begann sie. Wieder ein verlegener Blick. „Ist es vermessen, Euch zu fragen, ob Ihr Lust habt, mit mir schwimmen zu gehen?“

Er sah auf die schwarze Fläche, in der sich der Mond spiegelte. Sein Geist hatte sich so manches Denkbare und Undenkbare ausgemalt, als sie zu sprechen begonnen hatte, aber damit hatte er nun wirklich nicht gerechnet. Der Gedanke, in diese nasse Dunkelheit hineinzutauchen, war einfach zu abwegig. Er war in seinem gesamten Leben vermutlich keine fünf Mal im Meer gewesen, dann natürlich immer nur mit den Füßen, und in der Nacht selbstverständlich überhaupt noch nie. Zusätzlich zweifelte er daran, dass das moralisch überhaupt in Ordnung war, auch wenn man die Maßstäbe Leijs und nicht jene des Westens anlegte. Er wusste auch nicht, wie die Leij ins Wasser gingen, vermutete aber, dass sie sich dazu zumindest noch ihres traditionellen Tuchs entledigen würden. Die Kinder, die er am Nachmittag baden gesehen hatte, waren sogar komplett nackt ins Wasser gegangen. Gut, das war zwar für mündige Menschen auszuschließen, aber er wusste so schon nicht, wohin er schauen sollte, wenn sie, so wie sie im Moment angezogen war, vor ihm stand. Mit einem Wort, ihr Vorschlag war grotesk, aber selbst wenn er es nicht gewesen wäre, war ihr Ansinnen ohnehin bedeutungslos, ein weiterer, ganz handfester Grund stand ihrem Wunsch im Wege.

„Es tut mir leid – aber ich kann nicht schwimmen“, sagte er.

„Ihr könnt nicht schwimmen?“ Sie wirkte geradezu bestürzt.

„Nein.“ Jetzt sah er sie verlegen an. Für ein Volk, das am Meer lebte, war das wohl gänzlich unvorstellbar. Vielleicht sogar etwas Schamhaftes. Ein Makel. Zumindest wirkte es so.

„Oh. Und ich lauschte den ganzen Abend voller Faszination den Geschichten aus Eurer Zeit als Soldat, und voller Grauen und Hoffen gleichermaßen den Erzählungen über die vielen Schlachten, in denen Ihr gekämpft habt. Es...“ Sie unterbrach sich und zögerte. „Es besteht hier ein Zusammenhang, nicht wahr?“

Irgendwo war er wieder verwundert, wie kompliziert sie diesen einfachen Sachverhalt – dass er nicht schwimmen konnte – darstellte. Aber, wie er schon den ganzen Tag festgestellt hatte, die Leij pflegten sich nun mal eher langatmig und kompliziert auszudrücken. Wie ein Volk eben, griff er den Gedanken aus der Ratssitzung wieder auf, das seit Generationen im Frieden lebt, und die Zeit dazu hat. Im Gegensatz zu den nördlichen Reitervölkern oder den westlichen Königreichen, wo man jederzeit damit rechnen musste, von einem feindlichen Pfeil oder Speer durchbohrt zu werden, und sich daher eher kurzfassen musste. Wie auch immer, natürlich bestand ein Zusammenhang, wenn sie den so sehen wollte. Ein berittener Krieger, dessen Schlachtfelder vor allem in Steppen und Wäldern zu finden sind, sah das Meer ganz einfach nur selten, und dann vor allem bis auf wenige Ausnahmen nur aus der Ferne.

„Ja“, sagte er daher. „Ja, wenn Ihr so wollt.“

„Das ist“, begann sie wieder, und zögerte dann. „Das ist ganz einfach so wahnsinnig“, sie sah zu Boden, „schade. Wahnsinnig schade.“

„Ja“, sagte er wieder, obwohl er sie immer noch nicht ganz verstand. Wenn das in Leij einen solchen Makel darstellte, so sollte sie es ihm eben beibringen, nur vielleicht nicht mitten in der Nacht. Beim heiligen Dzordzas, Schutzpatron von La’a, wie schwer konnte das schon sein?

Sie war bereits an der kleinen Treppe, die von der Terrasse zum Strand führte, angelangt. „Dann wünsche ich Euch angenehme Träume in Eurer ersten Nacht in Leij. Ich komme wieder, sobald der Rat mich mit der Nachricht über seine Entscheidung über Eure mögliche Ernennung zum Mecenasschickt. Oder die Vahiri es für angemessen hält. Und vielleicht“, sie zögerte wieder für einen Moment, „Vielleicht erzählt Ihr mir dann mehr über Eure Schlachten und Eure Heldentaten?“

„Ich habe mich nie als Held empfunden. Aber natürlich erzähle ich Euch gerne mehr über Kampf und Tod, wenn Ihr das wünscht. Zumindest darauf verstehe ich mich“, sagte er mit einem leichten Grinsen.

„Ja“, sagte sie, flüsterte noch: „Ihr seid so unglaublich tapfer“, und war verschwunden.

Er ging durch die nur mit einem großen, edlen Stoff verhängte Tür nach innen. Licht fiel durch die beiden Fenster, die weder mit Holzläden, wie in den Häusern der normalen Bürger des Westens, noch mit Glas, wie die Häuser der Reichen, geschlossen waren. Sie waren ganz einfach offen; Vorhänge gab es zwar, doch waren sie in den warmen Nächten wohl nicht nötig, wodurch man ganz ohne Kerzen, rein durch das Mondlicht, genug im Inneren der Hütte erkennen konnte. Die Witterung dürfte diese Bauweise wohl zulassen, selbst im Winter würde es hier nicht richtig kalt werden.

Der eine Raum war, soweit er es als einfacher Krieger beurteilen konnte, beinahe prunkvoll eingerichtet, das hatte ihn bereits am Nachmittag bei seinem ersten, kurzen Betreten sprachlos gemacht. Ein Bett aus massivem, fein abgeschliffenem Holz, so groß, dass ein ausgewachsener Mann sich sowohl längs als auch quer hineinlegen hätte können. Ein Tisch mit glattpolierter Platte, zwei Sesseln, die weder knarrten noch wackelten, wenn man sich darauf setzte. Der Höhepunkt aber war ein Möbelstück, wie er es nur einmal, als er nach einer Schlacht als

Belohnung für seine Leistung eine Audienz beim Fürsten von Meilo erhielt, in dieser Größe gesehen hatte. Ein Spiegel, zwei Unterarmlängen hoch, eine breit. Es war jetzt zu dunkel, als dass er sich selbst darin hätte erkennen können, dennoch strich er behutsam über das geschliffene Glas, und den kunstvoll gestalteten Holzrahmen. Zu welchem Reichtum musste es dieses Volk gebracht haben, wenn es in seine Gästehäuser Spiegel dieser Größe hängen konnte?

Er hielt inne, wollte sich keine Gedanken darüber machen und dachte über seine mögliche Ernennung zum Schutzherren nach. Glaubte nicht, dass er sie annehmen würde, sollten sie ihm den Titel verleihen wollen. In wenigen Tagen würde er stattdessen wieder in der Einsamkeit und Bescheidenheit seines Turmes sitzen. Bis dahin konnte er diese Annehmlichkeiten auch ganz einfach genießen, dachte er und ließ sich aufs Bett fallen. Vielleicht würde ihm sogar jemand das Schwimmen lehren, wer wusste schon, wozu es möglicherweise einmal gut sein würde.

Er fragte sich, ob er die Vahiri je wiedersehen würde – und falls ja, ob er sie bitten könnte, ihm das Schwimmen beizubringen, aber vermutlich war beides alleine aufgrund ihrer herausragenden gesellschaftlichen Stellung ausgeschlossen.

5. Tage in Leij

Er strich Aturo nochmals über das Fell am Hals und klopfte ihm zweimal leicht auf die Seite. Natürlich hatte das schlaue Tier verstanden, wohin er wollte, und dass es den anderen, sicheren Weg wählen sollte, und war etwa fünf Tage nach ihm – also heute vor achtzehn Tagen, was genau zwei leijanischen Wochen entsprach – hier angekommen, auch wenn er immer noch nicht verstand, wie Noanne ihm das Ziel seiner Reise eigentlich mitgeteilt hatte.

Er ging los. Aturo stand nicht, wie er es als üblich empfunden hätte, bei ihm am Haus, sondern auf einer Koppel, die gute drei- bis viertausend Maße davon in Richtung der Bergkette entfernt war. Hier war das Gras grüner als neben dem Strand, und alle Pferde, die es in der Stadt gab – erschreckend wenige für sein Empfinden – waren in diesem Gebiet untergebracht. Aturo schien sich gut in eine Herde eingefügt zu haben, und ihn, ganz im Gegensatz zu ihm, nicht besonders zu vermissen. Aturo war nach wie vor die erste Erinnerung, die er hatte. War dagewesen, als er in diesem Waldstück in dem unwirklich weit von dem allen hier entfernten Norden zu sich gekommen war. Er hielt inne, wie um sich selbst davon zu überzeugen, dass das nun bereits weit über zwanzig Jahre zurücklag. Aturo war kein Fohlen mehr gewesen, damals, und musste sich somit nun auch schon in einem fortgeschrittenen Pferdealter befinden. Vielleicht war er ganz einfach froh, dass die unstete Zeit vorbei, oder zumindest für den Augenblick unterbrochen, war.

Dieser neue Abschnitt ihres Lebens konnte ruhiger werden, dachte er, ruhiger als alle Jahre, die hinter ihnen lagen. Er war zum Mecenas, Schutzherrn des Rates, der Bürger, der Stadt und der Bucht ernannt worden, einem Titel, der seit langer Zeit nicht mehr verliehen worden war. Somit war er nicht nur für die Sicherheit verantwortlich, sondern konnte darüber hinaus in den öffentlichen Sitzungen Fragen und Anträge stellen, was ansonsten nur dem Vorsitzenden des Bürgerrates vorbehalten war. Die politische Ordnung Leijs war seiner Meinung nach allem, was er bisher gesehen hatte, weit überlegen. Die Weisesten regierten, doch taten sie das als Gruppe, da ein Einzelner immer irren konnte, egal wie weise er auch sein mochte. Doch selbst dieser Irrtum eines einzelnen Vahirs schien ihm mehr als unwahrscheinlich. Die Ratsherren strahlten einerseits, nicht nur in den Sitzungen, eine erhabene Intelligenz, gepaart mit einem stolzen Gerechtigkeitssinn aus, der aus seiner Sicht nicht zu überbieten war. Andererseits waren sie aber bescheiden genug, um nicht von ihrer eigenen Unfehlbarkeit überzeugt zu sein, sondern hatten stets ein Ohr für ihre Bürger, sei es offiziell in den Anhörungen des Bürgerrates, oder, viel öfter, in einfachen Gesprächen, zu denen sie jederzeit bereit schienen. Die einfachen Bürger konnten ihren Anliegen somit indirekt durch die Wahl ihres Bürgerrates, oder direkt durch ein Gespräch mit einem Vahir Gehör verschaffen. Anders als in den Königreichen des Westens mussten die Herrschenden auch nicht vor ihren Untertanen geschützt werden, was wohl auch damit zu tun haben musste, dass sich die Vahire nicht von den Bürgern abzuheben versuchten, sich selbst nur als die Weisesten der Bürger, und als Erste unter Gleichen bezeichneten, und keinerlei materielle Vorteile aus ihrer Position zogen.

Ein auserwähltes Volk, regiert von den Weisesten, das keine materiellen Notlagen kennt, dachte er, als er sich dem Stadtzentrum näherte, und den Kontrast der strahlend weißen Gebäude zu dem

ihm immer noch unglaublich blau erscheinenden Himmel bewunderte. Ein auserwähltes Volk, das in einem unvergleichlichen Zeitalter des Friedens und der Sicherheit lebte, und somit stellte auch sein Titel mehr ein Privileg als eine Aufgabe dar. Praktisch gesehen machte ihn seine Stellung zum Bürger von Leij, solange er das zu sein wünschte, und es herrschte ganz allgemein die Annahme vor, dass er dies auch bis zum Ende seiner Tage bleiben würde. Welchen Grund hätte er auch, zu gehen?

Die Leij hatten nicht nur ein Faible für das Erzählen ihrer Legenden, sie waren auch aufmerksame, nahezu begeisterte Zuhörer, und so hatte er bereits zu mehreren Gelegenheiten seine Geschichten in größerer Runde erzählt. Er war unter den Bürgern hoch angesehen, vor allem aus dem Grund, dass er seine Kraft und sein Kampfgeschick in den letzten Jahren in den Dienst der Schwachen gestellt hatte, doch eine kleine Gruppe junger Bürger um Leondira zeigte auch hohes Interesse an seinem Handwerk, wie er es nannte, und ließ sich von ihm in den Fertigkeiten und in der Denkweise des Kriegers unterrichten. Eine Aufgabe, die ihm Freude bereitete, wenngleich er nicht wusste, wofür die Ausbildung der Gruppe in diesen friedvollen Zuständen eigentlich dienen sollte. Das war irgendwo auch sein einziges Problem in der Stadt. Er lebte wie im Paradies – doch hatte er keine Bestimmung. Keinen Zweck, dieses paradiesische Leben zu führen.

Heute Vormittag waren sie bereits zu fünfzehnt gewesen, die kleine Gruppe schien mit jedem Tag zu wachsen. Einer seiner Schüler, ein junger Mann mit anmutigen und weichen Gesichtszügen, der den schönen Namen Elarin trug, hatte sogar ein eigenes Symbol für sie gemalt, die Sichel von Leij, aber in blutroter Farbe, stilisiert mit einigen Farbklecksen, die wohl Blutropfen darstellen sollten.

Es wirkte geradezu grotesk in diesem friedlichen Umfeld. Der Hohe Rat sah dies alles mit Missfallen, wie ihm mitgeteilt wurde, untersagte es aber nicht. Zum einen entsprach es nicht den pazifistischen Grundsätzen von Leij, zum anderen erlaubte der Tributvertrag mit den Saran Khot weder die Bewaffnung von einfachen Bürgern noch die Bildung einer Armee. Eine Miliz in Form einer Stadtwache war aber erlaubt, wobei er das alles als unerheblich empfand. Die Wahrscheinlichkeit, dass ihre Tributherren Wind von ihren Kampfübungen bekommen würden, ging gegen Null.

Er griff sich an die linke Schulter. Leondira hatte es heute erstmals geschafft, ihn in einem simulierten Kampf mit Holzschwertern zu besiegen, was er immer noch nicht ganz glauben konnte. Der Rest der Gruppe kämpfte wie Knaben, oder eigentlich noch schlechter. Gerade im Bogenschießen ließen ein paar von ihnen etwas Talent erkennen, im Schwertkampf aber waren sie hilflos. Doch Leondira war anders, die geborene Kämpferin. Eine wahre Tochter des Nebels, die ihn heute – hätten sie mit echten Waffen gekämpft – trotz ihrer unterlegenen Physis getötet hätte.

Er erreichte das Zentrum der Stadt, und ging zwischen Auditorium und Stadtverwaltung hindurch auf den großen Platz, der jetzt, kurz nach Mittag, vollständig in der Sonne lag. Bei genauerer Betrachtung war es nicht ein großer, rechteckiger Platz, sondern handelte es sich um drei quadratische Plätze mit der Seitenlänge von jeweils einhundertfünfzig Maßen. Im Mittelpunkt des nördlichen und des südlichen Quadrats standen prunkvolle Brunnen, die Szenen aus den

Legenden von Leij darstellten. Der Mittelpunkt des mittleren Platzes war auf den ersten Blick unscheinbar, hatte es aber umso mehr in sich. Ein Quader aus Marmor, dessen Seitenlänge gerade etwas länger als eine Armlänge war – nämlich genau ein Maß lang. Dies hier war das Urmaß von Leij, aus dessen Vielfachem, aber auch aus dessen Teilen sich alle Distanzen in Leij berechnen ließen. Leondira hatte ihn durch Zufall auf den Stein aufmerksam gemacht und ihm seine Bedeutung erklärt. Er hatte sie zunächst nicht verstanden, ihr die von ihm benutzten Längen- und Höhenangaben erläutert, und deren Vorteil, ganz einfach für jedermann anschaulich und vorstellbar zu sein.

„Das mag schon sein“, hatte sie daraufhin zu ihm gesagt. „Aber dennoch ist beinahe ein jeder Mann von unterschiedlicher Höhe, und beinahe ein jedes Pferd unterschiedlich lang. Und ein jedes kann an einem Morgen eine andere Strecke zurücklegen. Und vor allem – wie lange ist eigentlich ein Morgen? Von der Dämmerung bis Mittag? Oder doch kürzer?“ Er hatte dagegenhalten wollen, dass diese Dinge doch nicht so relevant waren. Ging es wirklich darum, das alles so genau sagen und messen zu können? Doch sie hatte schon weiter argumentiert.

„Nehmen wir an, wir hätten vier Tischler. Der eine würde die Tischplatten herstellen. Zwei weitere die Tischbeine. Und der vierte aus dem Haufen an Platten und Beinen idente Tische montieren. Wenn jeder weiß, dass ein Tischbein acht Zehntel Maße lang ist, geht das auf. Wenn sich das jeder mithilfe seines Pferdes ausrechnen will, muss das scheitern, und jeder Tisch wäre windschief.“ Sie lächelte. „Und außerdem, wie willst du an den Pferden etwas messen? Sie stehen ja doch nicht still. Der Stein schon.“ Er musste über ihre Erklärung lachen, und konnte nicht anders, als ihr zuzustimmen, als sie ihn bereits auf die nächste bemerkenswerte Eigenheit der Leij aufmerksam gemacht hatte – die Zeit. Von der kleinsten Hütte bis zur größten Halle war ein jedes Gebäude in Leij exakt an der Nord-Süd-Achse ausgerichtet, somit konnte man vom Schattenwurf des Gebäudes ausgehend – wenn man von der nordöstlichen zur nordwestlichen Ecke einen gedachten Halbkreis zog – die Tageszeit sehr genau feststellen. Die Leij unterteilten den Halbkreis in zehn Segmente, die sich aus Sonnenauf- und Sonnenuntergang in den Ecken, und neun weiteren gleichmäßig verteilten Punkten ergaben. Jeder dieser Punkte hatte eine fortlaufende Zahl, so war Mittag zum Beispiel sechs Zeiten, der mittlere Nachmittag sieben oder acht Zeiten und so weiter. Die Segmente wurden mit ‚vor‘ oder ‚nach‘ den Punkten bezeichnet. Er hatte auch das zu Beginn sehr verwirrend gefunden, musste aber inzwischen auch die Vorteile erkennen. Es war einfach leichter, mit jemandem ein Treffen auszumachen, wenn man die Zeit genauer als „in der Mitte des Vormittags“ festlegen konnte.

Er blickte sich auf dem Platz um. Es waren nur vereinzelt Menschen unterwegs zu dieser sechsten Zeit des Tages, richtig voll schien es hier ohnehin nur am Tag des Rates zu sein, wenn nach Abschluss des öffentlichen Teils der Sitzung das Volk auf die Verkündung der Abstimmungsergebnisse und Beratungen des Rates wartete, was aber mehr an ein Volksfest als an ein geduldiges Innehalten erinnerte. Überall am Platz wurden dann Grillplätze aufgebaut, die Menschen standen, lachten und aßen zusammen, oder saßen mit einem Glas Wein an dem langen Steg, der inzwischen nur mehr gute fünfzig Maße vor ihm lag. Dieser hatte seine ursprüngliche Bedeutung fast vollständig verloren. Die Leij hatten den Handelshafen nach Osten verlegt, an

einen Strand außerhalb der Bucht. Dies war zwar unpraktisch, da die Ladung mit Ochsenwägen über die etwa sechzig Maß hohe Geländeerhebung transportiert werden musste, die die Bucht vom Meer außerhalb trennte, hielt aber die Händler nicht nur vom Betreten der Stadt ab, sondern diese auch vor neugierigen Blicken fern. Somit diente der Steg in der Stadt nur mehr für den Empfang von besonderen, geladenen Gästen – da niemand eingeladen wurde, war aber auch das nur von theoretischer Bedeutung.

Es war wohl aber auch deshalb eher ruhig, weil hier – für eine Stadt, in deren Zentrum sich ein Platz dieser Größe befand – kaum jemand wohnte. Leij war in vierzig Verwaltungsbezirke eingeteilt, jeder bestand aus einer Siedlung mit dreißig bis hundert Häusern, verfügte über ein Badehaus, einen Versammlungsplatz und wählte einen Vertreter im Bürgerrat. Nachdem das leijanische Jahr in vierzig Wochen eingeteilt war, hatte jede Siedlung für eine Woche den Vorsitz in diesem Gremium. Das Zentrum umfasste vier Siedlungen, jeweils zwei westlich und östlich des Platzes, in zweiter Reihe hinter den Verwaltungsgebäuden, und somit nur rund vierhundert Wohnhäuser. Die restlichen sechsunddreißig Siedlungen waren quer über die Bucht verteilt, es gab sie – wie seine – direkt am Wasser, in den Wäldern, auf den Wiesen und am unteren Rand des Bergrückens. Das Bemerkenswerte für ihn war aber gar nicht die Ähnlichkeit der Siedlungen, sondern vielmehr, dass es nur zwei Arten von Häusern zu geben schien, die sich bis ins Detail glichen. Die eine Art, wie er sie bewohnte, bestand aus einem großen Raum, und diente Alleinstehenden oder kinderlosen Paaren. Familien bekamen Häuser mit einem zusätzlichen Raum, damit Eltern und Kinder in getrennten Räumen schlafen konnten. Bekamen war im Übrigen der richtige Ausdruck, da alle Häuser im Besitz der Gesamtheit waren, und keine Miete für deren Nutzung zu entrichten war. Auch die Vahire bewohnten die gleichen Häuser wie das Volk, die Vahiri sehr zu seiner Freude eines in der gleichen Siedlung wie er, und so hatte sie ihn bereits zweimal am Ende des Tages besucht, war mit ihm auf seiner Terrasse gesessen und hatte mit ihm über verschiedene Dinge gesprochen.

Warum die Vahire – im Gegensatz zu den Monarchen des Westens – ihre Macht nicht dazu verwendeten, um Reichtümer anzuhäufen. Weil sie sich nicht abhoben, hatte sie ihm geantwortet, und die leijanische Gesellschaft keine Klassen kannte. Die Vahire wurden auch nur aufgrund ihrer Weisheit bewundert, nicht aufgrund ihrer Macht.

Warum die leijanische Woche – im Gegensatz zur westlichen – neun Tage hatte. Weil es nur logisch war, hatte sie ihm wiederum mit einem freundlichen Lächeln geantwortet, jeder Bürger arbeitete vier Tage, den Rest der Woche hatte er, im Wechsel mit den anderen Bürgern, frei. Nur am neunten Tag – dem Tag der Erde – hatten alle frei. Jede Jahreszeit bestand aus zehn Wochen, die beiden Sonnenwenden sowie die Tag- und Nachtgleichen zählten extra, vor der Wintersonnenwende wurde ein weiterer Tag eingefügt, der Tag des Todes, um auf die erforderlichen 365 Tage des Jahres zu kommen.

„Was ist mit dem fehlenden Tag?“, hatte er sie gefragt.

„Was meint Ihr?“, hatte sie entgegnet, und er hatte die Geschichte erzählt, wie der Herr der Finsternis gegen den Einen um die Vorherrschaft auf der Erde gekämpft hatte. Der Eine natürlich gewonnen, aber den Finsternen dabei so gegen die Erde gestoßen hatte, dass sie ihre Bewegung

um einen Vierteltag aussetzte, und das immer noch jedes Jahr im Gedenken an das Ereignis tat. Und somit alle vier Jahre ein zusätzlicher Tag eingefügt werden musste.

Sie hatte daraufhin gelächelt. „Wir Leij betrachten das anders. Es ist genau diese kleine Unvollkommenheit, die unsere Erde doch erst so richtig vollkommen macht. Wie ein hübsches Gesicht, das erst durch seine Sommersprossen zu etwas ganz Besonderem wird.“ Und daher fügten sie diesen Tag – den sie tatsächlich den Tag der Vollkommenheit nannten – einfach alle vier Jahre vor dem Tag der Frühjahrssonne in den Kalender ein – der seine Jahreszählung im Übrigen mit dem Tag der Wintersonne, und nicht, wie in den Königreichen des Westens üblich, mit der Frühljahrs-Tagundnachtgleiche begann.

Beinahe genauso schön empfand er es, wenn sie beide einfach schwiegen, und auf das Wasser der sichelförmigen Bucht blickten.

Er war mittlerweile beim Steg angekommen. Das sich im Meer spiegelnde Sonnenlicht blendete ihn und er musste blinzeln. Mit einem Mal war er wieder mitten in einer Vision gefangen. Er blickte auf ein rechteckiges, nicht einmal fingerdickes, schwarz glänzendes Kästchen, das er in seiner linken Hand hielt. Er berührte es mit dem Zeigefinger der rechten Hand, wodurch es sich in eine Lichtquelle verwandelte. Es ging nichts Bedrohliches von diesem Licht aus, und dennoch zog es ihn seltsam in den Bann.

Einen Augenblick später, als er sich gerade noch darüber wunderte, wie schmal und wie blass der Handrücken seiner rechten Hand aussah, war die Vision bereits wieder vorüber. Er blinzelte nochmals in die Sonnenreflexion auf dem Meer, doch es kam nichts mehr.

Die Visionen kamen inzwischen beinahe jeden Tag. Es ging weder etwas Bedrohliches, noch etwas besonders Schönes von ihnen aus, er empfand sie vor allem als lästig und konnte ganz einfach nichts mit ihnen anfangen.

Seltsamerweise und genauso unerklärlich kamen ihm mehrere Dinge in Leij ziemlich vertraut vor, obwohl er sie in seinem Leben noch niemals so gesehen oder erlebt haben konnte. Angefangen damit, dass so gut wie kein Kind vor seiner Mündigkeit sterben musste, und die Familien somit im Schnitt nur zwei bis drei Kinder hatten – im Gegensatz zu den westlichen Königreichen, wo sechs bis acht Kinder die Norm waren, von denen aber auch nur zwei bis drei die Volljährigkeit erreichten. Weitergehend mit dem Faktum, dass die Leij einen Zusammenhang zwischen Schmutz und Krankheiten herstellten, und Essensreste, Exkrememente und ähnlich unappetitliche Überbleibsel aus den Siedlungen verbannten. Bis dahin, dass sie Naturereignisse nicht in einen mystisch-religiösen Kontext stellten, sondern logische Ursachen dahinter suchten, und noch einige kleine Dinge mehr. Zunächst hatte er überlegt, ob er – in jener Zeit, vor seinem Fall – in Leij gelebt hatte, oder sogar von hier stammte. Hatte es dann aber wieder verworfen, weil seine Visionen keinen Bezug zu Leij herstellten, und er vermutete, dass beides zusammenhängen würde, und zusätzlich hätte ihn in dem Fall ja wohl zumindest irgendjemand erkennen müssen.

Ich sollte mit jemandem darüber sprechen, dachte er, über beides, die Visionen und dass mir das alles hier so seltsam vertraut erscheint, obwohl es mit Sicherheit auszuschließen ist, dass ich

bereits einmal hier gewesen bin. Doch mit wem? Der Vahiri? Auch sie würde ihm nicht weiterhelfen können.

Es war Tag der Erde, jener Tag, den alle Bürger von Leij gemeinsam frei hatten. Das bedeutete auch, dass es sich um einen der beiden Wochentage handelte, an denen Fleisch verzehrt wurde, Geflügel genauer gesagt. Die Leij glaubten, dass die Art und die Ausgewogenheit der Ernährung einen Einfluss auf die körperliche und geistige Gesundheit hatte – einer der weiteren Punkte, die ihm irgendwo vertraut vorkamen – und hatten daher Vorschriften, was an welchem Tag als Hauptmahlzeit – die gewöhnlich abends, am Tag der Erde aber bereits am Nachmittag – eingenommen wurde. Dies bedeutete zweimal in der Woche Fisch, einmal Muscheln oder Krebse, einmal Geflügel und einmal das Fleisch von Säugetieren, für gewöhnlich Rind- oder Schweinefleisch. Die anderen vier Tage hauptsächlich Gerichte aus Gemüse, Teigwaren und importiertem Reis. Frisches Obst und Getreideflocken gab es zu den anderen beiden Mahlzeiten des Tages.

Die Beziehung der Leij zum Fleisch war, er konnte es nicht anders ausdrücken, eine ungewöhnliche. Zum einen verzehrten sie kein zu Speck oder Wurst verarbeitetes Fleisch, weil sie es für dem körperlichen Wohl abträglich hielten. Zum anderen, und das war der weit wichtigere Punkt, aßen sie ausschließlich importiertes Fleisch. Es gab keine Rinder oder Schweine in Leij, obwohl die Böden für die Haltung geeignet und im Übermaß vorhanden waren. Es gab einige Hühner und Gänse, die allerdings ausschließlich wegen ihrer Eier gehalten wurden. Der Grund war so einfach wie unglaublich – sie hatten ein Problem damit, die Tiere für den Verzehr zu töten. Was sie bei Meerestieren noch schafften, war für sie bei Landtieren undenkbar, sie hielten es ganz einfach für zu grausam. Im Endeffekt war es kein Problem, da Leij über genügend finanzielle Mittel verfügte, um ausreichend Fleisch zu importieren, aber seltsam war es dennoch – die Tiere wurden nun eben außerhalb des Blickfelds der Leij getötet, aber welchen Unterschied machte das? Und was sagte es über einen Menschen aus, wenn er das Töten eines Tieres zwar nicht zuwege brachte, aber dennoch das Fleisch genoss?

Er drehte sich Richtung Westen und nahm den Rückweg zu seiner Siedlung auf. Bei aller Gesprächigkeit der Leij, Fragen wie diese konnte er hier mit niemandem diskutieren, die Vahiri einmal ausgenommen, doch diese würde er heute aller Voraussicht nach nicht treffen. Er war bei seinen Nachbarn zum Essen eingeladen, geselligen, klugen Menschen, wie die meisten Leij es zu sein schienen, es versprach ein angenehmer Nachmittag zu werden. Angenehm, aber ohne Höhepunkte. Zu diesem würde es dafür dann am Abend kommen, er hatte beschlossen, bei Einbruch der Dunkelheit ins Wasser zu gehen!

* * *

Nachdem er den halben Nachmittag damit verbracht hatte, sich den Sonnenuntergang herbeizusehnen, und die andere Hälfte, ihn doch hinauszuzögern, war es zur vorgesehenen Zeit – ganz unabhängig von seinen Wünschen – schließlich dunkel geworden. Tatsächlich hatte er es geschafft. Er hatte sich überwunden und ließ sich nun im schwarzen, warmen Wasser treiben. Kein schlechtes Gefühl, das musste er zugeben. Er hatte beobachtet, dass das Ufer sehr flach

abfiel, und so gut wie keine Strömung vorherrschte, somit war die Gefahr ziemlich gering, wenn er sich nicht zu weit hinauswagte – und das hatte er bestimmt nicht vor.

Ein Geräusch wurde von seinem Haus her übers Wasser getragen. Er hatte auf der Terrasse ein Licht entzündet – eine handliche, kleine Lampe, die mit Öl betrieben wurde, und sah einen vertrauten Schatten.

„Vahiri“, rief er, stand auf, und watete Richtung Ufer.

„Dub“, sagte sie, und lächelte. „Ich hätte nicht erwartet, Euch im Wasser zu sehen.“

Er war am Strand angekommen, und stand nun unmittelbar vor ihr. Es war ihm unangenehm, dass sie ihn nur mit einer kurzen Hose bekleidet sah. Sein Körper war durch sein Leben gezeichnet, anders konnte man es nicht ausdrücken. Neben der Tatsache, dass er wesentlich kräftiger als die Leij war, zierten neben seinen Tätowierungen noch andere Spuren eines harten Lebens seinen Oberkörper. Narben, Andenken aus Schlachten, die nie ganz verheilt waren. Aber am schlimmsten war das Brandzeichen aus Arrochia D’Herba, mit dem sie ihn als Sklaven gekennzeichnet hatten, als er nach einer großen Schlacht in Gefangenschaft geraten war. Er versuchte sich in Gleichmut. War eben nicht zu ändern. Er ging die Stufen hinauf zur Terrasse, auf der er ein Stück Linnen von unglaublicher Güte, wie beinahe alles hier in Leij, bereitgelegt hatte, und trocknete sich in dem feinen Stoff ab.

Sie war ihm gefolgt und sah ihn voller Neugierde an.

„Was hattet Ihr vor, im Wasser? Um diese Zeit, alleine.“

„Nun“, begann er, und fand ihre Frage irgendwo ziemlich seltsam. „Nun, seit meiner Ankunft wurde ich jetzt“, er machte eine Pause, um das Folgende zu betonen, „viermal gefragt, ob ich mit schwimmen gehen wollte. Und habe mit meiner Antwort, dies nicht zu können, immer betretene Mienen und mitleidsvolle Blicke geerntet. Und nun ja – nachdem das in Leij scheinbar ein derartig großer Makel ist, dachte ich, ich lerne es eben.“ Er sah ihr in die Augen, konnte ihre Verwunderung wahrnehmen, aber nicht richtig interpretieren.

„Viermal?“, fragte sie lächelnd.

„Ja, viermal, aber das ist wohl unwichtig. Um ehrlich zu sein, wollte ich Euch fragen, ob Ihr es mir beibringen könnt, falls dieses Ansinnen nicht vollkommen unangemessen ist. Doch zuvor“, er blickte auf die ruhige, schwarze Fläche, „wollte ich mich dem Wasser einmal alleine stellen. Jetzt bei Nacht. Ich habe festgestellt, dass die Leij, mit Ausnahme der Kinder, ausschließlich nachts zu schwimmen scheinen, und ich wollte zuerst alleine prüfen, ob ich mich überwinden kann.“

Sie lächelte, sah ihn mit einem seltsamen Blick an, und machte einen halben Schritt auf ihn zu.

„Ihr wolltet mich fragen, ob ich mit Euch schwimmen gehe?“

„Ja.“

„Und als Ihr – als Ihr Leondira sagtet, dass Ihr nicht schwimmen könnt – meintet Ihr, nicht schwimmen zu können?“ Sie machte einen weiteren halben Schritt auf ihn zu. Berührte ihn nicht,

doch konnte er sie bereits spüren. Eine noch seltsamere Frage. Er wunderte sich sowohl über die Worte als auch über ihre Nähe, und brachte nur mehr ein knappes Nicken zu Stande.

Sie hob die Hände und legte sie ihm vorsichtig auf die Brust. Schubte ihn so behutsam wie unerwartet das fehlende Stück nach hinten, bis er an der Wand seines Hauses anstand. Drückte sich vorsichtig, wie um nichts kaputt zu machen, an ihn, sodass er ihren ganzen Körper spüren konnte. Legte die linke Hand in seinen Nacken, und zog seinen Kopf um eine Spur nach unten. Küsste ihn, langsam und leidenschaftlich. Stoppte. Nahm ihn an der Hand, und führte ihn ins Haus. Küsste ihn erst im Stehen, und gab ihm einen sanften Schubser, sodass er auf das Bett fiel. Befreite zuerst ihn von seiner Hose, um sich dann selbst – betont langsam – ein Kleidungsstück nach dem anderen auszuziehen, ohne dabei den Blick von seinen Augen zu lösen. Stand dann nackt vor ihm, machte einen Schritt nach vorne und legte sich langsam auf ihn. Küsste ihn wieder. Stoppte und lächelte ihn aus nächster Nähe an. „Ihr müsst wissen“, flüsterte sie, „dass ich eine außerordentliche Idiotin bin.“ Küsste ihn wieder, diesmal mit voller Leidenschaft. Zunächst auf den Mund, dann auf den Hals, dann auf die Brust. Ich weiß gar nichts, dachte er noch, wenngleich ihm das Denken bereits schwerfiel. Vor allem aber, dachte er weiter, ich verstehe noch viel weniger. Doch vielleicht muss ich im Moment auch nichts wissen oder gar verstehen.

* * *

Wieder lag er im seichten, schwarzen Wasser, diesmal mit der Vahiri. Sie hatte ihn nach dem, was er weder in Worte fassen konnte noch wollte, an der Hand genommen, und war mit ihm hineingegangen, und nun lagen sie, etwa hundert Maße vom Strand entfernt, auf einer Sandbank im vielleicht knietiefen Wasser. Komplett nackt, was er als außerordentlich verwirrend, und auch etwas unangemessen, aber nicht weiter unangenehm empfand. Sie ließen sich treiben, berührten einander immer wieder spielerisch, und küssten sich das eine oder andere Mal. Er lag, auf die Ellenbogen gestützt, am Rücken, sie auf dem Bauch, halb auf ihm. Ihre Küsse schmeckten salzig, ihre Lippen waren weich, und, wäre es nach ihm gegangen, hätte er nie aufgehört, sie mit den seinen zu berühren. Ihre dunklen Augen schienen die gleiche Farbe wie das Wasser zu haben, der Mond ließ ihre Haut heller erscheinen, als sie war. Ein schöner Anblick.

„Wisst Ihr“, begann sie irgendwann und ließ spielerisch etwas Sand auf seine Brust rieseln. „Entschuldige. Weißt du“, begann sie noch einmal. Setzte sich dann ruckartig auf. Das Wasser ging ihr gerade bis über den Bauchnabel. Er konzentrierte sich darauf, ihr in die Augen zu sehen, was sie ganz offensichtlich bemerkte und lachte.

„Da draußen“, begann sie nach einem längeren Lächeln und blickte in die Mitte der Bucht, „soll dereinst, im letzten Zeitalter, eine Insel gelegen haben, die, wie die Legenden erzählen, eines schönen Tages aus lauter Scham versunken ist. Und noch heute ist das Meer an dieser Stelle wesentlich tiefer als hier am Rand, und leuchtet in einer einzigartigen, dunklen Farbe. Nun, ich weiß nicht, ob diese Geschichte wahr ist, und ob Inseln wirklich aus Scham versinken können – ich weiß nur, dass manche Menschen das in bestimmten Lagen gerne tun würden.“ Sie ließ ihre Fingerspitzen über seine Schultern gleiten. „Ich werde meine Worte daher mit Bedacht wählen, denn es ist mir kein Geheimnis, dass es für dich, wie für jeden Menschen aus deinem Kulturkreis,

schwierig ist, über Erlebnisse wie jenes eben zu sprechen. Aber du bist jetzt ein Leij, du musst damit umgehen und zumindest in maß- und respektvollen Worten darüber sprechen können. Und außerdem – die Bürger des Westens sprechen vielleicht nicht gerne darüber, ob und mit wem sie ihr Bett teilen, aber soweit ich informiert bin, tun sie es im Verborgenen dennoch.“

Sie ließ sich wieder neben ihn ins Wasser gleiten. Legte sich auf den Rücken, wie er auf die Ellenbogen gestützt. Er dachte für einen kurzen Moment an die Witwe aus Cite-de-la-foi mit den hellen Haaren und dem hübschen Lächeln und sagte nichts. Er hätte ohnehin nicht gewusst, was.

„Wie du vielleicht festgestellt hast, verhalten sich die Frauen von Leij anders als jene in den westlichen Königreichen. Es fällt bei uns nur niemandem auf, weil bis auf einige ausgewählte Personen niemand Kontakte außerhalb der Stadt hat. Aber ich denke, dir ist es bereits aufgefallen.“ Er nickte leicht. Sie fuhr fort. „Frauen haben hier die gleichen Rechte wie Männer. Üben die gleichen Berufe aus. Leben, gerade wenn sie jung sind, alleine und“ – sie machte eine Pause, berührte ihn vorsichtig mit dem Fuß an seinem Bein und sah ihm in die Augen. „Und wir wählen selbst aus, mit wem wir unsere Nächte verbringen. Das alles ist möglich – und das ist kein unwesentlicher Punkt – weil wir wissen, wie wir unsere Fruchtbarkeit unterdrücken können. Wir trinken einen Sud aus einer speziellen Kräutermischung, so lange, bis wir uns selbst bereit für Kinder fühlen, und den richtigen Mann dafür gefunden haben.“

Er zog es weiterhin vor, zu schweigen. Was sie sagte, klang einerseits unwirklich, andererseits auch wieder seltsam vertraut. Vor allem aber passte es in die paradiesischen Zustände, die hier herrschten.

„Es ist übrigens ein Ritual, das wir hier gerade durchführen“, wechselte sie scheinbar abrupt das Thema und goss ihm mit der Handfläche etwas Wasser über die Schulter. „Indem wir, nachdem wir das Bett geteilt haben, ein Bad in unserer Bucht nehmen, waschen wir uns, bildlich gesprochen, voneinander ab. Damit drücken wir aus, dass wir uns nichts schuldig sind.“ Sie sah ihm tief in die Augen. „Und indem wir das gemeinsam machen, dieses Bad im gleichen Wasser nehmen, zeigen wir, dass wir es angenehm finden, auf diese Art doch noch verbunden zu sein und zu bleiben.“

„Ein schönes Ritual“, sagte er, und empfand es so, auch, wenn es allem widersprach, was er kannte.

„Ja, nicht wahr?“ Ihre Stimme hatte sich geändert. Es schwang etwas – wie sollte er es bezeichnen – leicht Keckes mit. Sie lag wieder auf dem Rücken, hielt eines ihrer Beine in die Luft und ließ die Wassertropfen von ihrem Fuß ins Meer tropfen. Eine einfache Geste, der er sich kaum entziehen konnte. Und dessen war sie sich vollkommen bewusst, dachte er und musste grinsen.

Sie lächelte, sah ihn an und biss sich leicht auf die Unterlippe. „Das Ritual ist unheimlich alt, und auf seine Art allgegenwärtig für uns. Es gibt es so lange, dass sich daraus eine Redewendung bei uns ergeben hat. Du musst wissen“, sie machte eine Pause, um ihn, da war er sich sicher, etwas auf die Folter zu spannen. „Wenn einer ungebundenen Frau ein Mann gefällt, und sie mit ihm die Nacht verbringen möchte – dann ist das zwar gesellschaftlich akzeptiert, aber – sie muss ihm das ja auch irgendwie mitteilen, oder?“

„Ja“, sagte er, nicht wissend, worauf das hinauslaufen sollte. Sein Erfahrungsschatz aus seinem bisherigen Leben in den westlichen Königreichen, wo diese Anbahnungen schwierig bis unmöglich waren, war hier wertlos.

„Und für uns Frauen, egal wie selbstbewusst und eigenständig wir hier in Leij sind, ist es trotzdem immer schwierig, sich so zu öffnen. Jemandem anzubieten, mit ihm eins zu werden, und dann möglicherweise eine Ablehnung zu erhalten, könnte sehr verletzend sein, verstehst du?“

Er nickte. Spürte, dass irgendwo in seinem Hinterkopf eine Erkenntnis nach vorne zu drängen versuchte.

„Genau“, fuhr sie fort, „und deshalb fragen wir natürlich nicht, ob der von uns Auserkorene mit uns die Nacht verbringen will. Sondern wir fragen ihn ganz unverfänglich, ob“ – sie machte eine Pause.

In seinem Kopf läuteten Kirchenglocken. Steine der Erkenntnis fielen. „Bei allen Heiligen“, rief er. „Ihr fragt ihn, ob er mit Euch schwimmen gehen möchte.“ Er ließ sich mitsamt dem Kopf unter Wasser gleiten, und wäre am liebsten darin versunken, trotzdem hörte er sie laut und schallend lachen. Und er war überzeugt, das Wasser trug ihr Lachen durch die gesamte Bucht.

6. Die Diener der Mondgöttin

Er blickte über die Bucht, die jetzt, in der Morgensonne, so ganz verändert aussah. Der dichte Nebel, der jeden Tag zu Sonnenaufgang über ihrer Mitte lag, hatte sich wie stets verzogen, als ob ihn eine ebenso zarte wie starke Brise in alle Richtungen geweht hätte. Er überlegte kurz, ob er die verschiedenen Blautöne zählen sollte, während er zärtlich über ihre Beine strich, die sie ihm auf den Schoß gelegt hatte. Ein wesentlicher Vorteil an der gesellschaftlichen Akzeptanz dessen, was sie letzte Nacht getan hatten, war, dass sich die Liebenden nicht mitten in der Nacht trennen, und sich einer von ihnen heimlich davonestehlen musste, sondern dass man stattdessen die ganze Nacht in den Armen des anderen liegen, und in der Früh noch gemeinsam das Frühstück einnehmen konnte. Das Leben konnte schön sein, dachte er. Und dass etwas, das so schön war, unmöglich eine Sünde darstellen konnte.

„Ich muss dann los“, sagte sie und holte ihn in die Wirklichkeit zurück. „Der Rat tagt ab Mittag, und ich muss zuvor noch über einige Dinge nachdenken.“ Sie lächelte ihn schelmisch an. „Ohne dass mich deine Anwesenheit ablenken würde.“

Er grinste zurück. „Nachdem ich die Gepflogenheiten, wie man sich in Leij in einer Lage wie der meinen verhält, nicht kenne – und ich mich daher ohnehin vor dir blamieren werde – frage ich einfach gerade heraus: Sehen wir uns wieder? Wann? Und wie wird es ablaufen, dieses Treffen? Küssen wir uns? Oder bleiben wir distanziert und du sprichst mich wieder mit ‚Ihr‘ an, und ich sage ‚Vahiri‘ zu dir?“

Sie lächelte. „Wir werden es sehen.“

„Wir werden es sehen? Ist das dein Ernst?“

„Dub“, sagte sie, legte die Hände in seinen Nacken und kam ihm mit dem Gesicht ganz nahe. „Wir werden ohne Zweifel wieder aufeinandertreffen, es wäre nicht zu vermeiden, selbst wenn wir das wollten. Du wirst mir gegenüberstehen, und dein Kopf wird nicht wissen, wie du dich verhalten sollst. Aber möglicherweise wirst du ein angenehmes, leicht prickelndes Gefühl empfinden, irgendwo zwischen deinen Zehen und deiner Nasenspitze, vielleicht sogar mitten durch dich hindurch. Und dann weißt du, dass zumindest dein Körper weiß, wie er sich verhalten soll. Und vertrau mir, wenn dann auch dein Herz weiß, was es will, wird es sich dir bemerkbar machen.“

Sie richtete sich auf und lachte. „Aber vergiss nicht, warum wir schwimmen gehen. Keine Verpflichtungen. Wir müssen uns nicht wieder alleine treffen. Aber wenn wir es tun, ist das das Zeichen, dass wir es wirklich wollen.“ Sie lächelte ihn nochmals an und verschwand über die Treppe.

Er saß einen Moment lang da und starrte aufs Meer. Dachte dann, dass er, wenn er hier sitzen bliebe, ohnehin nur die ganze Zeit an sie denken würde. In der Ödnis hatte er seinen gewohnten Tagesablauf gehabt, der ihm hier fehlte. Nach dem Frühstück ein kurzes Gebet, waschen am Bach, und dann eine Kontrollrunde, immer seinen oder eigentlich zumeist Aturos Instinkten folgend, um für Recht und Ordnung zu sorgen.

Die kurze Hose hatte er bereits an. Das einzige Stück der traditionellen leijanischen Kleidung, an das er sich gewöhnen würde. Die weit ausgeschnittenen und locker sitzenden Oberteile für die Männer hingegen waren ihm ein Graus, er weigerte sich, diese zu tragen. Aber mit freiem Oberkörper herumgehen, wie es einige taten, kam schon gar nicht in Frage. Er seufzte. Dann eben doch wieder seine eigene Kleidung, die in der heute zu erwartenden Hitze allerdings nicht wirklich ideal war. Doch es gab größere Probleme in diesem Paradies, wenn er dem gehörten Glauben schenken wollte.

* * *

Er ging am Wasser Richtung Westen. Er wollte den Strand entlang, und dann über den westlichen Felsenring bis vor zur Verbindung der Bucht zum offenen Meer gehen. Das gleiche Ziel hatte er, vor zwei Tagen, ebenfalls in Angriff genommen, über die Ostseite. Da er aber westlich der Stadt wohnte, war heute zumindest die Distanz geringer, obwohl die Strecke als um einiges unwegsamer galt, so hatten es ihm jedenfalls seine Nachbarn geschildert. Aber wie auch immer, er hatte Zeit. Sein größtes Problem hier war, dass er nicht wirklich eine Aufgabe hatte. Sein Titel „Schutzherr“ war vor allem das, als was er bezeichnet wurde. Ein Titel. Der Rat brauchte keinen Schutz, und legte auch keinen Wert darauf, wenn er, einem Leibwächter gleich, einzelne Vahire auf ihren Wegen begleitete. Es drohte den Herren und Herrinnen keine Gefahr in Leij, zumindest nicht aus dem Inneren heraus, und selbiges galt auch für die Bürger, die Bucht und die Stadt. Aber was war mit Gefahren von außen? Er hatte in den letzten Tagen zunächst alle wichtigen schriftlichen Quellen gesichtet, und danach, bewusst mit verschiedenen Menschen, Gespräche zur Tributpflicht, der die Leij unterlagen, geführt, um sich eine Meinung zu dem Thema zu bilden. Oder besser gesagt, eine andere als bereits seine vorgefasste Meinung.

Wenn er es richtig verstanden hatte, war Leij vor noch etwa dreihundert Jahren eine beachtliche Regionalmacht gewesen, die, grob gesagt, die komplette Südspitze des Kontinents, bis einschließlich der Stadt Sanpiere, kontrollierte. Die Leij lebten auch damals schon im Wesentlichen nach den gleichen Überzeugungen wie heute, verfügten zwar über eine Armee, die aber nur dem Schutz des eigenen Landes diene, und, bedingt durch die gute Beziehung zu den benachbarten Ländern, immer kleiner wurde. Man wollte nichts als Frieden und Wohlstand genießen, und sich den schönen Dingen des Lebens hingeben, ein Umstand, der dazu führte, dass man bewaffneten Auseinandersetzungen grundsätzlich aus dem Weg ging. Zunächst erklärte Sanpiere seine Unabhängigkeit. Andere Königreiche begannen, kleinere Gebiete im Territorium Leijs zu besetzen, und Überfälle auf leijanische Siedlungen durchzuführen. Die Antwort Leijs war, sich Schritt für Schritt, bis in ihr Stammgebiet, das die Pforte und die Bucht umfasste, zurückzuziehen. Hatte man vorher schon den Kontakt mit den anderen Völkern eher gemieden, zog man sich nun immer vollständiger in die Isolation zurück.

Als die Feinde dann sprichwörtlich vor der Pforte standen, und nicht aufhörten, Ansprüche zu stellen, besann man sich vor gut zweihundert Jahren der freundschaftlichen Handelsbeziehungen mit den Saran Khot, nach eigener Aussage den Dienern der einzig wahren Mondgöttin, die den Süden des Ostkontinents bewohnten, und eine unheimlich schlagkräftige Armee hatten.

Vereinfacht gesagt einigte man sich darauf, dass die Saran Khot den Schutz der Stadt Leij übernehmen würden, und Leij im Gegenzug jährlich einen angemessenen Tribut zu entrichten hatte.

Die Saran Khot landeten daraufhin nördlich der Pforte und töteten jeden im heutigen Ödland stationierten Soldaten, egal welcher Macht, und versandten Briefe an die angrenzenden Königreiche, mit dem Inhalt, dass Leij nun unter ihrem Schutz stehen würde. Daraufhin zogen sie wieder ab.

Da die Saran Khot das Meer mithilfe ihrer gewaltigen Flotte, und noch viel mehr aufgrund deren Rufs, ohnehin kontrollierten, gab es für die Leij damit auch niemanden mehr, der sie bedrohte. Gütige Könige regierten auf der einen Seite des Meeres, weise Herrinnen und Herren auf der anderen Seite. Beide Seiten waren zufrieden, die Leij konnten ihr paradiesisches, abgeschiedenes Leben führen, und wurden von den anderen Völkern des Westkontinents nicht mehr groß beachtet. Die Saran Khot profitierten von dem enormen Reichtum Leijs, der damals wie heute vor allem auf der Herstellung der schönen Dinge wie Kunsthandwerk, edlem Schmuck, feinen Stoffen und ähnlichen Dingen beruhte, und erhielten regelmäßig ihren Tribut.

Bis – und hier gingen die Erzählungen auseinander, aber so wie er es sah – bis vor nun beinahe 25 Jahren vollkommen überraschend der alternde König Tishno III. persönlich die Tributflotte begleitete, und die Leij vor Machtkämpfen in seinem Reich warnte. Er sei kinderlos, und trotz stetiger Gebete und großer Opfer, die er der Mondgöttin darbrachte, schien dieser Umstand nicht zu ändern zu sein. Dazu spürte er, dass seine Zeit im Ablaufen begriffen war, und die Göttin ihn bereits zu sich rief. Er war aber politisch zu schwach, um einen Nachfolger auszurufen, und seine insgesamt sechs Brüder und fünfzehn Neffen ritterten bereits um seine Nachfolge. Im folgenden Winter war er tot. Wie erwartet kam es zu einem furchterlichen Bürgerkrieg, der eigentlich nur Tote hinterließ, und das Reich bis auf seine Hauptstadt Theani – eine Stadt beeindruckender Größe und Herrlichkeit – zusammenschrumpfen ließ. Dort regierte als Sieger des Machtkampfes der jüngste und einzige Überlebende seiner Brüder, Jabashar I., der – gegenüber Leij – einen gemäßigten Kurs verfolgte. Die Tributzahlungen wurden leicht erhöht, was Leij sich allerdings leisten konnte, und somit herrschte weiterhin Frieden. Bis zu jenem unglückseligen Tag vor sieben Jahren, an dem Jabashar völlig unvermutet – man munkelte durch Gift – starb, und sein Sohn Jabashar II. die Macht übernahm. Dieser galt als jähzornig, launisch und gierig.

Im ersten Jahr wurden die Tributzahlungen verdoppelt. Im zweiten Jahr um ein weiteres Zehntel erhöht. Im dritten Jahr blieben diese gleich, aber Jabashar forderte zehn „Gäste“, die die Tributflotte begleiten sollten. Die ersten Gäste kamen nach dem vierten Jahr unbeschadet zurück, von den Gästen der folgenden Jahre aber niemand mehr. Es würde ihnen gutgehen, aber sie hätten wichtige Tätigkeiten in Theani zu verrichten, war die lapidare Auskunft. Sklaverei, vermuteten die Leij, und wurden auf Nachfrage hin gewarnt, dass man tributpflichtige Städte, die zu viele dumme Fragen stellten, gerne auch mal niederbrannte.

Er war etwa in der Mitte des westlichen Felsenrings angekommen. Er stand auf dem Grat, sodass er sowohl Richtung Meer als auch Richtung Bucht sehen konnte. Der Ausblick war grandios, die Sonne spiegelte sich im endlosen Blau, in dem sich nur eine vorgelagerte Inselgruppe – die Iles

D'Ombre – als zarte Schatten andeutete. Doch wegen des Ausblicks war er nicht hier. Er versuchte seine momentane Standhöhe einzuschätzen. Fünfundzwanzig Maße, würde er annehmen. Vielleicht ein oder zwei Maß mehr oder weniger. Weit entscheidender war aber, dass die Felsen schroff ins Wasser fielen, dieses aber an deren Fuß nicht tief genug war, um sich mit einem Schiff zu nähern. Auch wirkte das Wasser ziemlich unruhig, und er konnte immer wieder starke Strömungen ausmachen. Es war schlicht unmöglich, hier eine Armee anzulanden – ganz im Gegensatz zur Ostseite der Bucht, wo flache Sandstrände und ein sanft ansteigender Hügel geradezu ideal für Eroberungsversuche waren. Er setzte seinen Weg fort.

Die überhohen Tributzahlungen sowie die Forderung nach jährlich immer neuen Gästen – immer fünf Frauen und fünf Männer, die gerade die Mündigkeit erreicht hatten – waren auch das prägende Thema für Noanme, eines, das sie seit ihrem Eintritt in den Rat – zwei Jahre nach der Krönung von Jabashar II. – begleitete. Die Gespräche in Sanpiere waren von langer Hand vorbereitet worden, und der Umstand, dass sie ohne verwertbares Ergebnis nach Leij zurückgekehrt war, war noch kein großes Problem – immerhin mussten auch die Abgesandten ihrer Verhandlungspartner erst wieder zu ihren Herrschern zurückkehren und sich von dort neue Anweisungen holen. Eine langfristige Lösung war es auf keinen Fall. Was Noanme anstrebte, war vielmehr eine Übergangszeit, in der ein anderes Volk einen zeitlich befristeten – und im besten Fall günstigeren – Tribut übernahm, und den Leij gestattete, währenddessen eine eigene Armee aufzubauen. Doch darüber schien es sowohl im Volk als auch im Rat verschiedene Meinungen zu geben.

Wie auch immer, das große Problem war, dass die Saran Khot Wind von der Sache bekommen haben mussten, und somit die Söldner auf Noanme gehetzt hatten – und vermutlich nun mit neuen, nicht mehr tragbaren Tributforderungen kommen würden.

Die Übergabe des Tributes erfolgte vertragsgemäß zum ersten Vollmond nach der Sommersonnenwende, die Forderung wurde traditionell einen Vollmond davor erhoben. Während in früheren Zeiten die Übergabe der Forderung ein friedlicher Austausch war, der die Beziehungen festigte, war er jetzt zu einem höchst unerfreulichen Gespräch mit einem unberechenbaren Gegenüber geworden. Oder, wie es Leondira, mit der er selbstverständlich auch über das Thema gesprochen hatte, ausgedrückt hatte – früher war es eine für beide Seiten vorteilhafte Geschäftsbeziehung unter Freunden, heute war es reine Erpressung des stärkeren Verhandlungspartners, der bei Nichteinhaltung des Vertrags unverhohlen mit der Vernichtung des Schwächeren drohte.

Wie man es auch drehte und wendete, es war eine unwürdige Geschichte. Eine, die für ihn nicht durch Verhandlungen lösbar war, sondern in der es nur zwei Möglichkeiten gab: Kampf oder Unterwerfung. Und er hatte sich noch nie jemandem unterworfen. Und konnte sich noch weniger vorstellen, dass das für Noanme ein Weg war.

Er war vorne am Durchbruch angekommen. Schon morgen würden drei Kriegsschiffe der Saran Khot hier durchfahren, und die Forderung überbringen, und einen Mond später die Tributflotte. Der Durchbruch war etwa dreißig Maße breit, breit genug also für eine Galeere, und vielleicht dreihundert Maße lang. Die Felsen fielen schroff ab, und wurden nur zur Meeresseite hin etwas

flacher, doch hier, in der Mitte, stand er etwa fünfzig Maße über dem Wasser. Schöner, dachte er, könnten die natürlichen Voraussetzungen für die Verteidigung einer Stadt nicht sein. Wären die Felsen hier durch Wachtürme oder andere Festungsanlagen geschützt, könnte wohl keine Armee der Welt am Wasserweg in die Bucht eindringen. Er drehte sich um und sah in Richtung Stadt. Leij war als großer, weißer Fleck am anderen Ende zu erkennen, dahinter erhob sich das Gebirge, das im Osten steil ins Meer abfiel und im Westen an der Pforte endete, durch die er selbst die Stadt betreten hatte. Sie musste am Landweg auch die einzige Möglichkeit zum Betreten der Stadt sein. Dieses Gebirge war für einen Menschen nicht überwindbar.

Er trank einen Schluck Wasser aus der mitgebrachten Flasche. Drei Mondphasen. Dreimal neunundzwanzig Tage hatte er Zeit, diese Stadt in eine Festung zu verwandeln und deren Bürger zu ihrer Verteidigung zu befähigen. Das größte Problem stand aber noch am Beginn – sie mussten es ihn tun lassen.

* * *

Die Nacht scheint ereignislos zu verlaufen, dachte er, als er am späten Abend alleine auf seiner Terrasse stand und auf die glatte Wasserfläche blickte. Der Vollmond spiegelte sich mit einer Schönheit in der Bucht, die kein Künstler der Welt auf eine Leinwand hätte bannen können. Er wusste zwar, dass die Diener der Mondgöttin in diesem Moment zu ihnen unterwegs waren – sie fürchteten die Dunkelheit, und traten die einen Tag und eine Nacht dauernde Überfahrt über die Meerenge, die die Kontinente trennte, nur dann an, wenn ihre Göttin ihnen mit ihrer vollen Kraft leuchtete – aber dennoch konnte er in dem Vollmond kein schlechtes Vorzeichen erkennen. Er setzte sich, lehnte sich zurück und dachte an die Sage über den dunklen Meeresgott, die er sich von verschiedenen Personen in Leij hatte erzählen lassen. Ein böartiger Gott, der vor der Erschaffung des Menschen durch die Mondgöttin diese zum Kampf um die Macht herausgefordert hatte. Ihr unterlegen, und von ihr in den tiefsten Graben unterhalb der Meerenge zwischen dem östlichen und dem westlichen Kontinent verbannt worden war. Doch immer noch eine gewisse Stärke besaß, und in den Nächten eine Durchfahrt aller Schiffe verhinderte – außer in den Vollmondnächten, da er die Mondgöttin fürchtete und sich im tiefsten Graben vor ihr versteckte. Lächerliche Geschichte, dachte er, und verdrängte den aufkeimenden Gedanken, dass sie von den Motiven her durchaus der wahren Geschichte, in der der Eine den Herrn der Finsternis besiegt hatte, ähnelte. Egal, das einzig Wichtige daran war, dass die Saran Khot sie als wahr betrachteten, und die Meerenge mit Ausnahme der Vollmondnächte für physisch unüberwindbar hielten.

* * *

Am nächsten Tag wurde er durch ein Klopfen geweckt. „Dub! Guten Morgen.“

Er schreckte hoch. Leondira. Sie hatten verabredet, gemeinsam ins Zentrum zu gehen, und dort auf die Ankunft der Saran Khot zu warten. Laut Protokoll hatten sie beide anwesend zu sein, wenngleich ihnen die Rolle der schweigenden Zuhörer zukommen würde. „Warte kurz“, rief er erst, und dann nach kurzem Zögern, „Haben wir noch Zeit?“ Er schlüpfte schnell in Hose und

Oberteil. Einen Augenblick später kam sie bereits herein und lächelte ihn an. Er war von ihrer Aufmachung kurz abgelenkt – sie trug das blaue Tuch und das gleichfarbige – er suchte immer noch nach den richtigen Worten – Oberteil, das sie auch in den Ratssitzungen trug. Sie lächelte ihn kokett an, es war eindeutig, er musste sie einen Moment zu lange angestarrt haben. Bevor sich die Verlegenheit breitmachen konnte, durchfuhr ihn noch, wie ein siedend heißer Blitz, dass er sich noch vor ihr erklären oder sogar entschuldigen musste. Er hatte sie, seitdem ihn Noanne eingeweiht hatte, was mit dem Schwimmen gemeint war, nicht mehr gesehen. Sein Kopf schwirrte. War es in diesem Land am Ende unmoralischer, das Bett nicht zu teilen, als es zu teilen? Das konnte es ja auch nicht sein.

„Leondira. Ich möchte. Ich muss. Ich...“ Großartig, dachte er. Das kommt eben davon, wenn man sich jahrelang nur mit seinem Pferd unterhält.

„Dub“, sagte sie ruhig und lächelte. „Es ist in Ordnung. Ich habe mit Noanne gesprochen.“

Er fragte sich, was jetzt genau in Ordnung war. Dass er sie zurückgewiesen hatte? Oder dass er mit Noanne sein Bett geteilt hatte? Und worüber sprachen die beiden eigentlich? Es schien sich um mehr als ein rein dienstliches Verhältnis zu handeln, das die beiden hatten.

Nicht verrückt machen lassen.

„Dub“, sagte sie nochmals und trat einen Schritt näher an ihn heran. Legte, wie am Ende des ersten Abends, ihre Hand auf seine Brust. „Ich bewundere dich. Liebe dich sogar. Aber nicht, wie eine Frau ihren Mann liebt. Auf die Weise, auf die eine Dienerin ihre Vahiri liebt. Eine einfache Kriegerin ihren Feldherren. Ich möchte deine Sanaia sein. Mit dir durch Feuer und Blut gehen, und, wenn es erforderlich ist, mein Leben für deines geben.“ Sie trat einen Schritt zurück. „Für mich wäre es dennoch wunderschön, wenn wir miteinander schwimmen würden. Dein Herz neben meinem schlagen würde. Ich könnte das eine von dem anderen trennen, die Liebe und die Begierde. Aber – Noanne hat mir erklärt, dass das in deinem Kulturkreis nicht üblich ist. Dass das für dich mit hoher Wahrscheinlichkeit unvereinbar ist. Und das akzeptiere ich natürlich.“

Er hatte das Gefühl, nur etwa die Hälfte des Gesagten wirklich zu verstehen und wusste daher zunächst auch keine Antwort darauf. „Es wäre mir eine Ehre, an deiner Seite zu kämpfen“, sagte er dann, und blickte verlegen zu Boden, „Und es gibt niemanden, an dessen Seite ich lieber sterben würde.“ Sie schwiegen für einen Moment. Er war sich sicher, noch nie in einer unangenehmeren Lage gestanden zu haben.

„Ich habe noch eine Nachricht von Noanne für dich. Eine offizielle“, sagte sie dann aber und lächelte schelmisch. Das Thema schien für sie abgehakt zu sein.

„Ja?“

„Du bist Mecenas, Schutzherr des Rates, der Bürger, der Stadt und der Bucht von Leij. Das ist ein offizielles Amt. Eines, das dich auf die gleiche Ebene wie die Darnadai stellt. Und somit hast du dich zu offiziellen Anlässen laut Protokoll zu kleiden.“

„Großartig“, seufzte er, einerseits froh, dass das unangenehme zwischenmenschliche Thema vom Tisch war, aber dennoch unglücklich über den Inhalt der Nachricht. „Warte bitte draußen auf mich.“

* * *

„Sieh an. Steht dir doch gut“, sagte sie, als er auf die Terrasse trat. Er sah an sich herab. Im Grunde bestand die traditionelle Kleidung nur aus dem Tuch, das er um die Hüften geknotet hatte. Was bei den Damen unglaublich reizvoll wirkte, empfand er an sich selbst nur als lächerlich. Was sollte er machen. Zumindest war es schwarz. Dass sein – in Leij aus den bekannten Gründen mehr als unpassend wirkender – Oberkörper komplett unbedeckt war, störte ihn bei weitem mehr.

„Was ist das?“ Sie war nähergekommen, und hatte ihre Hand vorsichtig auf sein Brandzeichen gelegt. Das sie, unbewusst, bereits zwei Mal durch Stoff hindurch berührt hatte, als sie die Hand auf seine Brust gelegt hatte.

„Ich bin in Gefangenschaft geraten, in Arrochia D’Herba. Und war ein Jahr lang Sklave, bis ich entkommen konnte.“

Ihr Blick zeigte Interesse und Bewunderung zugleich. „Wann war das?“, fragte sie. „Doch lass uns losgehen, und erzähl es mir am Weg.“

Er setzte sich in Bewegung. „2137“, sagte er, ohne nachzudenken. Ihr Blick zeigte Verständnislosigkeit.

„Vergib mir“, sagte er. „In den westlichen Königreichen orientierten wir uns an der Schöpfung. Zweitausendeinhundertsiebenunddreißig Jahre nach der Erschaffung des Menschen durch den Einen ist damit gemeint. Vor sieben Jahren also.“

„Ach so. Ja“, sagte sie. „Ich habe von deiner – Religion – gehört.“ Sie gab sich Mühe, es neutral auszusprechen, das merkte er, dennoch klang es unheimlich abfällig. Aber er wollte nicht beleidigt sein, sondern ihr Bemühen honorieren. Zudem – wann genau hatte er eigentlich sein letztes Gebet gesprochen?

„Wie rechnet ihr die Jahre?“, fragte er also, obwohl er der Zeitrechnung bereits in den Schriften begegnet war, wenngleich er sie noch nicht vollständig verstanden hatte.

„Nach Istvari“, sagte sie, als wäre es das Logischste auf der Welt. „Wir schreiben das Jahr 1999 nach Erscheinen des Istvari.“ Sie lächelte ihn an. „Manche Leij denken, dass wir in einer bedeutenden Zeit leben, da sich dieses Ereignis nächstes Jahr zum zweitausendsten Mal jährt. Und ich finde, gerade du solltest das wissen.“

Warum, dachte er nur. Aber egal, er hatte den Namen schon gehört. Bei aller Abwesenheit einer Religion gab es dennoch einen Kult in Leij, der zwei prophetenähnliche Gestalten namens ‚Istvari‘ und ‚Sanaia‘ umfasste. Leondira hatte doch zuvor gerade erst über Sanaia gesprochen. Was hatte sie doch gleich gesagt? Ich möchte deine Sanaia sein? Zudem riefen sowohl sie als auch Noanne wie viele Frauen hier Sanaia in allen möglichen Lagen wie eine Schutzgöttin an, genau wie die Männer es mit Istvari taten. Er musste sich dringend besser über diesen Kult kundig

machen, doch am besten nicht bei Leondira. Die Sache schien ihr wichtig zu sein, und er wollte sie auf keinen Fall erneut beleidigen.

„Wann kommen sie?“, fragte er deshalb, obwohl er es bereits wusste.

„Wir rechnen zur dritten oder vierten Zeit mit ihnen“, sagte sie. „Die Wache hat einen Melder beim Durchbruch aufgestellt, er wird uns ein Leuchtsignal geben.“

* * *

Sie standen am Strand, neben dem langen Steg. Das Leuchtsignal war soeben erfolgt. Hatten die Saran Khot unter Tishno III. und seinen Vorgängern noch den Status als geladene Gäste, die innerhalb der Bucht anlegen durften, hatten die Leij das seinem Nachfolger Jabashar I. unter Hinweis auf ein erst zu bildendes Vertrauensverhältnis verweigert. Dieser hatte es akzeptiert und seine Schiffe stets im Handelshafen außerhalb der Bucht anlegen lassen. Als Jabashar II. dann die Macht übernahm, staunten die Leij nicht schlecht, als die Schiffe – wie selbstverständlich – wieder in der Bucht anlegten. Es war eine deutliche Beleidigung, die sie aber hinnehmen mussten. Was sonst hätten sie auch tun sollen?

Die Vahire standen am Beginn des langen Stegs. Die Diener, in zwei Gruppen geteilt, links und rechts davon, er selbst natürlich neben Leondira, auf der linken Seite. Am Platz hinter ihnen musste sich das ganze Volk von Leij versammelt haben, zumindest schätzte er das anhand der Menschenmassen.

Es herrschte eine Art beklommene Angespanntheit, wie er es auch erwartet hatte. Gleichzeitig aber auch eine Ruhe, die vor allem von den Vahiren ausging, und sich auf das Volk zu übertragen schien. Es war so weit. Er sah den Schatten des ersten Schiffs durch die Öffnung erscheinen. Unmittelbar danach ein zweites, das nach links ausscherte und sich an der Flanke des ersten positionierte. Ein drittes, das selbiges an der rechten Flanke tat. Theanische Galeeren, die schweren Kriegsschiffe der Saran Khot, kein Zweifel. Er hatte von ihnen gehört. Zweihundert Soldaten, mit Bögen und Schwert bewaffnet. Zuzüglich zweihundert Ruderer, die bei einem Angriff nach erfolgter Landung die zweite Welle bildeten. Pro Schiff, selbstverständlich, zwölfhundert kampfbereite Männer also in Summe, die einer unbewaffneten leijanischen Bevölkerung gegenüberstanden. Eine nicht zu missverstehende Drohgebärde. Aber dennoch.

„Verhalten die sich immer so unklug?“, flüsterte er Leondira zu.

„Was meinst du?“, fragte sie. Dann hellte sich ihre Miene auf. „Sie fahren zu nahe nebeneinander. Und müssen ohne Abstand durch den Durchbruch gefahren sein, und somit sind sie leicht zu treffen. Taktisch unklug.“

„Du bist einfach meine beste Schülerin“, sagte er.

Sie strahlte. „Überheblichkeit führt in den Untergang, ich weiß. Aber was machen wir mit dieser Erkenntnis?“

„Heute gar nichts.“ Er hatte das ‚heute‘ betont. Sie schien zu verstehen und nickte. Die Schiffe näherten sich. Das Führungsschiff legte auf der linken Seite des Stegs an, unmittelbar vor dem

Strand. Die anderen beiden Schiffe gingen rechts und links des Stegs in Position. Er konnte die Soldaten sehen, die, ihre Bögen in der Hand, am Rand der Schiffe Aufstellung nahmen. Eine weitere Drohgebärde, die Bevölkerung auf dem Platz lag in ihrer Reichweite.

Er versuchte sich zu konzentrieren. All diese Einschüchterungen durften ihn nicht beeinflussen. Er musste alles wahrnehmen und einordnen, was ihm zu einem späteren Zeitpunkt von Nutzen sein konnte. Ein Bläser, der irgendwo auf dem Platz stehen musste, gab ein weithin hörbares Zeichen. Mit einem Mal wurde es still auf dem Platz, und die Bürger nahmen zum Gruß Haltung an.

Acht Soldaten des Führungsschiffs gingen an Land. Ihre Schwerter hatten sie in den an ihren Rücken befestigten Scheiden stecken, dennoch wirkten sie bedrohlich. Sie stellten sich als kurzes Spalier auf, und ein kleiner, dunkelhaariger Mann mittleren Alters in edlen Kleidern – offensichtlich der Abgesandte – ging durch ihre Reihen hindurch an ihnen vorbei. Er schritt auf die Vahire zu, die Soldaten schlossen sich ihm an, vier links und vier rechts von ihm, jeweils mit einem Schritt Abstand, wie Zugvögel in einer Formation.

Er blieb den Vahiren gegenüber stehen. Diese zeigten die übliche leijanische Grußformel, was der Abgesandte verächtlich belächelte.

„Mein Name ist Achiad, Vahir und Erster unter Gleichen des Hohen Rates von Leij. Hochverehrter Abgesandter, ich grüße Euch im Namen der Bürger und des Hohen Rates“, sagte der Vorsitzende, der in der Mitte der Vahire stand. Höflich, aber distanziert. „Im Sinne der mit Euren Vorvätern geschlossenen Vereinbarung, die stets zum Nutzen unserer beider Völker war, ersuche ich Euch, uns Eure Tributforderung zu übergeben, die wir als Zeichen unserer Verbundenheit wie immer zu Eurer vollsten Zufriedenheit zu erfüllen gedenken.“

Der Abgesandte sah ihn mit scheinbarer Belustigung an und verschränkte die Arme.

„Und ich bin Utusan, Fürst am Hofe von Theani. Ich spreche für den, der alle Sterblichen erzittern lässt, und nur der Unsterblichen gehorsam ist. König Jabashar II., dem mächtigsten der Todgeweihten und größten und treuesten Diener der unsterblichen Mondgöttin.“ Seine Stimme war donnernd und laut. Sie musste über den ganzen Platz zu hören sein, was mit Sicherheit auch beabsichtigt war. „Und ich bin nicht hier, um mit Euch zu sprechen. Die Einzige, mit der ich zu sprechen gedenke, ist die Verräterin Noanme.“

Ein Raunen ging durch die Menge. Er hätte den Abgesandten am liebsten zu einer Nummer gemacht und mit bloßen Händen erwürgt. Was für ein Spiel gedachte dieser zu spielen? Aber er zwang sich selbst zur Ruhe, durfte sich nicht durch seine Gefühle leiten lassen, sondern musste weiter beobachten, um alle Schwächen seiner Gegner kennenzulernen. Und eben abwarten.

Noanme war vor den Abgesandten getreten. Er konnte sie nur von der Seite sehen, spürte aber trotzdem wieder ihren Blick, der trotz ihrer Unterlegenheit von Stärke und Unbeugsamkeit strotzte. Es war ihm, als fiele die Temperatur in der Bucht auf den Gefrierpunkt, als sie zu sprechen begann.

„Mein Name ist Noanme, Vahiri und Herrin von Leij. Utusan, ich lasse mich von Euch, dessen Schergen mir offensichtlich nach dem Leben trachteten, nicht als Verräterin bezeichnen. Nicht heute, und an keinem anderen Tag.“

Die folgende Stille war unheimlich und beinahe grotesk. Sogar die Möwen schienen verstummt zu sein.

„Ihr denkt, Ihr könnt Bedingungen stellen. Wie amüsant“, spottete der Abgesandte nach einem längeren Schweigen. Es war, auch wenn er sich alle Mühe gab, verächtlich zu klingen, deutlich zu spüren, dass sie ihn eingeschüchtert hatte, und er erkannt hatte, dass sie ihm, trotz allem, überlegen war. „Sagt mir, Noanme“, schien er sich zu fangen, verzichtete aber darauf, sie noch einmal als Verräterin zu bezeichnen, „Wie viele Gäste aus Leij beherbergen wir derzeit in unserer schönen Stadt? Und, da Ihr so gerne Bedingungen zu stellen scheint, wie viele davon möchtet Ihr wiedersehen?“

Diese Äußerung verhieß nichts Gutes. Er sah aus dem Augenwinkel, wie weitere acht Soldaten aus dem ersten Schiff stiegen, und am Steg Aufstellung nahmen. Jeder von ihnen trug einen großen, jutenen Sack in der Hand, und ein nur als widerwärtig zu bezeichnendes Grinsen im Gesicht. Zwei Augenblicke ein, vier Augenblicke ausatmen. Ihm war vollkommen klar, was sich in den Säcken befand.

Auch Noanme schien sich des Inhalts der Säcke bewusst zu sein. Sie senkte ihre Stimme deutlich. „Abgesandter, in der Hoffnung, dass entweder Ihr oder Euer König auch nur einen Funken Anstand besitzt, bitte ich Euch, uns vom Anblick des Inhalts dieser Säcke zu verschonen. Die Kinder von Leij sind genauso hier unter den Menschen wie die Familien Eurer Gäste. Und Ihr habt sowohl Euren Standpunkt als auch Euren Willen bereits jetzt schon eindrucksvoll demonstriert.“

Der Abgesandte schien sich wiederum für einen Moment beeindrucken zu lassen. Er hob die Hand, und die Soldaten nahmen auf sein Zeichen Haltung an. Doch dann grinste er. Ein widerliches Grinsen, gefolgt von einer raschen Vorwärtsbewegung der erhobenen Hand. Die Soldaten leerten daraufhin gleichzeitig, mit der Geschmeidigkeit eines eingeübten Handgriffs, den Inhalt der Säcke auf den Steg. Eine Masse an abgeschlagenen Köpfen, einige blutleer und weiß, andere unnatürlich aufgequollen und blau. Ein grauenhafter Anblick. Er konnte und wollte sie nicht alle durchzählen, aber das war auch müßig. Es würden vierzig sein. Vierzig Leij hatten in Theani als Geiseln gelebt. Und diese vierzig Köpfe waren nun zurückgekehrt.

Die Vahire standen weiterhin äußerlich unbeeindruckt mit starrem Blick da, obgleich es in ihrem Inneren wohl anders aussehen musste. Doch in den Reihen der Bevölkerung konnte er ganz andere Dinge wahrnehmen. Den meisten war ganz einfach das Entsetzen ins Gesicht geschrieben, nichts und niemand hatte auf eine Grausamkeit dieses Ausmaßes hingedeutet. Einige übergaben sich. Andere weinten oder mussten sich aus Schwäche auf den Boden setzen. Wieder andere, die zu weit hinten standen, um etwas zu sehen, drängten voller Beunruhigung nach vorne.

„Nun, Vahiri“, der Abgesandte zeigte wieder sein widerliches Grinsen. Er zog einen versiegelten Umschlag hervor und hielt ihn ihr hin. „Solltet Ihr Euch nicht die Mühe machen zu wollen, Eurem

Schutzpatron den nötigen Respekt zu zollen und seine Worte zu lesen, fasse ich sie für Euch zusammen. Trotz Eurer unserer Freundschaft unangemessenen Handlungen hat mein Herr sich in seiner nicht nachvollziehbaren Güte dazu entschlossen, von der Auslöschung Eurer unbedeutenden Stadt und ihrer Bewohner abzusehen. Damit Ihr Euch für diese unverdiente Milde erkenntlich zeigen könnt, wird sich der Tribut von nun an um ein Drittel gegenüber dem Vorjahr erhöhen. Zudem benötigen wir neue Gäste. Vierzig als Ersatz für“, er machte unnötigerweise eine ausholende Armbewegung, „vierzig als Ersatz für diese hier. Und natürlich zehn neue. Es sei denn“, und das Grinsen wurde noch eine Stufe gehässiger, „es sei denn, Ihr persönlich begleitet uns als Gast nach Theani. Eine Vahiri mit zweifelhaften Fähigkeiten als Tausch für fünfzig Bürger, auch das empfinde ich als einen mehr als gnädigen Vorschlag.“ Er und sein Gefolge lachten schallend. „Bis zum nächsten Vollmond!“ Eine weitere Geste seiner Hand, die Soldaten bildeten wiederum ein Spalier, warteten, bis er das Schiff betreten hatte, und folgten ihm. Augenblicke später hatten sie abgelegt. Auch die anderen beiden Schiffe waren bereits am Wenden.

Er sah sich in der Menge um. Immer mehr Menschen saßen auf dem Boden und weinten. Andere rannten bestürzt zu den Köpfen und hoben ihre Hände klagend zum Himmel. Andere ließen ihrer Verzweiflung freien Lauf und schrien einander an.

Diese Menschen hatten seit Generationen keine Gewalt erlebt, machte er sich bewusst, es musste für sie eine Art Ur-Katastrophe darstellen, ein Abgrund, der sich unerwartet und aus dem Nichts aufgetan hatte. Denn sogar für ihn, der wahrlich schon genug Grausamkeiten in seinem Leben hatte sehen müssen, war das an der Grenze des Aushaltbaren, er konnte sich nur schwer vorstellen, wie das für diese Menschen sein musste. Auch die Vahire hatten ihre Haltung fallengelassen, und diskutierten gestenreich. Er blickte zu den Schiffen, die sich langsam entfernten. Ihr Ziel war es gewesen, Entsetzen zu säen, das war klar – und sie hatten es erreicht. Vermutlich wollten sie zudem auch den aufkeimenden Widerstandsgeist so nachhaltig wie möglich brechen. Und noch etwas, dachte er. Sie wollten das Volk von Leij spalten.

Leondira stand immer noch wie angewurzelt neben ihm. Sie war blass und ihre Pupillen vor Schrecken geweitet, ansonsten schien sie das Ganze verhältnismäßig gut zu verkraften. Er versuchte, so viel Ruhe wie möglich auszustrahlen. Berührte sie sanft an der Schulter.

„Leondira. Such den Trompeter, und halte ihn fest, wenn du ihn hast. Dann – wenn ich den richtigen Zeitpunkt gekommen sehe – steige ich auf diesen Sockel dort“, er deutete auf einen etwa mannshohen Marmorblock, „und gebe dir ein Zeichen mit der Hand. Dann soll der Trompeter zur Ruhe blasen.“

Sie schien zu verstehen, murmelte mit unsicherer Stimme eine kurze Zustimmung, und verschwand. Er war froh, dass sie seiner Anweisung folgte, denn rein formal musste sie das nicht tun, die Diener und der Schutzherr waren gleichgestellt, und es kam auf die Lage an, wer wem Folge zu leisten hatte. Egal, für Gedanken wie diese war nun keine Zeit. Das Volk drückte, wie ein einziger, vielgliedriger Körper, in Richtung Strand, es bestand jederzeit die Gefahr, dass die Masse in blinder Orientierungslosigkeit einzelne Menschen niedertrampeln würde. Die Vahire waren weit auf den Steg zurückgewichen, ihre verbliebenen Diener versuchten, sie mit einem

Halbkreis abzuschirmen, denn einige sichtlich erregte Bürger standen bereits schreiend und drohend vor ihnen, um Antworten für das Unerklärliche, Unbeschreibbare einzufordern.

Er dachte an die Senke, in der er Noanme – vor wie vielen Tagen war das eigentlich gewesen? – vor den Söldnern gerettet hatte, und sah zu den Schiffen. Die Lage war eine ähnliche, auch hier musste er lange genug warten, bis seine Gegner außer Sicht- und Hörweite waren. Sie mussten Leij mit dem Gefühl verlassen, alle ihre Ziele erreicht zu haben. Auf der anderen Seite konnte er nicht zulassen, dass die Bürger die Vahire aus ihrem Zorn und Entsetzen heraus erdrückten oder sogar erschlugen. Zweitausend Jahre Frieden und Gewaltlosigkeit, dachte er bitter lächelnd. Die Decke der Zivilisation war dünn, das wusste er, und Leij schien hier keine Ausnahme zu bilden. Er stieg auf den Sockel und suchte Leondira. Konnte sie schnell ausmachen, wie erhofft hatte sie den Trompeter gefunden, und hielt ihn sogar am Arm fest. Sie nahm Blickkontakt mit ihm auf und legte für einen kurzen Moment die rechte Hand auf die linke Brust und formte dabei mit Daumen und Zeigefinger die Form der Bucht, um ihre Bereitschaft zu signalisieren. Die Geste war der Gruß der Blutsicheln, wie sich seine kleine Kampftruppe seit kurzem nannte, und trotz allem war ihm kurz zum Lächeln zumute. Solange er Leondira an seiner Seite hatte, konnte eigentlich nichts schiefgehen. Er verschaffte sich einen erneuten Überblick. Die Schiffe hatten an Fahrt aufgenommen, entfernten sich nun deutlich rascher und würden bald außer Hörweite sein. Die Vahire, Noanme voran, versuchten, die aufgebrachten Bürger zu beruhigen, doch das würde nur mehr Augenblicke lang gutgehen. In dem Moment stieß einer der Bürger Noanme mit beiden Händen weg, woraufhin sie nach hinten fiel, aber von einem anderen Vahir aufgefangen wurde. Jetzt, dachte er und gab Leondira das gleiche Zeichen zurück.

Augenblicke später schallte das Signal durch die Bucht. Es hatte, zum Glück, die gewünschte Wirkung, alle verstummten und suchten nach demjenigen, der ihnen etwas sagen würde. Das Verhalten war tief verwurzelt, sie konnten wohl nicht anders, genau wie er sich das erhofft hatte. Er hob beide Hände und drehte sich langsam einmal im Kreis, wie um zu signalisieren, dass er es nun war, auf den es zu hören galt. Die Menschen brauchten nun jemanden, der sie führte. In dessen Arme sie sich in dieser untragbaren Lage fallen lassen, und dem sie vertrauen konnten. Und das konnte im Moment niemand anders als er. Er war ihr Schutzherr, und er würde sie schützen. Auch vor sich selbst. Es war nun entscheidend, dass er die richtigen Worte fand. Und dass ihre Botschaft ankam.

„Bürger von Leij“, schrie er, und seine Stimme hallte über den Platz. „Haltet ein, und stellt Euch eine Frage: Wollt Ihr weiterhin das auserwählte Volk des Friedens sein, oder“, er blickte durch die Menge. Ausnahmslos alle sahen ihn mit großen Augen an. Auftritte wie diese waren sie ebenso wenig gewohnt wie die gesamte Lage. „oder wollt Ihr in Eurer blinden Wut heute unbedingt noch Eure heilige Bucht mit dem Blut Eurer Brüder und Schwestern besudeln?“ Leichtes Geraune und Gemurmel hob an. Er wertete es als gutes Zeichen, zumindest war die sich gerade noch hochschraubende Spirale der Gewalt unterbrochen.

„Ihr habt geglaubt, Ihr hättet einen Freund auf dieser Welt. Einen Freund, der in den letzten Jahren vielleicht etwas schwierig geworden, aber immer noch Euer Freund ist. Nun ja, das dürfte sich erledigt haben.“ Das Gemurmel setzte mit Vehemenz wieder ein. Einzelne Zurufe und Schreie.

Er hob zur Beschwichtigung die Hände. „Euer Feind hat sich heute enttarnt. Aber wie ich immer sage – lieber ein echter Feind als ein falscher Freund. Denkt daran, wer der wirkliche Feind ist! Und wen er nur zum Sündenbock machen möchte! Und nun lasst uns das tun, was wir immer tun. Lasst uns das im Geiste unserer großen Legenden in unserem einzigartigen Auditorium besprechen, und auf die Weisheit der Vahire – genau wie auf die Weisheit jedes Einzelnen von uns einfachen Bürgern – vertrauen.“ Er wiederholte seine Atemübung. Das Volk ließ sich von seiner Ruhe anstecken. Seine Stimme wurde ruhiger. „Und nun noch eine Bitte. Ihr wisst, wer als Gast – oder als Geisel, nehmen wir das richtige Wort – bei unserem Feind war. Und Ihr kennt deren Angehörige. Wenn Ihr einen davon in der Menge neben Euch stehen seht, nehmt ihn bitte in die Arme und spendet Trost, so gut Ihr dazu eben in der Lage seid.“

Ein Schluchzen ging, wie aus einer Kehle, um den Platz. Die Leij, die gerade noch kurz davor waren, sich gegenseitig zu meucheln, lagen einander heulend in den Armen. Immer wieder hörte er, wie ‚Istvari‘ gemurmelt wurde. Sie beschworen also ihren Schutzheiligen, oder wer auch immer das jetzt genau war. Egal, er deutete es als gutes Zeichen, von hier weg konnten die Vahire wieder die Kontrolle über die Masse übernehmen. Er sah nach unten, um einen sicheren Ort zur Landung zu suchen, und fand ein Paar großer, brauner Augen. Noanme. Er sprang zu ihr herunter. „Geht es Euch – ich meine, geht es dir gut?“

„Ja. Natürlich. Oder nein. Eigentlich“, murmelte sie, während sie ihn mit einem etwas seltsamen Blick ansah. Sie musste noch wie betäubt sein, dachte er. Eine Meisterin der Worte, die sich so zusammenhanglos ausdrückte, das konnte nichts anderes sein. „Du hast in einem Moment, für den es keine Worte gibt, die richtigen Worte gefunden. Danke dafür. Ganz Leij steht in deiner Schuld, ich im Besonderen, da du nun erneut zum Hüter meines Lebens geworden bist.“

Er mochte kein Lob und keine ehrenden Anerkennungen. Er tat, was er für richtig hielt, und wenn das auch jemand anderes als das Richtige empfand, dann brauchte er dessen Bestätigung nicht. Doch, ob er wollte oder nicht, ihre Worte lösten etwas in ihm aus. Berührten ihn.

„Die Köpfe...“, begann er und ließ den Satz ausklingen.

„Der Medikus und der Totengräber sind mit ihren Dienern bereits vor Ort, um“, es war ihr anzusehen, dass ihr die Worte schwerfielen, „um eben alles...einzusammeln, und eine würdige Abschiedsfeier nach unseren Traditionen durchzuführen.“

Er nickte und formulierte im Kopf eine weitere Frage, als er sah, dass sich die anderen Vahire und deren Diener hinter ihr zu versammeln begannen. Achiad, der Vorsitzende, trat vor. „Mecenas, ich würde Euch bitten, bringt uns zum Haus des Hohen Rates“, sagte er ohne weitere Umschweife, ohne wertschätzende Ansprache, und auch ohne ein Wort des Dankes. Er zuckte innerlich mit den Schultern. Das entsprach jetzt eher dem Bild der Mächtigen dieser Welt, das er hatte.

Eine seiner wenigen zeremoniellen Aufgaben war es, die Vahire anzuführen, wenn sie, geschlossen als Gruppe, von einem Ort zum anderen gingen. Er schritt daher los, dahinter die Vahire in Zweierreihe, hinter ihnen wiederum die Diener des Rates in derselben. Aus dem Augenwinkel nahm er wahr, dass Noanme und Achiad, die direkt hinter ihm gingen, einander

keines Blickes würdigten. Oder überdeutete er ihr Schweigen? Doch es schien ihm, als würden, ausgelöst durch das schreckliche Erlebnis, auch die Herrinnen und Herren die Masken der Idylle fallen lassen.

Die Menge trennte sich schweigend vor ihm, als sie langsam voranschritten. Wie die Knöpfe eines Hemdes, die langsam nacheinander aufgezogen wurden. Sie waren in etwa auf Höhe des Urmaßes in der Mitte des mittleren Platzes angekommen, als er merkte, dass eine Person vor ihm nicht zurückwich. Wie ein Felsen inmitten eines Stromes, absolute Gelassenheit verkörpernd, stand eine kleine, alte Frau mit weißen, langen Haaren vor ihm. Das Alter hatte tiefe Furchen in ihrem Gesicht hinterlassen, doch stand sie aufrecht und selbstbewusst da, als hätte sie eben erst ihre Mündigkeit erlangt. Er erkannte sie, jeder in Leij kannte sie, sie war jene Person, der die größte Wertschätzung und Hochachtung entgegengebracht wurde. Asinae, die dem Rat einhundert Jahre als Vahiri, und davon beinahe die Hälfte der Zeit als Vorsitzende gedient hatte. Bis sie vor fünf Jahren im Alter von einhundertfünfundzwanzig ihr Amt zurücklegte, und dem Rat empfahl, ihre Dienerin an ihrer statt in den Rat zu berufen, da diese weit geeigneter als sie selbst wäre. Und der Rat war ihr gefolgt, und hatte ihre Dienerin Noanme zur Vahiri gemacht.

Er blieb unmittelbar vor ihr stehen, der gesamte Zug stoppte hinter ihm. Wortlos legte sie ihre linke Hand auf seine Wange und sah ihm mit einem Blick in die Augen, als wollte sie in deren Tiefen etwas erkennen.

„Sanaia schütze die Bürger, die Stadt und die Bucht“, murmelte sie, ohne ihn zu grüßen, nahm den Blick aus seinen Augen und sah an ihm vorbei. „Noanme, Weiseste der Weisen, Ihr seht das doch auch?“

„Asinae, hochverehrte und Weiseste von allen, meine große Lehrmeisterin. Ich...verzeiht meine Dummheit. Wieder habe ich mich meines Platzes im Rat als unwürdig erwiesen, und nichts erkannt. Ich habe zwar etwas Besonderes gespürt, doch ich begann gerade erst unten am Steg die Wahrheit zu sehen.“

„Nennt Euch nicht dumm, wenn Ihr doch die Weiseste dieser albernen Prozession seid“, sagte sie mit einem unmissverständlichen Seitenblick auf Achiad, der seine Ungeduld und Gereiztheit offen zur Schau stellte, sie aber nicht zu unterbrechen wagte.

„Du bist an dem Punkt angelangt, Noanme“, sagte sie leise, aber bestimmt. „An dem Punkt, an dem es kein Zurück mehr gibt. Und das weißt du.“

„Das weiß ich“, antwortete sie, und etwas, das er nicht benennen konnte, schwang in ihrer Stimme mit. „Und ich fühle es. Ich bin gerade dabei, ihn zu überschreiten.“

Asinae nickte Noanme zu, betrachtete ihn noch mit einem langen, tiefen Blick, der weder Freundlichkeit noch deren Gegenteil ausdrückte, dann schritt sie zur Seite und schien in der Menge zu verschwinden.

* * *

Er wunderte sich immer noch über die Worte und das Verhalten der ehemaligen Vorsitzenden, als er den Zug durch die Säulen um das Gebäude herum führte, quer durch das Auditorium, zum Haus des Rates. Es stand zwar an der Stirnseite des großen Platzes, war über diesen aber nicht zu betreten, daher war dieser Weg der einzig mögliche. Was hatte sie in seinen Augen gesehen? Und was sollte Noanme darin sehen? Die Lösung ihrer Probleme? Vermutlich. Und nun ja, wenn die Vorzeichen auf Krieg und Tod standen, war er wohl der Einzige in dieser Stadt, der zumindest im Ansatz eine Lösung bringen konnte.

Er öffnete die Türe und schritt die Stiegen hinauf, in den Beratungsraum. Wobei Raum der falsche Ausdruck für das Allerheiligste des Hohen Rates war. Von der Größe war es eher ein Saal, der von einer in den Boden eingelassenen halbkreisförmigen, marmornen Bank, Rondo genannt, dominiert wurde, dem Plenum, wo die Beratungen stattfanden. Am Rand und in den Ecken standen kleinere Tische und edle, gepolsterte Möbelstücke, hierhin zogen sich die Vahire zu Einzelgesprächen zurück. Er blieb mitten im Raum stehen und drehte sich um, um laut Protokoll zu fragen, ob er noch benötigt werden würde. Doch so weit kam er nicht.

„Wäre es die Aufgabe eines Mitglieds des Hohen Rates, die anderen Weisen vor unlösbare Probleme zu stellen, dann wärt Ihr wahrhaftig die erfolgreichste von uns, Noanme“, ließ es eine der Vahiri, die ganz offensichtlich nicht an der Seite Noanmes stand, durch den Raum schallen. Besser ein echter Feind als ein falscher Freund, dachte er wieder.

Die Angesprochene blieb betont gelassen. „Was meint Ihr damit, Kellmata?“

„Ganz offensichtlich meine ich damit, dass Ihr den Fehlschlag in Sanpiere, ein Vorhaben, das Ihr selbst erdacht, geplant und durchgeführt habt, auf Euer Haupt nehmen müsst. Und, schlimmer noch, dass dieser vierzig Leij das Leben gekostet hat.“ Sie ging auf Noanme zu und hielt ihr Gesicht bedrohlich nahe vor das ihre. „Fast wäre es zu wünschen, der Zorn der Bürger hätte Euch mit voller Wucht getroffen, und wir dürften die nun notwendige Lösung zu elft beraten.“

„Ruhe!“ Achiad ging dazwischen. „Wir werden die Angelegenheit nun in Ruhe besprechen, wie es bei uns gelebte Tradition darstellt. Aber zuvor“, er wandte sich ihm zu, „Mecenas, danke für Eure Dienste. Ihr dürft Euch für heute zurückziehen. Darnadaï des Rates, bitte vortreten!“

„Einen Augenblick noch, bitte“, sagte er. Die Diener und Dienerinnen, die sich bereits auf den Weg nach vorne gemacht hatten, blieben wie erstarrt stehen, gerade kurz hinter ihm.

„Ich möchte Euch noch einen Vorschlag mit in Eure Beratungen geben.“

„Verehrter Mecenas“, Achiad nahm geräuschvoll Platz, „Es ist nicht die Zeit und nicht der Ort dafür. Wenn Ihr etwas zu sagen habt, so werdet Ihr am Tag des Rates im Auditorium Gelegenheit dazu haben.“

„Ich widerspreche Euch höchst ungern, und“, er sah durch die Runde der Vahire, die ihn zum Großteil verständnislos, aber auch geduldig und neugierig ansahen, „und ich mache Euch mit noch geringerer Freude auf die Gesetze der Stadt Leij aufmerksam, aber“, er machte eine Pause, um seinen Worten etwas Gewicht zu verleihen, „aber diese besagen ganz deutlich, wenn die Sicherheit des Rates, der Bürger, der Stadt oder der Bucht bedroht ist, hat der Mecenas jederzeit

das Recht, vor dem Rat vorzusprechen, und Lösungsvorschläge zu überbringen, nicht nur am Tag des Rates.“

Achiad seufzte. „Natürlich seid Ihr damit im Recht. Sprecht. Aber fasst Euch in Anbetracht der Lage kurz.“

„Ich danke Euch“, er versuchte sich zu konzentrieren, um sich in Folge möglichst verständlich ausdrücken zu können. „Kurz gesagt, Ihr müsst Euch entscheiden zu kämpfen.“

Kellmata lachte auf, starrte ihn mit einem boshaften Blick an, und sah dann weiter zu Noanme. „Euer Ränkespiel ist bei weitem durchdachter, als ich es ursprünglich vermutete, ich darf Euch applaudieren. Ihr macht erst Euren Geliebten zum Mecnas, und provoziert dann einen Krieg, während Ihr ihn von den Bürgern als“ – sie stockte. „Nun, ich muss Euren Missbrauch unserer Legenden in diesen ehrwürdigen Hallen nicht auch noch wiederholen, jeder der Anwesenden konnte heute begreifen, wozu Ihr ihn machen wollt. Das ist perfide. Aber“, sie machte eine Pause, wie um dem, was folgen würde, mehr Klang zu geben. „Aber vielleicht darf man von jemandem, dessen Wurzeln nicht vollständig in unserer Bucht liegen, ganz einfach nicht dasselbe Verständnis für unsere Traditionen erwarten.“

Für einen Augenblick sagte niemand etwas. Die Stille war beinahe greifbar. Einer der älteren Vahire senkte den Blick.

„Verratet mir, Noanme“, sprach sie betont ruhig weiter, „Was ist Euer Ziel? Den Rat zu entmachten? Ein Umsturz?“

„Ich lasse mir das von Euch nicht länger gefallen.“ Noanmes Stimme war voller Schärfe und Kälte, und er glaubte darin ein ungewohntes Zittern auszumachen.

„Vahiri! Ruhe!“, schrie Achiad wiederum. Von der Erhabenheit und Weisheit der Runde war nicht mehr viel zu sehen. „Nachdem ein vernünftiges Gespräch im gesamten Plenum nicht mehr möglich ist, bestehe ich nun auf dem mir von unseren Gesetzen verliehenen Recht, die Unterredung mit unserem Schutzherren alleine zu führen.“ Er ließ das kurz wirken, drehte sich zu ihm hin und fragte ruhig, als wäre nichts geschehen: „Und wie, werter Mecnas, stellt Ihr Euch die Umsetzung Eures Ansinnens vor? Unseren – sehr verlässlichen – Quellen zufolge umfasst alleine die stehende Armee der Saran Khot vierzigtausend gut ausgebildete und ebenso ausgerüstete Soldaten, einschließlich einer ausreichenden Anzahl an Kriegsgaleeren, um diese auch zu verschiffen. Dem gegenüber hat ganz Leij keine zehntausend Einwohner, von Waffen oder Ausbildung ganz zu schweigen. Aber noch viel gewichtiger ist“, er sah ihn mit einiger Schärfe an, „denkt an unsere Tradition der Gewaltlosigkeit, die auch Eingang in unsere Gesetze gefunden hat. Die Leij haben nie gekämpft, die Leij werden nie kämpfen. Und damit ist, denke ich, alles gesagt.“

Einer der jüngeren Vahire, ein Mann namens Caradoc, erhob sich. „Achiad, mit Verlaub.“ Er zögerte einen Moment, „Ich bin von der Gewaltlosigkeit als einziger richtiger Art zu leben überzeugt. Aber, wir alle haben es heute gesehen – sie könnte uns das Leben kosten. Uns allen. Und unsere Gesetze sehen für genau diesen Fall eine bewaffnete Verteidigung als einzige Ausnahme von unseren Idealen durchaus vor.“

Gemurmel, Nicken und Kopfschütteln unter den Vahren. Achiad ergriff erneut das Wort.

„Caradoc, ist Eure Rede als Antrag zu verstehen, diese Angelegenheit im Plenum zu debattieren?“

„Hochverehrter Vorsitzender, so ist es.“

„Noanme, ich gehe davon aus, dass Ihr diesen Antrag unterstützt?“

Diese nickte ganz demonstrativ, ohne weitere Worte zu verwenden.

„Nun – da die für dieses Prozedere erforderlichen zwei Vahire ihren Antrag gestellt haben, setze ich, Achiad, Vorsitzender und Erster unter Gleichen, diesen unverzüglich auf die Tagesordnung. Wir gehen ohne Verzögerung in die Beratung, gefolgt von einer schnellen Abstimmung darüber, ob wir – nur ganz grundsätzlich – Kampf und Gewalt als Mittel der Politik in Betracht ziehen wollen, und dies auch in dem aktuellen Fall anwenden möchten. Mecenas, Diener und Dienerinnen des Rates – bitte erwartet Euren jeweiligen Vahir im Auditorium.“

Wenngleich freundlich ausgedrückt, war das nichts anderes als ein Rauswurf, auch wenn dieser schon rein formal notwendig war. Laut den Gesetzen von Leij war es nun einmal unabdingbar, dass die Beratungen und Abstimmungen des Rates im Geheimen durchgeführt wurden. Sie drehten sich daher mit kurzem Gruß ab, und leisteten Folge – was auch sonst hätten sie tun sollen.

* * *

„Was nun?“, fragte er Leondira, die sich kurz darauf an der dem Auditorium zugewandten Seite des Hauses an die Wand neben ihn lehnte.

„Nun wird jeder Vahir den anderen seine Sicht der Dinge über die heutigen Ereignisse, sowie seine prinzipielle Einstellung zur aktuellen Frage – ob wir es in Betracht ziehen zu kämpfen, und uns aktiv verteidigen – darlegen. Jeder Vahir kann zu jeder Stellungnahme Fragen stellen, oder seinen Kommentar abgeben – was sie auch tun werden. Und am Ende stimmen sie ab – das wird aber erst am mittleren Nachmittag der Fall sein.“

„Und wir?“

Sie deutete mit dem Kopf auf den Schatten des Hauses. „Es ist ziemlich genau Mittag. Das heißt, dass die drei von uns, die für diese Woche eingeteilt sind, in den Tavernen für den Rest der Diener und natürlich für die Vahire etwas zu essen besorgen werden. Der Rest von uns wartet derweil auf weitere Anweisungen, holt die Stimmung des Volkes ein und trifft sich mit dem Bürgerrat.“

Er nickte und sagte nichts weiter.

„Ich weiß, wir Diener sehen uns vor allem als Abgesandte der Vahire, und sogar als deren engste Berater. Aber – auch Aufgaben wie diese gehören eben dazu.“

„Warum auch nicht?“, fragte er. „Es handelt sich doch dabei um sehr ehrenvolle Aufgaben.“

„Ja, sicher.“ Sie wirkte ungeduldig. „Aber ich habe den anderen Darnadai bereits mitgeteilt, dass ich heute dir zur Verfügung stehe, weil du mich brauchst, um im Interesse des Rates deinen Verteidigungsplan im Detail auszuarbeiten, damit du diesen im Falle einer erfolgreichen

Abstimmung direkt vortragen kannst. Also...“ Sie ließ den Satz ausklingen und sah ihn erwartungsvoll an.

„Ja, natürlich brauche ich dich“, beeilte er sich zu sagen.

* * *

Die Sonne stand schon weit im Westen, als sie die Vahire aus dem Haus des Rates kommen sahen. Leondira und er hatten sich für ihre Beratungen in die oberste Reihe des Auditoriums zurückgezogen. Der Ausblick von hier war gewaltig, ging über Stadt und Bucht hinweg bis zum offenen Meer, wo irgendwo in der Ferne das unglaubliche Blau des Himmels mit jenem des Wassers zu verschmelzen schien. Er war zufrieden mit dem Ergebnis der Unterredung, Leondira hatte sich als mehr als nützlich erwiesen, und sämtliche ihm fehlenden Auskünfte geliefert. Zudem hatte sie ihn noch auf Schwächen seines Planes hingewiesen, und ihm geholfen, ihn an manchen Stellen zu detaillieren. Noanme schien sie gesehen zu haben und begann ihrerseits, die Stufen zu ihnen zu erklimmen. Zunächst kam es ihm falsch vor, dass sie als Vahiri zu ihnen als Dienern hinaufsteigen musste, doch erkannte er die Logik darin, die auch schon Leondira diesen Platz hatte auswählen lassen – Gespräche, die im Auditorium weiter unten geführt wurden, hörte man durch die einmalige Akustik bis hinauf in die letzte Reihe. Umgekehrt war dies aber nicht so.

Als sie bei ihnen ankam, war sie sichtbar außer Atem. Blickte sich um, und genoss den Ausblick, als ob er sich ihr zum ersten Mal bieten würde. Er sah sie an, und glaubte zu verstehen. Sie wollte sich davon überzeugen, dass – trotz der schrecklichen Ereignisse des Vormittags – im Wesentlichen noch alles beim Alten war.

„Also“, begann sie. „Die Beratungen des Hohen Rates sind noch nicht abgeschlossen.“

„Das heißt, der Rat hat noch nicht abgestimmt?“

„Doch“, sagte sie.

Er sah sie verwirrt an. „Und wie ist die Abstimmung gelaufen?“

„Die Abstimmungen des Hohen Rates sind geheim. Ihr Ergebnis wird erst bekannt gegeben, wenn das gesamte Thema zur Zufriedenheit der Vahire geklärt wurde.“

Seine Verwirrung stieg. Auch Noanme selbst sah ihn mit einem Hauch von Verzweiflung an.

„Dub“, Leondira stieß ihn an und lächelte. „Was Noanme – der es natürlich verboten ist, über Interna des Hohen Rates zu sprechen – sagen will, ist – es gab eine Abstimmung. Doch die ging sechs zu sechs aus.“

„Danke, Leondira.“ Auch Noanme lächelte jetzt und setzte sich auf die oberste Umrahmung des Auditoriums, und lehnte sich mit dem Rücken an eine der überdimensionalen Marmorstatuen. Die beiden folgten ihr. Hier konnte man zu dritt gegenüber sitzen.

„Gut, sechs gegen sechs“, sagte er. „Was bedeutet das jetzt?“

„Das bedeutet“, wieder war es Leondira, die ihm das Offensichtliche erklärte, „dass die Vahire sich jetzt nach dieser Sitzungspause nochmals versammeln, und dann ab morgen jedes Mal dann, wenn einer von ihnen den Punkt wieder auf die Tagesordnung bringen möchte. Und wenn absehbar ist, dass zumindest einer der Vahire seine Meinung ändert, wird nochmals abgestimmt.“

„Gut“, sagte er nochmals, „und wie wahrscheinlich ist das?“

„Es ist auszuschließen.“ Diesmal übernahm Noanme das Wort. „Ich kenne die Mitglieder des Hohen Rates. Und ich bin gut darin, zu erkennen, was in den Menschen vorgeht. Die Meinungen sind festgefahren. Und“, sie nahm seine nächste Frage vorweg, „es gibt bei Gleichstand kein Mittel, um einen Sieger zu bestimmen. Weder zählt die Stimme des Vorsitzenden doppelt, noch erhält ein Außenstehender die Möglichkeit, abzustimmen.“

„Eure ganze Ordnung ist eine des Friedens. Für Lagen wie diese nicht geeignet.“ Er sah verärgert über die Bucht in Richtung Durchbruch. Er wusste, er konnte ihren Feind stoppen. Aber er müsste eben auch die Erlaubnis dafür haben, Waffen zu schmieden und Soldaten auszubilden. Und ihm rannte die Zeit davon.

„Leondira, ich brauche noch deinen Bericht“, lenkte Noanme die kleine Runde zu einem anderen Thema.

„Um ehrlich zu sein – auch der wird dich nicht richtig freuen. Der Großteil der Bürger hat keine Meinung geäußert, außer, dass sie wie immer der Weisheit des Hohen Rates vertrauen. Aber es gibt auch andere. Vor allem Ariston sieht ganz offensichtlich seine Zeit als gekommen an.“

Er wusste zwar, dass er Noanme im Moment nicht mit unnötigen Fragen aufhalten sollte, konnte aber nicht anders.

„Wer ist Ariston?“

„Der Bürgerrat vom dritten Bezirk“, beantwortete Leondira die Frage und machte mit dem Kinn eine verächtlich wirkende Bewegung hin zu dem Stadtviertel östlich des Platzes. „Vom Beruf Abgesandter unseres Handelshauses. Als solcher weit gereist, in Sanpiere bestens bekannt, und mit zu vielen Menschen in Kontakt, die Waren, Wege und Geheimnisse mit derselben Höflichkeit behandeln, solange der Preis stimmt. Hat eine unheimlich große Meinung von sich selbst, und ist beleidigt, weil ihn noch kein Vahir als Darnadai ausgewählt hat. Denn seinem eigenen Anspruch nach müsste er längst Vahir sein, und dem Rat vorstehen.“ Die Antipathie, die sie ihm gegenüber hatte, war greifbar.

„Sagen wir es so“, ergriff Noanme das Wort und legte ihre Hand beschwichtigend auf jene von Leondira. „Ariston besitzt Fähigkeiten, die Leij nützlich sein könnten, wenn sein Ehrgeiz nicht ständig versuchen würde, größer zu sein als sie. Er kennt den Westen, er kennt seine Märkte, und er versteht, wie man Menschen bewegt. Leider verwechselt er das manchmal mit Weisheit.“

„Bei allem Respekt, du bist zu gütig in deinen Worten, Noanme. Ariston steht auf dem großen Platz, und erzählt jedem, der es hören möchte, dass der Hohe Rat die aktuelle Frage nicht alleine klären kann, sondern der Bürgerrat – oder noch besser gleich alle Bürger von Leij – zur Abstimmung schreiten sollten.“

Noanne nickte leicht. Es war ihr anzusehen, dass sie nachdachte. „Und wie viele sind seiner Meinung?“

„Das ist schwer zu sagen.“ Leondira machte eine wegwerfende Bewegung. „Aber es sind zu viele, die ihm zuhören.“

Er vergrub sein Gesicht in den Händen. Das, was er vor kurzer Zeit noch als perfekt angesehen hatte, bekam gerade übergroße Risse.

„Eure ganze Ordnung ist eine des Friedens“, wiederholte er mit zunehmender Verärgerung seine Worte von vorhin, und dachte daran, was mit Aufführern wie diesem in einem beliebigen der westlichen Königreiche geschehen würde. „Wir können uns nicht erlauben, Zeit mit Diskussionen zu verschwenden. Und ich würde gerne handeln, aber wie es aussieht, sind mir die Hände gebunden.“

„Das ist nicht ganz richtig.“ Noanne lächelte. „Ich darf aus unseren Gesetzen zitieren: ‚Der Schutzherr hat alle Maßnahmen zu treffen, die er für die Sicherheit des Rates, der Bürger, der Stadt und der Bucht als notwendig erachtet. Sein Gewissen und seine Erfahrung allein dienen ihm dabei als Maßstab, dennoch ist er den Anweisungen des Hohen Rates in dieser Sache unterworfen.‘“

„Das heißt“, seine Miene klärte sich auf. „Das heißt, solange der Rat es mir nicht verbietet, kann ich machen, was ich will?“

„Im Grunde ja.“ Sie sah ihn wieder durchdringend, aber freundlich an. „Aber übertreibe es bitte nicht. Mecenat, das ist kein Titel auf Lebenszeit, eine einfache Ratsmehrheit könnte ihn dir wieder entziehen. Es wird niemand den Antrag stellen, da auch der momentan nicht anders als sechs zu sechs ausgehen würde. Aber damit es dabei bleibt – vielleicht verzichtest du im ersten Schritt darauf, die halbe Bevölkerung an die Waffen zu rufen, oder unsere gesamte Handwerksproduktion auf Kriegsgüter umzustellen. Du musst mit dem nötigen Feingefühl vorgehen, wie ein Leij denken und handeln. Denkst du, du schaffst das?“ Der Klang eines Gongs wurde zu ihnen hinaufgetragen und befreite ihn von seiner Antwort. „Ich muss wieder in den Rat. In aller Kürze – wie ist dein Plan?“

„Kurz gesagt – Schritt eins ist, die Tributflotte bei ihrem Eintreffen zu versenken, und keinen der feindlichen Soldaten am Leben zu lassen. Das sollte kein großes Problem darstellen. Die Zeit, die wir dann bis zu einem Großangriff der feindlichen Truppen haben – die die Stadt dann mit Sicherheit dem Erdboden gleichmachen wollen – nutzen wir, um die Bucht zur Festung auszubauen.“

„Und auch bei diesem Großangriff können wir sie dann – stoppen, denkst du?“

„Wir werden sie töten, Noanne. Wir werden sie alle vernichten, jeden Einzelnen von ihnen. Gewöhn dich an diese Begriffe, und verwende sie mit Respekt und Selbstsicherheit. Wir werden die Sichel Leijs aus Blut malen, das ist der einzige Weg in die Freiheit.“

„Was wird es uns kosten?“ Ihr Blick verlor sich im Blau. Ihm war klar, was sie damit meinte.

„Was meinst du?“, fragte er sie dennoch.

„Wie viele Leben“, sagte sie leise. „Wie vielen Leij wird es das Leben kosten?“

„Einem Viertel von allen“, sagte er und merkte selbst, wie seine Stimme zitterte. „Zumindest.“ Du bist an dem Punkt angelangt, Noanme. An dem Punkt, an dem es kein Zurück mehr gibt, fielen ihm die Worte der ehemaligen Vorsitzenden wieder ein.

„Das sind zweitausendfünfhundert Leben.“

„Ja.“

Noanme sagte nichts. Aber für einen Moment wirkte es, als müsste sie all ihre Ruhe zusammennehmen, um die Zahl nicht laut zu wiederholen. Dann nickte sie.

„Und wie viele Soldaten brauchst du für den ersten Schritt?“

„Dreihundert.“

Sie wandte sich vom endlosen Blau ab und sah ihm in die Augen. Ihr Blick wirkte trüb.

„Und diese dreihundert“, sagte sie, ohne ihre Frage zu vollenden. Zudem schien sie seine Antwort zu spüren.

„Ja“, sagte er deshalb. „Am besten wäre es, wenn Leij sich von jedem der dreihundert schon vor der Schlacht verabschiedet, und sie als tot betrachtet.“

Sie warf ihm einen langen Blick zu, nickte, und schritt die Stufen hinab.

„Ein Teil der Bürger wird geopfert, damit der Rest, und alle, die noch in der Bucht geboren werden, in Frieden leben können“, hörte er, wie ihre leisen Worte sanft über die Stufen heraufgetragen wurden. Spürte den Schmerz in diesen Worten, und spürte ihn genauso in seinem Herzen.

In diesem Augenblick wusste er, dass er einen Schritt getan hatte, den er nicht mehr würde rückgängig machen können.

* * *

„Du bist noch hier?“ Sie wirkte ziemlich erfreut, ihn zu sehen. Seiner Schätzung nach musste es ungefähr Mitternacht sein, er war zwischen dem Auditorium und dem Haus des Rates gesessen und hatte sich eben erhoben, als er die ersten Vahire hinauskommen sah. Sie selbst war als Letzte herausgekommen.

„Noanme. Ja, natürlich“, sagte er. „Auch wenn ihr die Diener des Rates für heute bereits entlassen hattet – Ich dachte, nach diesem Tag – Ich wollte dich ganz einfach nicht alleine nach Hause gehen lassen.“

„Das ist – schön“, sagte sie und stellte sich nahe vor ihn. Kurz dachte er wieder, die Zeit würde für einen Moment stillstehen. Es war das erste Mal seit dem Morgen nach jener Nacht, dass sie alleine waren. Zwei Tage war das erst her, doch erschien es ihm wie eine Ewigkeit. Er dachte

daran, was sie ihm gesagt hatte. Dass er in seinem Herzen etwas spüren würde. Und auch sein Herz schien sich an ihre Worte zu erinnern.

„Komm“, sagte sie, berührte ihn leicht am Arm und holte ihn damit aus seinen Gedanken.

„Gibt es etwas Neues zu berichten?“, fragte er, als sie den Platz überquerten, und in die erste Gasse einbogen. Die Siedlung, in der sie beide wohnten, war nicht weit weg, ein kurzer Fußmarsch von vielleicht zwei- oder dreitausend Maß über Wiesen und Wälder hin zum Strand.

„Nein. Unverändert. Wie vermutet.“ Sie zögerte kurz. „Erlaube mir eine Frage. Ich habe dich kämpfen gesehen. Gesehen, wie du zuerst fünf Mann, und danach nochmal drei beseitigt hast.“

„Bitte sag getötet, Noanme. Es ist nicht schön, Menschen zu töten, und eines – oder sogar sehr viele – Leben durch eine eigene Handlung zu beenden. Nennen wir es trotzdem beim Namen, es lehrt uns Respekt, Demut, und bewahrt uns davor, es zu tun, wenn es nicht unbedingt nötig ist.“

Sie sah ihn an und nickte. „Ich habe schon gedacht – beinahe gehofft – dass das die Gründe sind, warum du so sehr auf dieser Wortwahl beharrst. Sehr ehrenhaft.“ Sie lächelte ihn an. „Auf jeden Fall war es, und das konnte ich trotz meiner unmittelbaren Beteiligung gut sehen, sehr beeindruckend, dir beim Töten meiner Feinde zuzusehen. Deine diesbezüglichen Fähigkeiten stehen außer Zweifel, aber“, sie zögerte einen Moment, bevor sie weitersprach. „Dub, ich möchte dich auf keinen Fall beleidigen. Wer wäre ich, das zu tun – ich, die ohne dein Wirken nun bereits zum zweiten Mal einen unausweichlichen Tod gestorben wäre. Aber – du hast Dementrios kennenlernen dürfen, den besten Goldschmied in der gesamten Bucht, und wahrscheinlich auch des ganzen Kontinents. Er versteht es wie kein Zweiter, die feinsten Formen zu ersinnen, und mit ruhiger Hand auch umzusetzen. Er ist mehr als ein Schmied. Ein Berufener, ein Künstler, ein Schöpfer des Schönen und Edlen, von dem die Leij in vielen Lebensaltern noch sprechen und seine Werke bewundern werden.“ Sie blieb stehen und sah ihn an. „Aber wenn wir ihn zum Meister der Schmiede ernennen würden, wäre das ein schrecklicher Fehler. Denn er wüsste nicht, wie viel Gold, Silber und Platin er bei den Händlern bestellen müsste. Wie viel Eisen und Holzkohle. Und er würde kläglich daran scheitern, die Arbeiter gemäß den ihm vorliegenden Aufträgen einzuteilen.“ Sie machte eine Pause.

„Dub, du kannst kämpfen und töten, und würdest keinen Moment zögern, dabei dein Leben zu lassen. Aber kannst du auch ein Heer führen? Einen Plan zur Verteidigung einer Stadt entwickeln und dann auch umsetzen? Deine Waffenbrüder in den sicheren Tod schicken, wenn das unser aller Leben bedeutet?“

Trotz ihrer Zweifel war das eine offene Frage, das spürte er. Ohne jeglichen Unterton oder den Hinweis, dass sie ihm das nicht zutrauen würde. Sie wollte nur ganz einfach wissen, wie er selbst sich einschätzte.

„Ja“, war daher seine einzige Antwort.

„Ja?“

„Ja!“

„Gut. Ich vertraue dir.“

Der Weg führte aus dem kleinen Waldstück hinaus auf die Wiese, sodass sie bereits die Siedlung sehen konnten, in der sie beide wohnten. Nichts war mehr beleuchtet, nur der prächtige, beinahe noch volle Mond tauchte ihre Haut in ein unwirkliches Weiß, und ihre dunkelbraunen Haare in ein absolutes Schwarz. In Verbindung mit ihrer rein weißen Kleidung hatte das etwas Überirdisches. Er erinnerte sich an ihr erstes Treffen. Und konnte dann, wie in der letzten Nacht, nicht so richtig glauben, dass es indirekt auch dieser Mond war, der sie zu den düsteren Ereignissen dieses Tages geführt hatte. Doch der Gedanke war ohnehin falsch. Nicht der Mond – oder gar eine Mondgöttin, an die dieses Volk auf der anderen Seite des Meeres fälschlicherweise glaubte – hatte diese Grausamkeit herbeigeführt. Es waren die Menschen gewesen, so wie immer.

Auch ihr Haus lag, wie seines, direkt am Wasser, es war das letzte in der Siedlung, ganz im Westen. Sie blieb vor der kurzen Treppe zur Terrasse stehen und drehte sich zu ihm, und blickte ihm tief in die Augen. Auch diese waren im Mondlicht komplett schwarz, und es kostete ihn einiges an Kraft, um nicht vollständig hineingezogen zu werden.

„Ich weiß, es ist spät“, sagte sie, „aber ich hoffe dennoch, du bleibst noch bei mir?“ Sie sah kurz verlegen auf die Seite. „Verstehe dich durch meine Einladung bitte nicht unter Druck gesetzt. Ich erwarte nichts von dir, wenn du mit mir kommst. Aber – ich kann noch nicht ins Bett. Würde nach dem, was heute passiert ist, doch keine Ruhe finden. Also – setzt du dich noch mit mir auf die Terrasse und siehst dir den Mond mit mir an?“

Es gab keine bessere Art, diese Nacht zu verbringen, fand er. Gut, es gab eine denkmögliche Steigerung, aber mit ihr im Mondlicht zu sitzen und zu reden war besser als alles, was er die letzten Jahre in seiner Einsamkeit erlebt hatte. Wie oft hatte er da, allein in seinem Turm, beobachtet, wie sich der Vollmond im Meer spiegelte, ohne zu ahnen, dass das für ein Volk ganz in der Nähe ein unheilvoller Bote war?

Er saß am Boden ihrer Terrasse an die Wand gelehnt. Sie hatte zwei Gläser Wein geholt, sich neben ihn gesetzt und leicht an ihn gelehnt. Das gefiel ihm. Eine Zeit schwiegen sie, dann fing sie an zu erzählen.

„Dub, du musst wissen“, begann sie wie so oft ihre Geschichten. Sie würde ihm nun eine der Legenden von Leij erzählen, er konnte es am Klang ihrer Stimme erkennen. Um nichts in der Welt würde er sie dabei unterbrechen.

„Du musst wissen, wir Leij kennen unsere Geschichte seit ziemlich genau zweitausend Jahren, auch wenn vieles davon stark durch einen Schleier der Zeitalter geprägt ist. Doch über das, was davor war, wissen wir hingegen so gut wie nichts. Wir wissen nicht, woher wir kamen, oder wie wir lebten. Vermuten aber, dass es keine angenehme Zeit war, denn wir kannten keine Gesetze, keine der schönen Künste, oder sonst irgendetwas, das eine Zivilisation ausmacht. Eine Zeit, in der das Recht des Stärkeren herrschte, und Not und Elend Alltag waren.“ Sie sah ihn an und lächelte. Er wollte einwenden, dass die Zeit davor nicht von allzu langer Dauer gewesen sein konnte, waren die Menschen doch erst vor zweitausendeinhundertvierundvierzig Jahren von dem Einen erschaffen worden, doch er fühlte, dass sein Einwand in diesem Moment so falsch wäre,

wie er nur sein konnte. Spürte seinen eigenen Zweifel. Lächelte sie also nur an, sie schien zu verstehen und fuhr fort.

„Und mit einem Tag hatte sich das ganz offenbar geändert. Der Tag, an dem die Geschichte beginnt. Wir hatten noch keinen Kalender, damals, aber es muss ein Tag im Frühling gewesen sein. Da kam er. Ein großer Mann, mit langen, dunklen Haaren und gütigen braunen Augen. Die Leij waren von seinem Anblick verzaubert. Fragten ihn, wie er hieß, doch er sagte, er hätte keinen Namen. Sie fragten ihn nach seiner Geschichte, und er erzählte sie ihnen. Die Leij lauschten mit großen Ohren, denn er war ein hervorragender Erzähler. Und dann gaben sie ihm einen Namen: ‚Istvari‘.“ Sie machte eine Pause, um dem Gesagten den richtigen Nachklang zu geben.

„Istvari“, flüsterte er. Der Name, den er nun schon so oft gehört hatte, ließ ihm einen kalten, aber nicht unangenehmen Schauer über den Rücken laufen. „Er ist der Begründer Eures“, er stockte. Was war es eigentlich? Wirklich ein Kult?

„Er ist der Begründer von Leij, wie wir es heute kennen“, sagte sie andächtig. „Unser großer Lehrer. Unser Meister in allen Dingen. Er brachte uns die Schrift. Lehrte uns Gerechtigkeit und Gesetze. Zeigte uns, wie man Feldfrüchte sät und Metall zum Schmelzen bringt. Und noch so vieles mehr.“ Sie legte ihre Hand in seine. „Und er war unser Anführer. Aber keiner, der aufgrund seiner Kraft oder seiner Macht regierte, sondern, weil wir ihn für seine Weisheit bewunderten. Und aus dieser Weisheit heraus lehrte er uns, dass Macht Kontrolle braucht, und der Weiseste allein nicht alles wissen konnte und fehlbar war. Und so wählte er eine Leij aus, die gleichberechtigt an seiner Seite regieren sollte. Sanaia.“

„Du rufst sie an“, sagte er, und strich vorsichtig mit dem Daumen über ihren Handrücken. „In den Momenten, wo ich meinen Gott anrufe, rufst du nach Sanaia.“

„Ja“, sagte sie ernst. „Sie ist das Vorbild vieler Frauen in Leij, und sie ist auch mein Vorbild. Oder, eigentlich viel mehr.“ Sie wirkte ergriffen. Er wartete darauf, dass sie das weiter vertiefen würde, doch sie entschied sich scheinbar für einen Themenwechsel. „Es ist noch immer das, was viele Leij für das große Ideal halten. Männer und Frauen, du und ich, wir sind doch so verschieden, oder nicht? In Leij gibt es im Gegensatz zu den westlichen Königreichen keinen Zweifel an der Gleichberechtigung zwischen Mann und Frau, aber dennoch halten wir die Unterschiede für wichtig und schätzenswert. Weil wir uns perfekt ergänzen.“ Ihr Blick hatte eine Kraft, der er nur mit Mühe standhalten konnte. Doch nur für einen Moment, dann wurde ihre Stimme sanft. „Die beiden waren nicht nur in der Regierung ein Paar, sondern auch im echten Leben. Obwohl die Art der Beziehung der beiden bis heute ein Streitpunkt in den Philosophiken ist. Doch, welcher Art auch ihre Beziehung war, auf jeden Fall hatten sie ein Kind zusammen. Eine Tochter. Noanme – die Wintersonne.“

„Deine Eltern haben dich nach ihr benannt?“

„Meine Mutter. Aber dazu später.“ Sie machte eine Pause und sah zum Mond.

„Du musst wissen“, begann sie wieder, „die Aufzeichnungen aus dieser Zeit sind spärlich. Der Istvari selbst hat nur wenige Dinge aufgeschrieben, die bis heute erhalten sind, und schließlich war er es erst, der uns die Schrift gelehrt hatte, also gab es auch noch keine Tradition, wichtige

Ereignisse festzuhalten. ‚Die Legende des Istvari‘ ist die erste und älteste der Legenden von Leij, sie wurde aber vermutlich erst ein oder zwei Lebensalter nach seinem Tod aufgeschrieben. Und auch unsere Sprache hat sich seither weiterentwickelt, somit ist nicht alles in ihr für uns ganz eindeutig zu deuten. Die Legende schildert in vielen Versen das Wirken des Istvari, doch hat sie ihren Höhepunkt in den letzten Zeilen ganz am Schluss.“ Sie richtete sich auf, drehte ihren Körper und saß nun mit einem Mal rittlings auf seinem Schoß. Eine überraschende, für ihn aber aufgrund ihres nun intensiven Körperkontaktes, den er so sehr herbeigesehnt hatte, sehr angenehme Position.

„Der Istvari und Sanaia gingen hin, um das unvorstellbare Grauen zu bekämpfen, besiegten es, doch kehrten nicht wieder.“ Schon bei den ersten Worten hatte er gemerkt, dass sie die Legende wortwörtlich zitierte. Stolz und Pathos schlangen mit, als sie fortfuhr. „Nach neun Tagen einer kaum vorstellbaren Trauer trat Noanne vor das Volk, wählte die fünf weisesten Frauen, sodass sie zusammen sechs waren, und die sechs weisesten Männer, sodass es in Summe zwölf waren, und sprach: ‚Sechs Männer zusammen vermögen nicht so weise zu sein wie der Istvari, und sechs Frauen erst lange nicht so wie Sanaia. Dennoch soll es unser höchstes Bestreben sein, genau dies zu erreichen. Wir formen den Hohen Rat der Vahire und schwören, dass nur Weisheit und Güte von nun an unser Handeln bestimmen und niemals die Gier nach Macht oder Besitz. Der Rat wird fortan für eine Zeitspanne regieren, die uns Menschen wie die Ewigkeit vorkommen wird. Bis zu jenem Tag, der in vielen Lebensaltern kommen mag. Dem Tag, an dem dem Volk von Leij abermals der Untergang drohen wird. Der Tag, an dem der Istvari und Sanaia zurückkehren werden, um unser Volk zu retten.““

Sie schloss die Augen. „Mit der Prophezeiung der Noanne endet unsere erste und wichtigste Legende. Jedes Kind in der Bucht kann sie dir Wort für Wort aufsagen. Und wird es dennoch nicht tun, weil wir alle vor Ehrfurcht erzittern, wenn wir sie hören.“

Er ließ die Geschichte kurz auf sich wirken. „Und du trägst ihren Namen.“

Sie öffnete die Augen. „Nun zu meiner Geschichte. Meine Mutter war eine Darnadai, eine Dienerin des Hohen Rates, und im Auftrag ihrer Vahiri in Sanpiere. Die Ehre und ihre Aufregung waren groß, da sie, erst wenige Jahre der Mündigkeit entwachsen, zum ersten Mal in ihrem Leben die Bucht verließ. Nachdem sie ihren Auftrag ausgeführt hatte, lernte sie in Sanpiere einen Mann kennen, der so wunderbar war, dass sie in ihm die Wiedergeburt des Istvari zu erkennen glaubte. Sie verliebte sich von einem Moment auf den anderen und verführte ihn, ein einziges Mal. Dachte, dass sie seine Sanaia sein könnte. Und als ich dann wirklich zur Wintersonnenwende, unserem höchsten Feiertag, das Licht der Welt erblickte, nannte sie mich Noanne.“

„Es muss für dich eine große Ehre darstellen, nach ihr benannt zu sein.“

„Wie auch immer.“ Sie sah ihn kurz ausdruckslos an. „Der Mann war nicht der Istvari. Er war einfach ein schöner Mann, mit dem sie genau eine Nacht ihres Lebens verbracht hatte, bevor er für immer verschwand. Und ich.“

Sie unterbrach sich, nahm sein Gesicht in ihre Hände und flüsterte: „Ich liebe meinen Namen aufgrund seines Klangs. Aufgrund seiner Bedeutung. Was könnte schöner sein, als mit der

Wintersonne verglichen zu werden? Jenem Tag der Wiedergeburt der Sonne und damit des gesamten Lebens? Und doch – seitdem ich ein kleines Mädchen bin, kann ich mich nur in Sanaia wiederfinden. Ich kann sie spüren, wenn ich an Plätzen in der Bucht stehe, wo sie vor dieser unglaublich langen Zeit gestanden war. Fühlte sie in diesen Momenten immer ganz nah bei mir, und tat es doch als Hirngespinnst, als Wunschtraum eines kleinen Mädchens ab. Bis heute.“ Ihr Blick wurde noch stärker, falls das noch möglich war.

„Doch heute, als ich gesehen habe, wie du inmitten des Grauens auf dem Stein standest, und alleine mit der Kraft deiner Stimme das ganze Volk führen konntest und ihm Trost und Hoffnung gabst – da wusste ich es.“

Sie machte eine Pause. Küsste ihn dann, erst sanft, dann eine Spur fordernder. In seinem Hinterkopf machte sich der Anflug einer Erkenntnis breit.

„Du denkst...“

„Ja. Es besteht kein Zweifel. Die Prophezeiung der Noanme ist wahr. Und auch meine Gefühle, die ich mein Leben lang in mir getragen und verborgen habe, sind es ebenso. Und das bedeutet“, sie schien Luft zu holen, um genug Kraft für die nächsten Worte zu haben.

„Du bist der Istvari. Und ich bin Sanaia.“

Sie küsste ihn mit einer Heftigkeit, die ihn überraschte. Mit einer fließenden Bewegung löste sie den Knoten ihres Oberteils und streifte es ab. Er schaffte es aufzustehen, sie schlang ihre Beine um seine Hüften und hörte nicht auf, ihn zu küssen. Er ging durch die Türe, und sie befreite sich aus seinem Griff und ließ sich auf ihr Bett fallen. Den letzten Knoten löste sie selbst, während er sich aus seiner eigenen Kleidung kämpfte, und lachte ihn dabei aus. Freundlich. Begehrlich. Schließlich lächelte sie, nahm seine Hand und zog ihn aufs Bett.

* * *

Er konnte im Nachhinein nicht sagen, wie lange das alles gedauert hatte, konnte sich nur an die reine Leidenschaft und das unverfälschte beidseitige Verlangen erinnern. Sie lag mit dem Kopf auf seiner Brust und war im Begriff einzuschlafen.

„Komm, steh auf. Wir müssen schwimmen gehen“, sagte er leise.

„Wir gehen nur schwimmen, solange wir nicht sicher sind, dass wir zusammengehören. Und ich habe keine Zweifel mehr daran. Du etwa?“, fragte sie ihn und richtete sich mit einem Ruck auf.

„Nein, auf keinen Fall“, beruhigte er sie und strich ihr über den Unterarm.

„Zum Glück“, murmelte sie, ließ sich auf ihn nieder und war offensichtlich schon Wimpernschläge danach dabei, einzuschlafen.

„Noanme“, hielt er sie noch kurz davon ab, „Eines hast du ausgelassen. Was bedeutet ‚Istvari‘?“

Sie schien schon mehr zu schlafen als wach zu sein, und murmelte:

„Istvari bedeutet ‚Der in diese Welt Gefallene‘.“

7. Die Tributflotte

Er stand auf der Klippe und blickte in den schmalen Durchgang zwischen der Bucht und dem offenen Meer. Drei Wochen war es jetzt her, dass er sie am Morgen nach ihrer zweiten gemeinsamen Nacht nochmals gefragt hatte, ob sie ihn denn nun wirklich für die Wiedergeburt des Istvari, dieser großen, mythischen Gestalt, die so vieles verkörperte, für das Leij stand, hielt.

„Ja“, hatte sie ganz einfach gesagt. „Ja, auch wenn meine logische Seite sagt, dass das undenkbar ist. Wiedergeburten sind religiöser Unfug. Aber ich spüre es tief in mir, dass es so ist. Du und ich, wir sind die Auserwählten, dazu berufen, Leij in das nächste Zeitalter zu führen.“

Er hatte nicht viel darauf geantwortet, und auch sonst mit niemandem darüber gesprochen. War in sich gegangen. Ihre abfälligen Worte über Religion im Allgemeinen, und somit auch über seinen Glauben, hätten ihn vor nicht allzu langer Zeit noch verletzt, doch jetzt empfand er es nicht mehr so. Er klammerte sich zwar nach wie vor an seine Religion, doch fühlte er sich immer öfter wie ein Kind, das im Größerwerden zu der Erkenntnis kam, dass all die kleinen Wunder, aus denen seine Welt bestand, am Ende doch nur banale Alltäglichkeiten waren. Es fehlten ihm die Worte, seine Gefühle dazu genauer auszudrücken, und selbst wenn er sie gefunden hätte, so hätte ihn in Leij doch niemand verstanden. Er dachte an die Tätowierung auf seiner Schulter. Der Kampf, den der Eine mit dem Herrn der Finsternis ausfocht, gewann und ihn in die ewige Verdammnis hinabstieß. Die Flutwelle, mit der er im Anschluss die gesamte Erde überzog, um alle auf ihr lebenden Kreaturen durch ihren Tod von der Sünde zu befreien. Die Schaffung des neuen Menschen, als das Wasser zurückwich, den er nach seinem Abbild formte und dem er die Erde als Garten schenkte, in dem er fortan fromm und ohne jede Sünde leben sollte – diese sogenannten Überlieferungen waren Tatsachen, für die er zu kämpfen, zu töten und auch zu sterben bereit gewesen war in seiner Zeit als Gotteskrieger. Auch später, als seine Zweifel immer größer wurden, hatte er doch nie an diesen Tatsachen gezweifelt, sondern stets nur daran, ob es richtig war, Menschen zu töten, die aus welchem Grund auch immer nicht an diese unwiderlegbaren Dogmen glaubten. Und war dann in der Ödnis zu dem Schluss gekommen, dass es für ihn richtig war, die Menschen an ihren Taten zu messen, und nicht an ihrem Glauben.

Doch heute? Die Überlieferungen waren keine Tatsachen mehr, es waren nur mehr Ereignisse, von denen er glaubte, dass sie so stattgefunden hatten – wobei, wenn er ganz ehrlich zu sich war, stimmte nicht einmal mehr das. Und der Eine, den er gleichzeitig mit seinem ganzen Herzen geliebt, gefürchtet und verehrt hatte, erschien ihm inzwischen als nicht mehr als ein Schutzpatron, den er gelegentlich um seine Gunst bat.

Und nun sollte er also selbst der Auserwählte sein, dachte er, als sich seine Blicke im endlosen Blau verloren. Unter seinen Soldaten, den Blutsicheln, wie sie sich immer noch nannten, war es bereits üblich geworden, ihn als diesen anzusprechen, und auch unter dem Rest des Volkes gab es immer mehr Bürger, die ihn ‚Istvari‘ statt ‚Mecenas‘ riefen. Auch wenn er das akzeptierte, und durchaus auch einen gewissen Nutzen daraus zog, so richtig wusste er in seinem Innersten noch nicht, was er davon halten sollte. Er fühlte sich ganz einfach nicht auserwählt, auch wenn er nicht sagen hätte können, wie sich das anfühlen hätte sollen. Immerhin, es passte einfach ziemlich gut,

war er doch sein gesamtes Leben – zumindest jenen Teil, an den er sich erinnern konnte – auf der Suche nach dem Sinn seiner Existenz, seiner Berufung gewesen, von der Bedeutung des Namens, die, betrachtete man seine erste Erinnerung, kein Zufall sein konnte, ganz zu schweigen.

Der Signalgeber schwenkte die Arme. Er kniff die Augen zusammen und schaute zum Meer, in Richtung Osten, und konnte sofort die rasch größer werdenden Schatten am Horizont erkennen. Die Tributflotte, kein Zweifel. Einen Moment ging er in sich, dann formte er mit Daumen und Zeigefinger der rechten Hand ihr Erkennungszeichen. Der Signalgeber entzündete das Leuchtsignal an einer mehrere Maße hohen Pechfackel, die sofort Feuer fing und eine schwarze Rauchsäule in Richtung Himmel warf. Ein beeindruckender Anblick, aber dennoch nichts, was auf die Saran Khot bedrohlich wirken würde, war es doch ein ganz normaler Bestandteil der Signalgebung, wie sie in allen Häfen des Südens praktiziert wurde.

Er blickte zur Stadt. Sie war zu weit weg, um einzelne Personen zu erkennen, doch wusste er, dass sie das Signal wahrgenommen haben mussten, und nun traditionell vor und auf dem Steg Aufstellung nehmen würden. Für den Fall, dass er die Durchführung des Plans abbrechen musste, konnten sie nicht anders als die Tributübergabe nach den Vorgaben ihres Feindes durchführen – und Noanme würde sich in Gefangenschaft begeben. Aber daran konnte und wollte er jetzt nicht denken. Alles würde gutgehen.

In den letzten drei Wochen hatte sich ihre Beziehung zueinander auf eine für ihn nicht vorhersehbare, und bisher ungekannte Art vertieft. Es war kein Verhältnis zwischen Mann und Frau, wie es in den Königreichen des Westens gang und gäbe war, das körperliche Bedürfnisse mit materiellen Notwendigkeiten vereinte, und, wenn viel Glück dabei war, sogar einige Funken an romantischen Gefühlen zuließ. In ihrer Gegensätzlichkeit zogen sie sich an, und schienen sich in einer der Perfektion nahen Art und Weise zu ergänzen. Zu benötigen, da sie einander jeweils zur Vollkommenheit zu verhelfen schienen. Das äußerte sich nicht nur in einer enormen Leidenschaft, die, einem Sommergewitter in den nördlichen Gebirgen gleich, praktisch ohne jede Vorwarnung ausbrechen konnte, sondern auch darin, dass sie ihr – laut den in Leij geltenden Gesetzen geheim zu haltendes – Wissen aus den Ratssitzungen beinahe jeden Abend auf seiner Terrasse mit ihm teilte, die Themen sorgsam mit ihm abwog und in jedem Detail mit ihm erörterte.

Ihre Meinung, die sie nur ihm gegenüber so klar und deutlich aussprach, war eindeutig. Sie sah die Zeit gekommen, die Prophezeiung der – ersten – Noanme zu erfüllen und die marmornen Throne wieder zu besetzen. Mit ihm auf dem Platz des Istvari, und mit ihr an jenem der Sanaia – aus dem einfachen Grund, dass sie beide die Wiedergeburten dieser – für ihn immer noch mehr mystischen als realen – Personen waren. Und auch wenn ihm der Gedanke, selbst zu regieren, mehr als befremdlich war, so sah er es als seine Aufgabe an, sie dabei zu unterstützen, den Thron zu erklimmen, mit allem, was ihm möglich war. Weil es nicht darum ging, zu regieren und Macht auszuüben. Sondern weil es keine andere Möglichkeit für das Volk von Leij gab, zu überleben. Der Hohe Rat, der sie zweitausend Jahre so weise regiert hatte, würde sie in seinem weltfremden Festhalten an ihrer Gewaltlosigkeit in den sicheren Tod führen, so viel war ihm klar.

Doch war ihr Ziel nach wie vor in weiter Ferne. Ein gewaltsamer Umsturz kam hier in Leij nicht in Frage, und die Ratsherren würden wohl – selbst wenn sie von diesen Überlegungen wüssten –

keinen Gedanken daran verschwenden, ihre Macht abzugeben. Und es gab nun mal keine Möglichkeit, einzelne oder gleich alle Vahire abzusetzen, auch, wenn ihre Politik die Existenz des ganzen Volkes in Gefahr brachte. In Noanmes Vision für das neue Zeitalter spielte das allerdings auch keine Rolle. Der Rat sollte weiter bestehen und sich um die Verwaltung der Stadt und des alltäglichen Lebens kümmern, wohingegen sie beide als visionäre und auch spirituelle Anführer die Richtung vorgaben, in die Bürger, die Stadt, die Bucht, aber auch die Welt gehen sollten. Der Rat würde also keine formale Entscheidungsbefugnis mehr haben, sondern sie nur mehr in ihren Entscheidungen beraten, und diese dann ausführen. Und natürlich würden sie ein Mitspracherecht haben, wer bei Freiwerden eines Platzes in den Rat aufgenommen wurde. Alles in allem eine weitgehende Entmachtung, und er hatte keine Idee, wie Noanme die Vahire mit ausschließlich gewaltfreien und sauberen Mitteln zur Zustimmung bringen wollte, auch, wenn diese selbstsicher wirkte, genau das zu erreichen. Derzeit hatten sie im Rat ohnehin weitaus profanere Probleme. In der Frage der bewaffneten Verteidigung stand es weiterhin sechs gegen sechs, womit er sich nur darauf stützen konnte, dass es ihm eben niemand untersagte, und Teile der Bürger beschäftigten sich allen Ernstes immer noch mit der Frage, ob dieses Patt nicht – wie von Ariston vorgeschlagen – durch eine Abstimmung des Bürgerrates oder gleich aller Einwohner von Leij aufgehoben werden sollte. Es blieb somit nur zu hoffen, dass das heutige Vorhaben gutgehen, und dieser Teilerfolg zumindest einen der Vahire umstimmen, und den unseligen Bürgerrat des dritten Bezirks zum Schweigen bringen würde.

Die Schiffe kamen näher. Er gab ein Handzeichen, und alle auf der Klippe versammelten Leij gingen auf den vereinbarten Positionen in Deckung, nur der Signalgeber blieb stehen. Er blickte ein letztes Mal über die Soldaten, die links und rechts des Durchbruchs in Stellung lagen. Seine Soldaten, die er in den letzten drei Wochen ausgebildet und auf diesen Einsatz vorbereitet hatte. Dreihundert waren es. Die Zahl, die er zuerst genannt hatte. Aber auch eine Zahl, die Noanme, Leondira und er nach einiger Beratung festgelegt hatten. Zum einen, weil der Einsatz mit dieser Stärke mit hoher Wahrscheinlichkeit erledigt werden, zum anderen, weil die Stadt diese dreihundert innerhalb eines Mondes ausrüsten konnte. Vor allem aber, weil sie diese Armee rein aus Freiwilligen aufstellten, und somit der politische Gegenwind auszuhalten war – würden sie beginnen, Bürger zwangsweise zu verpflichten, würde die Ratsmehrheit vermutlich schnell umschwingen.

Egal, das waren die Fragen, die es an einem anderen Tag zu lösen galt. Er begab sich in seine Position, ziemlich genau in der Mitte des Durchgangs, auf der Westseite. Auch er durfte nicht zu sehen sein. Er legte sich direkt neben Elarin, den Signalgeber – jenen Elarin, der einst die erste Flagge der Blutsicheln gemalt und ihnen damit ihren Namen gegeben hatte, damals, in jenen vergangenen, friedlicheren Zeiten. Am liebsten hätte er stattdessen Leondira neben sich gehabt. Sie war die beste Kämpferin Leijs; in ihren Übungskämpfen brachte sie ihn beinahe täglich an den Rand einer Niederlage und besiegte ihn oft genug auch. Die beste Kämpferin unter den Toten, der zweite Name, den sich ihre Truppe gab. Er selbst hatte diesen Namen mit Kalkül gestreut. Zwar hatte er Noanme gesagt, sie solle jeden an dieser Mission Beteiligten in Gedanken als tot betrachten – doch glaubte er nicht wirklich daran, denn wenn alles gut lief, hatten sie durchaus eine gute Chance zu überleben. Und dennoch: Todgeweihte, die das Gefühl hatten, einer höheren

Sache zu dienen, kämpften anders als alle anderen Krieger. Genau darum hatte er beschlossen, diesen Namen zu forcieren. Was Leondira betraf – Noanme hatte ihr den heutigen Einsatz ausdrücklich untersagt. Der Platz einer Darnadai war nun einmal an der Seite ihrer Vahiri, daran war nicht zu rütteln, und eine Darnadai durfte aufgrund ihrer Stellung keinesfalls im Kampf geopfert werden. Und bei allem Respekt und aller Wertschätzung, die sie ihnen in ihren gemeinsamen Besprechungen zukommen ließ, am Ende blieb Noanme die Höchstgestellte von ihnen, und sie hatten ihren Anweisungen Folge zu leisten.

Das erste Schiff näherte sich dem Durchgang. Er hielt den Kopf unten, konnte aber erkennen, dass es wie erwartet eine Kriegsgaleere war. Die Engstelle war so schmal, dass die Ruderer ihre Riemen einzogen, und sie vorsichtig und weit steiler ins Wasser tauchten, somit bewegte sich das große Schiff nur mehr in Schrittgeschwindigkeit. Das zweite Schiff tauchte auf, eine weitere Kriegsgaleere. Er konnte es beinahe immer noch nicht fassen, aber dieses hielt, wie beim letzten Mal, kaum Abstand. Er hatte viele Gespräche in Leij geführt, und sich bestätigen lassen, dass das jedes Mal so vor sich ging. Vermutlich legten die Saran Khot Wert darauf, dass sich die Schiffe innerhalb der Bucht dann sofort auffächern konnten, was von Land aus gesehen zweifellos Eindruck machte, aber sonst keinen großen Sinn ergab. Oder sie waren taktisch so unbedarft, dass sie das nicht als Problem erkannten, was er sich allerdings beinahe nicht vorstellen konnte. Egal, auf jeden Fall bestätigte es sich gerade – Schiff für Schiff fuhr mit minimalem Abstand in den Durchbruch ein. Großartig. Er robbte ein Stück weit nach vorne, um besser sehen zu können. Die hohen Masten der Galeeren schienen zum Greifen nahe zu sein. Die erste hatte in etwa zwei Drittel des Wegs durch den Durchgang hinter sich gebracht, die zweite war immer noch unmittelbar hinter ihr. Danach kamen die Handelsschiffe, die beinahe von gleicher Größe, aber mit wesentlich weniger Besatzung unterwegs waren. Man sah nur einzelne Männer an Deck, die die Schiffe voranstakten. Das zweite kam eben unter ihm durch, dicht gefolgt von dem Nächsten. Er zählte sie rasch durch, soeben erschien das zehnte im Durchgang. Das sollten alle sein, die Zahl war sowohl vermutet als auch durch die rasche Zählung von vorhin bestätigt worden, es fehlte nur mehr die dritte Kriegsgaleere, die den Abschluss bilden würde. Er selbst hatte zwar keine Ahnung von der Seekriegstaktik, doch würde er stets zumindest eine Galeere als Reserve in der Hinterhand – außerhalb der Bucht – belassen. Doch die Saran Khot hatten das scheinbar noch nie getan, und würden das hoffentlich auch heute nicht tun. Er sah Richtung Stadt. Das Führungsschiff hatte das Ende des Durchgangs beinahe erreicht. Zwei Augenblicke ein, vier Augenblicke ausatmen. Es würde verdammt knapp werden. Er sah wieder in Richtung Meer. Die Einfahrt in den Durchgang blieb leer. Er stieß leise einen Fluch aus, für den er sich früher für viele Tage geschämt hätte. Verdammt, das letzte Schiff, die Kriegsgaleere, die den Abschluss bildete, musste in den Durchgang einfahren, bevor das erste ihn wieder verließ, damit stand und fiel der ganze Plan. Wieder sah er Richtung Stadt. Lange würde er nicht mehr warten können, vielleicht noch zehn oder fünfzehn Atemzüge lang. Es raschelte neben ihm. Elarin, der dafür verantwortlich sein würde, das akustische Signal für ihren Angriff zu geben. „Istvari. Ich warte. Bald wird es zu spät sein.“ Er konnte seine Unruhe spüren. Alle würden unruhig sein, schließlich hatten sie alle Details ihres Planes viele Male in allen erdenklichen Varianten durchgespielt, jeder der Soldaten würde im Moment erkennen, dass ihr Vorhaben auf Messers Schneide stand. Keiner

von ihnen fürchtete den Tod, aber sie fürchteten zu scheitern. Nochmals zwei Augenblicke ein, vier Augenblicke aus. Es half nicht, sie mussten den Kampf jetzt beginnen, egal ob das letzte Schiff rechtzeitig den Durchgang erreichte oder nicht. Für die vierzig Toten Leij. Für die Freiheit von Bürgern, Stadt und Bucht. Für Noanme.

Der Bug des letzten Schiffes tauchte auf. Endlich. Er spürte, wie ihm wahre Felsbrocken vom Herzen fielen. Es war der letztmögliche Moment, da das erste Schiff gerade die Markierung, einen auffällig geformten Felsen, den sie als Meilenstein verwenden wollten, erreichte.

„Bei Sanaia“, flüsterte er. „Gib das Signal.“

Das Horn ertönte. In diesem Moment würden, das wusste er, auf beiden Seiten des Durchbruchs jeweils zehn Männer an eigens für diesen Zweck gefertigten Kurbeln drehen. Diese würden eine mehr als armdicke Eisenkette, die unter der Wasseroberfläche verlief, spannen, bis diese schließlich einrastete und das erste Schiff zum Stillstand bringen würde. Die Meister der Schmieden hatten berechnet, dass die Kette die Last der Schiffe aushalten, und ihr Plan somit durchführbar sein würde, er hatte die Rechnung zwar nicht nachvollziehen können, aber beschlossen, ihr zu vertrauen. In puncto Handwerk und Mathematik waren die Leij den westlichen Königreichen schlichtweg weit überlegen. Egal, darüber konnte er jetzt nicht nachdenken.

Er sah, wie das erste Schiff abrupt zu stehen kam. Hörte das Krachen und Splittern des Holzes der anderen Schiffe, die in Folge ineinander fuhren. Und hörte leisere und lautere, überraschte und verärgerte Aufschreie aus tausenden Mündern. Er sah nach rechts zum letzten Schiff. Es war gerade so im Durchgang angekommen. Anscheinend hatte die Besatzung gemerkt, dass irgendetwas nicht stimmte, denn er sah eine Vielzahl an Ruderern, die versuchten, das Schiff zum Stillstand zu bringen. Er stieß Elarin erneut an. „Angriff“, sagte er. Diesmal entschieden und laut.

Das entsprechende Signal ertönte. Beinahe im gleichen Augenblick rollten die ersten Fässer los, und Amphoren wurden geschleudert. Augenblicke später zerschellten sie auf den Decks des ersten und des letzten Schiffes, und eine schwarze Flüssigkeit – Öl – verteilte sich rasch. Der Lärm schwoll an, immer mehr überraschte und verärgerte Schreie von den Schiffen. Aber auch erste Pfeile, die aber noch ohne genaues Ziel abgefeuert worden waren, und somit niemanden getroffen hatten. Wieder gab er Elarin ein Zeichen, der sein letztes Signal für den Beginn dieser Schlacht abgeben sollte. Dann flogen die ersten Fackeln von der Klippe nach unten. Augenblicke später fuhr eine Stichflamme nach oben, dann kam schwarzer Rauch. Schiff eins und Schiff dreizehn brannten. Weitere Fässer, Amphoren und Fackeln folgten, jedes der Schiffe wurde getroffen und ging kurz darauf in Flammen auf. Mit leichter Besorgnis nahm er aus dem Augenwinkel wahr, dass Schiff dreizehn – die dritte Kriegsgaleere – nur im Bereich des Bugs getroffen schien, dort zwar lichterloh brannte und auch im Sinken begriffen war, der Rest des Schiffes aber unversehrt aussah. Unmittelbar danach wurde ihm der Blick durch die immer dichter werdenden Rauchschwaden verwehrt. Auch das Wasser brannte, da das Öl von den Schiffen hineinlief. Er hoffte, dass das für die auf der anderen Seite des Durchgangs postierten Bogenschützen nicht zum Problem werden würde. Die Rüstungen der einzelnen Ränge in den theanischen Streitkräften unterschieden sich stark, je höher der Rang eines Soldaten, desto prunkvoller seine Rüstung, daher

hatte er die Bogenschützen angewiesen, zuerst alles, was nach einem Kommandanten, Hauptmann, Scharführer oder Ähnlichem aussah, niederzustrecken.

Der Rauch biss ihm in den Augen. Ein grausiger Geruch hing in der Luft, eine Mischung aus dem brennenden Öl und verbrannten Menschen. Darüber hingen die Schreie.

Er musste jetzt darauf achten, dass sich seine Soldaten nicht vom allgemeinen Chaos anstecken ließen. Einen großen Teil der feindlichen Armee hatten sie wohl durch ihr Bombardement bereits getötet, doch noch war nichts gewonnen. Wie vermutet hatten einige begonnen, die – auf seiner, der westlichen, Seite etwas flacheren – Klippen zu erklimmen. Seine Bogenschützen nahmen diese von der Ostseite her in Beschuss, aber wieder stellte der schwarze Rauch ein Problem dar – ohne den Feind zu sehen, würden sie ihn auch nicht treffen. In diesem Moment hörte er Schreie von der südlichen, dem offenen Meer zugewandten Seite her. Einige ihrer Feinde, vermutlich die Reste der Besatzung von Schiff dreizehn, hatten es geschafft, die Klippe zu erklimmen. Er schrie nun seinerseits, um einige seiner Soldaten um sich zu versammeln, und zum Angriff überzugehen, aber davon, in eine geordnete Schlachtfformation übergehen zu können, waren sie weit entfernt. Sie hatten versucht, auch die Signae auf dem Schlachtfeld einzuüben, in den letzten drei Wochen, aber es war ganz einfach zu laut, zu heiß und zu verräuchert, um sich vernünftig verständigen zu können. Bedingungen, an denen auch erfahrenere Soldaten wohl gescheitert wären.

Egal, die Lage war eben, wie sie war, Gedanken daran zu verschwenden, dass es nicht wie gewünscht lief, oder sich gar darüber zu ärgern, würde nur ihre Kräfte rauben, und konnte ihnen nicht nur ihr Leben, sondern auch den Sieg kosten. Ihr Leben, dachte er kurz. Noanme hatte darauf beharren wollen, dass er sich in der Schlacht zurückhielt, und außerhalb des Gefahrenbereichs blieb. Nicht, weil sie das Opfer, das sie von so vielen anderen, die ihre Geliebten, ihre Kinder oder ihre Enkel in die Schlacht schickten, forderte, nicht auch selbst bereit wäre zu tragen. Sondern weil Leij ihn brauchen würde, für den Weg in das neue Zeitalter.

Er wusste nicht, was das über ihre Liebe, oder über sie als Person aussagte, und er wollte die Antwort darauf auch nicht ergründen, nicht jetzt, und nicht zu einem anderen Zeitpunkt. Zurückhaltung war ohnehin undenkbar. Seine Gedanken wanderten ins Jetzt. Immerhin, gut einhundertfünfzig Männer und Frauen hatte er an seine Seite gebracht, alle in den Farben Leijs, in vortrefflich gearbeiteten Rüstungen aus Eisen und Leder, die zum einen für ausreichend Schutz sorgten, ohne aber die Beweglichkeit zu sehr einzuschränken, oder zu schwer zu sein. Die Leij waren hervorragende Handwerker, er konnte es nicht glauben, dass sie Rüstungen dieser Qualität ohne jede Erfahrung darin fertigen konnten. Nur einer seiner Kämpfer wich von der Erscheinung ab. Er trug einen Mantel, wie ihn auch die Pilger in Sanpiere trugen, braun, bescheiden und die Kapuze weit ins Gesicht gezogen. Ohne Rüstung zu kämpfen war schon fahrlässig, doch die Kapuze störte ihn am meisten. Was immer sein Grund dafür war, sie zu tragen, da sie ihm unnötig Sicht nahm und ihn zusätzlich behinderte, konnte sie ihn sein Leben kosten – er hätte ihn gerne noch darauf hingewiesen, doch dafür blieb keine Zeit mehr. Sie gingen durch die Rauchswhaden auf den Feind zu. Er hob sein Schwert. „Für Leij“, schrie er.

„Istvari“, schrien seine Soldaten und stürmten los, die Kapuze mitten unter ihnen.

Seiner ersten Schätzung nach waren die feindlichen Kämpfer leicht in der Überzahl, was natürlich per se schlecht war, noch dazu handelte es sich um eine stehende Armee, also um Berufssoldaten. Er hatte es in genug Kriegen gesehen, dass diese Berufsarmeen den oft bunt zusammengewürfelten Haufen an frisch eingezogenen Soldaten weit überlegen waren. Andererseits hatte die Mehrzahl seiner Soldaten zumindest eine ordentliche Grundausbildung bekommen, jene, die er seit seinen Anfängen in Leij beinahe tagtäglich im Nah- und Fernkampf ausbildete, sogar mehr. Das Entscheidende würde aber, so hoffte er, sein, dass die Überraschung klar auf ihrer Seite lag – während die Saran Khot nicht im Geringsten wussten, was gerade geschah, wer sie angriff und wie stark ihr Gegner war, wussten die Leij das umso genauer. Noch dazu verteidigten sie ihre Heimat, was ihnen einen zusätzlichen moralischen Schub gab. Und sie betrachteten sich eben selbst als todgeweiht, was ihnen eine enorme Stärke verlieh.

Die Reihen prallten aufeinander. Kommandos zu geben war von nun an sinnlos, jeder war ab sofort auf sich alleine gestellt. Er selbst konnte entgegen seiner Gewohnheit keine Nummern mehr vergeben, er musste einfach einen nach dem anderen Gegner nehmen, wie er kam. Dennoch zählte er natürlich mit.

Nummer eins, seiner Rüstung nach ein einfacher Soldat, war durch den Rauch noch desorientiert, und sah ihn ganz einfach zu spät, ein schneller Herzstich ohne Gegenwehr war die Folge. Er zog das Schwert heraus, drehte sich ein Viertel um die eigene Achse, parierte den Schlag von Nummer zwei, ebenso einem einfachen Soldaten, sicher mit beiden Händen und trat ihm mit dem Stiefel in die Brust, woraufhin dieser stolperte und sich den Kopf aufschlug. Bei Nummer drei erkannte er, dass seinem Gegner das Schwert um eine Spur zu schwer zu sein schien, somit setzte er ihn mit einer raschen Abfolge von Schlägen unter Druck, bis dieser es nicht mehr schaffte, die Deckung aufrechtzuhalten, und somit sein eigenes Todesurteil unterschrieb.

Er nahm sich einen Moment zum Verschnaufen, verschaffte sich einen raschen Überblick und versuchte, die Lage einzuschätzen. Die Saran Khot schienen überraschenderweise keine übermächtigen Kämpfer zu sein. Vermutlich war es die schiere Größe ihrer Armee, die die meisten Gegner bereits vor der Schlacht verzagen ließ, wodurch sie aber auch nicht wirklich kampferprobt waren. Nummer vier fiel. Nummer fünf. Sechs. Sieben. Acht. Nummer neun tauchte aus dem Qualm auf. Allein schon durch seine pure Größe und sichtbare Stärke hob er sich von den anderen ab, die schwarze, makellose Rüstung, und das vor Blut triefende Schwert verstärkten den Eindruck. Seine Arme waren, wie sein Schwert, von überdurchschnittlicher Länge – das war kein normaler Gegner. Es musste ein Dun Bashar sein, ein Mitglied der Garde des Königs, einer, wie er in Erfahrung gebracht hatte, etwa zweihundert Mann starken Eliteeinheit, die angeblich die Kampfkraft mehrerer Tausend hatte. Er hatte nicht damit gerechnet, heute einem Mitglied dieser Einheit gegenüberzustehen, doch was sollte er nun groß darüber nachdenken. Jeder Gegner war besieghar, es galt eben nur, jetzt besonders aufzupassen.

Auch Nummer neun dürfte bei seinem Anblick zu einem ähnlichen Schluss gekommen sein, und war offensichtlich entschlossen, abzuwarten. Langsam gingen sie im Halbkreis, etwa drei Maße voneinander entfernt, auf den Angriff – oder im besten Fall einen Fehler des anderen – lauernd. Er spürte, wie sich sein Schweiß auf seiner Haut mit dem Blut der ersten acht Nummern mischte.

Wie dieses Gemisch von den Lidern, an den Augen vorbei, über seine Wangen heruntterrann. Beide hielten sie den gleichen Schritt, beide musterten sie immer noch einander.

Wie aus dem Nichts schlug die Nummer mit voller Kraft zu. Er parierte, wunderte sich aber kurz, dass weder sein Schwert noch sein Arm unter der enormen Wucht gebrochen waren. Ein zweiter Schlag. Ein dritter. Er taumelte. Sah, wie sein Gegner zu einem weiteren Schlag ausholte. Spürte, dass er ihm nichts mehr entgegenzusetzen hatte. Nummer neun schien zu denken, dass er bereits besiegt war, zeigte Anzeichen eines widerlichen Grinsens, und schien nicht einmal richtig zu schwitzen. Alles oder nichts, dachte er, und während der Dun Bashar zum Schlag ausholte, warf er sein Schwert nach links, und sich selbst nach rechts zur Seite. Nummer neun ließ sich dadurch offensichtlich verwirren, verfehlte ihn und beschäftigte sich einen Moment zu lange damit, seinem eigenen Schwert nachzusehen, das in Richtung Boden ging. Er selbst zog im Fallen einen seiner Dolche, stach seinem Gegner in die Wade, zog den zweiten und schnitt ihm, der sich vor Schmerz zurückbeugte, die Kehle durch.

Er stand auf, atmete wiederum kurz durch, wischte das Blut von seinen Augen und betrachtete die tote Nummer. Sollte es tatsächlich zweihundert von dieser Sorte geben, mussten sie in ihren Plänen für die nächste Schlacht gesondert darauf eingehen.

Mit einem Mal bekam er einen Schlag ab und fiel hin. Drehte sich auf den Rücken, und musste kämpfen, um nicht ohnmächtig zu werden. Einer der einfachsten, gewöhnlichsten Fehler hatte ihn zu Boden gebracht. Unachtsamkeit. Der nächste Kämpfer der Saran Khot stand über ihm, ein einfacher Soldat. Hob den schweren Bihänder in die Höhe. In wenigen Augenblicken würde er ihn genau in sein Herz fahren lassen, und er konnte nichts dagegen machen. Sein Geist merkte, was geschah. Wusste, dass er sich mit einer schnellen Bewegung auf die Seite drehen musste, um zu entkommen, und zum Gegenangriff übergehen zu können. Doch sein Körper war gelähmt. Wie das Kaninchen vor der Schlange blieb ihm nichts anderes übrig, als das nahende Ende zu beobachten. Dieses Mal würde er selbst die Nummer sein. Er hatte es zu oft von Kämpfern, die im letzten Moment dem Tod entronnen waren, gehört – dass eben diese letzten Momente unendlich langsam abliefen. Als ob der Eine einem noch eine letzte Möglichkeit geben wollte, abzuschließen. Dankbar zu sein. Zu bereuen. Vielleicht sogar zu beichten. Wie auch immer, er hatte diese Geschichten stets als unnötige Dramatisierung von Kameraden betrachtet, die sich wichtig machen wollten. Doch hier, an dem Ort, an dem er seine Berufung fühlte, dazu beitragen wollte, die Welt in ihr neues Zeitalter zu führen, musste er zugeben, dass die Geschichten stimmten. Er spürte, dass er zumindest noch Kontrolle über seine Augenlider hatte, und riss sie so weit nach oben, wie er nur konnte. Wenn er den Tod schon nicht im Stehen empfangen konnte, dann doch zumindest mit geöffneten Augen. Das Schwert begann sich, seinem Gefühl nach unendlich langsam, nach unten zu bewegen. Wie viel Zeit würde ihm noch bleiben und was wollte er mit ihr anfangen? Ein Gebet sprechen? Nun, das wohl nicht. Er versteifte seinen Brustkorb und erwartete den finalen Stich. Doch mit einem Mal sah er den Kopf des Schwertträgers zur Seite fallen. Eine Blutfontäne aus seinem Hals schießen. Das Schwert, das vor einem halben Wimpernschlag noch so unbarmherzig und unaufhaltsam nach unten zu gehen schien, wurde abgelenkt und traf ihn nur mit dem letzten Rest an Kraft. Über ihm stand nun die braune Kapuze.

Er konnte nicht anders, als ungläubig zu starren. Zwei blaue Augen leuchteten ihm entgegen. Leondira. Sie streckte ihm die Hand hin und er fühlte, wie die Kraft in ihn zurückkehrte. Ließ sich von ihr hochziehen, und stand unmittelbar vor ihr. Zog ihr die Kapuze vom Kopf, schloss die Augen und küsste sie.

Ungeahnte Kräfte durchströmten ihn. Es war Wahnsinn, was sie hier taten. Jeder Augenblick konnte ihr letzter sein. Ein einziger Stich würde reichen, sie waren vollkommen schutzlos. Und doch konnte er sich nicht von ihr trennen.

Er fühlte, wie sie sich von ihm wegstieß und versuchte, sich zu sammeln. Kurz sahen sie sich atemlos an, dann drehten sich beide, sodass sie nun Rücken an Rücken standen. Gut zehn feindliche Soldaten stürmten auf sie los. Er warf ihr einen kurzen Seitenblick zu. „Für Leij“, sagte er ruhig. „Istvari“, antwortete sie. Und sie rannten los.

* * *

Irgendwann war es vorbei. Er mochte sie, diese Ruhe nach der Schlacht. Wenn die siegreichen Soldaten durch die Reihen gingen, und Gnade ausübten, indem sie den Überlebenskampf der weniger glücklichen Besiegten beendeten. Natürlich liebte er nicht diese letzten Tode. Sterben war, genau wie das Töten, nie schön und nie leicht. Der Tod war ein finsterner Geselle, der Respekt von den Lebenden forderte, zumindest dachten das die Anhänger der Vielen. Was aber stimmte, war, dass man dem Tod seine Zeit geben musste, was während der Schlacht nur selten möglich war. Anders als jetzt, wo er nicht wusste, ob diese Ruhe aus dem Inneren der siegreichen, überlebenden Soldaten oder von den Toten, die ihr Leid überstanden hatten, zu kommen schien – sie hatten alle Zeit der Welt. Er sog den schwarzen Rauch und den Geruch des verbrannten Fleisches in seine Lungen, eine abartig widerliche Mischung. Und dennoch fühlte er diesen großen Frieden in sich.

Er setzte das Schwert an das Herz eines jungen, kaum mehr als Mensch zu erkennenden Saran Khot und stach mit einer routinierten Bewegung zu. Beobachtete ohne große Gefühlsregung, wie das letzte Blut und die letzte Luft dessen Körper verließen, dann hielt er inne. Gnadenstiche zu verteilen war nicht mehr seine Aufgabe. Er war kein Soldat mehr. Kein Kämpfer. Mit dem heutigen Tag war er ein siegreicher Feldherr, der Retter des Volkes von Leij und bald der Held der Massen. Der Istvari.

Mit einem Mal stand Leondira vor ihm. Die Kapuze und der Pilgerrock waren verschwunden, sie trug nun ein einfaches, dünnes Kettenhemd. Dreck und Blut standen ihr, als hätte sie ihr Leben lang auf nichts anderes gewartet. Eine Tochter des Nebels, eine Kriegerprinzessin aus dem hohen Norden, die ihn zurück ins Leben geholt hatte. Er dachte an ihren Kuss, obwohl er nun wirklich nicht daran denken wollte. An die Endgültigkeit, die in ihm gelegen hatte, genau wie jenes Gefühl, das er noch nie zuvor erlebt hatte. Noanme erschien vor seinem inneren Auge. Bereute er ihn? Es gab leichtere Fragen als diese. Und vielleicht würde es irgendwann auch die Zeit geben, darüber nachzudenken.

„Mein Leben in deiner Schuld“, sagte er, und erwies ihr somit endlich die gebührende Ehre für die Rettung seines Lebens, indem er die Formel verwendete, die in den westlichen Königreichen unter Soldaten üblich war. Und deutete dabei nur ganz leicht ein Senken des Kopfes an, wie es sich gehörte, wenn der Dankende in einem höheren gesellschaftlichen Rang stand als sein Retter.

Ob sie diese Feinheiten wahrnehmen konnte, war nicht sicher festzustellen, doch schien sie das Gleiche zu fühlen. „Istvari“, sagte sie ganz ruhig. „Ich habe dir zu danken. Danke, dass ich zur Hüterin deines Lebens werden durfte. Danke, dass mein Leben nun einen Sinn bekam.“

8. Der Istvari

Nach diesen Worten hatte sie sich in aller Ruhe von ihm weggedreht und war davongegangen. Es war offensichtlich, dass sie die offene Auseinandersetzung mit Noanme scheute, und es vorzog, nicht mit dem Rest der Armee in die Stadt zurückzukehren und ihre Beteiligung am Kampf zu leugnen. Was er überaus schade fand, da sie ein wesentlicher Bestandteil des Erfolgs war. Der eine oder andere der Soldaten würde sie zwar erkannt haben, die Schlacht hatte sie aber wohl so weit zusammengeschweißt, dass sie sich gegenseitig auf ihr Schweigen verlassen konnten. Und darauf, dass niemand aus einer Laune heraus etwas ausplaudern würde.

Er selbst hatte sie noch, wie es für einen großen Feldherren üblich war, mit einer Rede auf dem Schlachtfeld, inmitten der Toten, auf ihr gemeinsames Ziel eingeschworen. Und auf ewige Treue gegenüber den Bürgern, der Stadt und der Bucht. Und vor allem, ewige Treue der blutroten Sichel. „Und ewige Treue dir, Istvari!“, hatte eine Gruppe Soldaten unaufgefordert geschrien, und der Rest der Armee hatte eingestimmt.

Der Rest der Armee, das waren immerhin noch zweihundertsechzig Männer und Frauen. Die Blutsicheln, wie sie sich von nun an auch ganz offiziell nennen würden, die ihre Gemeinschaft durch die Tätowierung der blutroten Sichel auf ihrer rechten Brust unterstrichen, die sie noch vor der Schlacht angefertigt hatten. Sie hatten es mit dem Verlust von nur vierzig Soldaten geschafft, eine Armee von schätzungsweise zweitausendfünfhundert nicht nur zu stoppen, sondern bis zum letzten Mann zu vernichten. Auch wenn sie die Überraschung und das Gelände auf ihrer Seite hatten – Vergleichbares hatte er in seiner langen Zeit als Soldat noch nicht erlebt. Und entsprechend triumphal waren sie auch in der Stadt, am großen Platz, empfangen worden. Natürlich hatte die Begeisterung über den Sieg die Trauer über die Gefallenen überwogen, zumindest war die Freude über den Sieg lauter zu vernehmen gewesen als die Trauer über den Verlust, oder gar andere, relativierende Worte – so wie es eben nach jeder gewonnenen Schlacht der Fall war. Er war wieder auf den Sockel am Süden, nahe dem Wasser, gestiegen. Hatte sein noch blutiges Schwert in den Himmel gereckt und „für Leij“ geschrien, und das Volk hatte mit „Istvari. Istvari!“-Sprechchören geantwortet. Kurz darauf hatte sich die Menge geteilt. Noanme, ganz im Weiß des Rates gekleidet, war feierlich durch die Menge geschritten. Zu ihm auf den Sockel gestiegen und hatte ihn geküsst. Jubel war ausgebrochen. Dann war von irgendwo der Ruf „Sanaia“ gekommen, woraufhin gefühlt der gesamte Platz „Istvari! Sanaia! Istvari! Sanaia!“ skandiert hatte.

Der totale Triumph, dachte er, als er am nächsten Morgen ganz vorsichtig, nur mit den Fingerkuppen, über ihren nackten Rücken strich. Sie gab ein genießerisches Geräusch von sich, schien aber, halb auf ihm liegend, weiterzuschlafen. Natürlich war der gesamte Empfang auf dem Platz von vorne bis hinten wie ein Theaterstück in Szene gesetzt worden, und er fand es wie immer faszinierend, wie stark wenige Laute eine bis dahin schweigende Masse mitreißen konnten. Das erste Ziel war somit erreicht: Die Bürger, oder zumindest ein ausreichend großer Teil von ihnen, wollten sie beide auf den marmornen Thronen sehen. Und schon bald würde der Druck auf den Hohen Rat steigen, dann würden nicht mehr sie beide erklären müssen, warum sie die Throne

wollten, sondern der Rat sich rechtfertigen, warum er ihnen diesen Wunsch der Menschen verweigerte.

Doch bis dahin war noch etwas Zeit, und gerade jetzt wollte er nicht daran denken. Sie erwachte unter seiner Hand, lächelte, drehte sich zu ihm und küsste ihn.

Es war beinahe Mittag, als sie endlich ihr Haus verließen. Er hatte ursprünglich vorgehabt, die Arbeiter, die an den Wurfmaschinen und den Verteidigungsanlagen arbeiteten, zu besuchen und anzuspornen. Sie mussten das Hochgefühl des Sieges nutzen, um die Arbeiten schnell voranzubringen, schnell genug, damit sie bei der kommenden, entscheidenden Schlacht zur Verfügung standen, denn noch war nichts gewonnen. Nach langen Gesprächen und Überlegungen rechnete er damit, dass die Saran Khot nicht länger als zwei Mondphasen benötigen würden, um anzugreifen. Und dass sie das mit etwa ihrer halben Armee tun würden, womit sie mit zumindest fünfzig Galeeren zu je vierhundert Mann – insgesamt also etwa zwanzigtausend Soldaten – zu rechnen hatten. Wenn sie selbst alles einberiefen, was sie aufzubringen vermochten, konnten sie in etwa dreieinhalbtausend Männer und Frauen aus Leij an die Waffen bringen – doch mussten diese erst geschmiedet, und die künftigen Soldaten daran ausgebildet werden. Es gab leichtere Aufgaben, dachte er. Aber es war machbar, wenn alles stimmte.

Wie auch immer, aus seinen heutigen Plänen war nichts geworden. Noanme hatte ihn, freundlich, aber sehr bestimmt gebeten, diese zu ändern. Und so stand er nun auf halber Höhe am Berg Ahnab, dem östlichsten in der die Bucht abschirmenden Gebirgskette. Wusste nicht warum, wusste aber, dass es ihr wohl wichtig war. Er versuchte die Höhe abzuschätzen. Zumindest fünfhundert Maße über dem Meer würden sie schon sein, vielleicht auch sechs- oder siebenhundert. Sie standen auf einem Vorsprung, der etwa zehn mal zehn Maße umfassen dürfte. Ringsherum ging es beinahe senkrecht bergab, der Anblick war von einer geradezu unwirklichen Schönheit. Sie setzte sich auf einen der auf dem Vorsprung liegenden Steine und blinzelte in die Sonne. Jetzt, dachte er. Sie war mit ihm heraufgestiegen, weil sie mit ihm reden wollte. Nicht in der Stadt. Oder in einem ihrer Häuser. Sondern hier, am wohl schönsten Ort der Welt, weit weg von allem. Er ließ den Blick nochmals über das Meer schweifen, über das in nicht einmal sieben Wochen die geballte Macht der Saran Khot auf sie zufahren würde. Sah dann in ihre Augen, die seinen Blick sofort auffingen. Lass uns doch ansehen, ob du auch mir folgen kannst, wenn auch nur symbolisch, dachte er, und setzte sich als leicht zu verstehendes Zeichen vor ihr auf den Boden, sodass er zu ihr hinaufblicken musste. Sie lächelte und ließ sich zu ihm nach unten gleiten. Setzte sich ihm gegenüber, schlug ihre Beine ineinander und sah ihn auf Augenhöhe an.

„Dub“, begann sie. „Du musst wissen, dass wir Leij aufgrund des Jahrtausende dauernden Friedens gelernt haben, feinste Zeichen auf zwischenmenschlicher Ebene zu deuten. Einfühlsam zu sein, in einem Sinn, den die Menschen des Westens nie verstehen werden. Den du nie verstehen wirst.“ Sie heftete den Blick auf ihn. „Und auch nicht verstehen musst. Und du musst wissen, dass es unter dieser Vielzahl an einfühlsamen Menschen eine gibt, die aus allen herausragt. Mich. Und dass in diesem Sinne meine Augen und meine Ohren überall sind.“ Sie ließ ihre Worte wirken. „Sei unbesorgt, keiner deiner Soldaten hat dich verraten, das meine ich nicht. Und“ – ihr Blick gewann wieder diese einmalige Stärke – „auch gerade von Leondira kannst du nichts als

bedingungslose Treue erwarten. Aber ich habe ihr in die Augen gesehen, gestern, auf dem Platz, seitdem weiß ich, dass Leondira gestern an deiner Seite gekämpft hat. Und seitdem weiß ich, dass du sie geküsst hast.“

Er fühlte sich, als hätte sie ihn ohne Vorwarnung mit einem Dolch in den Bauch gestochen. Und würde danach genüsslich darin herumwühlen. Eine Vision blitzte für einen Augenblick durch ihn hindurch, er sah auf die kleine Lichtquelle in seiner Hand und fühlte, dass von ihr eine schlechte Nachricht ausging. Er nahm alle Kraft zusammen, verdrängte sie und versuchte, Noanmes Blick standzuhalten. Zwei Augenblicke ein, vier Augenblicke aus.

„Und?“, sagte er und versuchte so selbstsicher wie möglich zu klingen. Sie selbst hatte ihm doch gesagt, dass das den leijanischen, und somit auch ihren, Moralvorstellungen gegenüber kein Problem darstellte. Wenngleich er selbst sich anders fühlte.

„Und?“ Sie sah ihn milde an. „Dass Leondira mit in die Schlacht gezogen ist, ist eine Geschichte zwischen ihr und mir. Sie hat sich meinen Anweisungen widersetzt, nicht du. Da dies ein für eine Darnadai unentschuldbares Verhalten darstellt, habe ich sie gestern Nachmittag noch aus meinen Diensten entlassen. Es hat sie getroffen, natürlich, gleichzeitig schien sie aber auch die Vorzüge dieser Lösung erkannt zu haben. Und die Geschichte mit dem Kuss“, sie machte eine betont lange Pause, „du hast unsere Kultur kennengelernt. Es ist nichts, was ein Problem zwischen ihr und mir darstellt.“ Sie schien für kurze Zeit durch ihn hindurchzusehen. Ließ ihren Blick über das Meer schweifen. Richtete ihren Blick dann auf ihn, als ob sie gerade genau dafür Kraft gesammelt hätte, mit einer zuvor noch nie dagewesenen Wucht. „Für jeden Leij ist das in Ordnung. Auch für Dub und für Noanme ist das in Ordnung. Zwei ganz normale Bürger von Leij, deren Seelen so stark verbunden sind, dass weder ein Kuss noch eine Nacht noch ein Verhältnis nebenher sie trennen könnte. Aber“, und wieder ließ sie sich Zeit fortzufahren, „aber für Istvari und Sanaia ist das undenkbar. Istvari und Sanaia bilden eine untrennbare, unangreifbare Einheit. Und mehr als das. Sie sind mehr als eine Einheit, sie sind eins. Und sie sind keine normalen Bürger von Leij. Er ist der Istvari, der vom Himmel Gefallene, von der Vorsehung Gesandte. Und sie ist sein perfektes Gegenstück. Die Weiseste und Stärkste von allen. Die von derselben Auserwählte.“ Kurze Pause. „Ich spüre, wie jeden Tag Sanaia in mir größer wird, und hier, an diesem besonderen Ort, fühle ich mich in einer Stärke mit ihr verbunden, die ich nicht erklären kann.“ Wieder gab sie den Worten Zeit, ihre Wirkung zu entfalten.

„Du musst wissen, Dub“, begann sie wieder, doch fiel sich selbst ins Wort. „Nein, ich frage dich. Du hast es längst bemerkt. Ich benutze diese Geschichte nicht, um an die Macht zu kommen. Ich benutze diese Geschichte überhaupt nicht. Weil ich sie für wahr halte. Weil sie wahr ist.“ Pause. „Und nun frage ich dich. Was glaubst du. Bist du der Istvari? Oder bist du es nicht?“

Er dachte kurz über die Formulierung seiner Antwort nach. In ihm überwog auf der einen Seite noch die Erleichterung darüber, dass der Kuss keine Folgen zu haben schien, nicht zwischen ihnen stehen würde. Andererseits spürte er, dass auch er dem Punkt, an dem es kein Zurück mehr gab, bereits nahe war. Sehr nahe.

„Ich habe dir von dem, was ich ‚den Fall‘ nenne, erzählt. Und dass ich keine Erinnerungen an das, was davor liegt, habe. Aber dass ich keine Ahnung habe, ob ich wirklich in diese Welt gefallen bin, es stellt sich doch alleine schon die Frage, woher. Ich habe nur Visionen, mit denen ich nichts anfangen kann, die aber so stark und häufig sind wie noch nie, seitdem ich in Leij bin.“ Er zögerte. „Oder eigentlich, seitdem wir uns begegneten.“ Er ließ wiederum mehrere Augenblicke verstreichen. „Ich weiß es nicht, aber um ehrlich zu sein, meine Geschichte alleine finde ich schon mehr als absonderlich, und zusammen mit Eurer Legende erst recht.“

Sie stand ohne eine Erwiderung auf und reichte ihm die Hand. „Komm“, sagte sie nur, während sie ihn hochzog, losging, und ihn an der Hand hielt. Sie umrundeten die nächste Felsspitze, und sie deutete mit dem Kopf auf Stufen, die wie aus dem Nichts in den Berg hinabzuführen schienen. „Der Platz, auf dem wir bis soeben gesessen sind, wird ‚Sanaias Felsen‘ genannt, der Legende nach zog sie sich hierhin zu ihren Meditationen zurück. Er dient uns Vahren heute ebenso als Ort der inneren Einkehr, denn wir meditieren, bevor wir den Ort, der am Ende dieser Stufen liegt, aufsuchen. Es ist einer der geheimsten Orte von Leij, und der einzige verbotene. Nur Vahren dürfen ihn betreten. Unsere geheimen Archive. Hier lagern die ältesten Dokumente, Originale aus der ersten Zeit, nachdem wir die Schrift lernten.“ Die Stufen führten um eine Kurve, und endeten an einer einfachen, aber massiven Holztüre. Sie zog einen großen Schlüssel aus der Tasche, öffnete sie und trat hindurch. Er folgte ihr. Als sich seine Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten, hatte sie bereits eine Fackel in der Hand und entzündete sie. Der Raum war schmal, schien aber ziemlich lang zu sein, zumindest konnte er sein Ende nicht erkennen. Er fuhr mit der Hand die Wand entlang. Kalkstein, trocken und kalt. Noanne ging voran, blieb mit ihrer gewohnten Sicherheit nach wenigen Schritten vor einem Regal stehen, gab ihm die Fackel, und zog ein Stoffbündel heraus.

Sie schlug es auseinander und hielt schließlich zwei Seiten Pergament in den Händen. „Das sind sie“, sagte sie ehrfürchtig. „Ich habe es dir erzählt, vorhin, die meisten Geschichten über den Istvari wurden nach seinem Tod verfasst, teilweise sogar erst Generationen später. Immerhin war er es erst, der uns die Schrift lehrte. Er hielt es auch nicht für wichtig, seine Geschichte aus seinen Augen heraus zu erzählen. Und so hat er uns nur ein Schriftstück persönlich hinterlassen. Diese Papiere, die ich in den Händen halte, sind zweitausend Jahre alt. Er selbst hat sie in den Händen gehalten, es sind die einzigen Zeilen, die er von eigener Hand verfasst hat. Das Einzige, was er für wichtig genug hielt, aufzuschreiben. Und ich denke, ich kenne den Grund.“ Sie machte eine kurze Pause. „Aber bitte, bilde dir selbst eine Meinung.“ Er war im Begriff hinzugreifen, doch sie lächelte. „Es ist in Alt-Leijanisch, ich übersetze es für dich.“

Sie begann zu lesen. Bereits nach ihren ersten Worten rann ihm ein Schauer über den Rücken, und Tränen stiegen in seine Augen.

„Ich bin in diese Welt gefallen.“ Das war mein erster Gedanke, als ich zu mir kam. Mein einziger Gedanke. Ich blieb mit geschlossenen Augen auf dem Rücken liegen, und versuchte zu erfassen, was er bedeutete, doch gleich einem Traum beim Erwachen verflüchtigte er sich in einem Nebel aus Ungreifbarkeit und Ungewissheit.

„Ich bin in diese Welt gefallen“, murmelte ich daher, wie um ihn nicht zu verlieren, ihn in meinem Bewusstsein zu halten. Ich versuchte, meine Sinne zu ordnen, meine Umwelt wahrzunehmen. Die Luft um mich war frisch, ich war im Freien, nicht in einem Raum, so viel war sicher, die Luft kühl, nicht kalt, ein leichter Lufthauch. Durch meine geschlossenen Lider hindurch konnte ich immer wieder helle und dunkle Flecken wahrnehmen, wie in einem Licht-Schatten-Spiel. Ich liege unter einem Baum, dachte ich, einem Baum ohne Blätter, dessen Äste sich im sanften Wind hin und her bewegen und diese Abfolge von Schatten und Licht verursachen. Durch meine Kleidung, die hauptsächlich aus Leder und Metall zu bestehen schien, konnte ich den weichen Waldboden spüren, ein leichtes Rascheln verriet mir, dass dieser mit den herabgefallenen Blättern des Baumes bedeckt war.

Ich hörte Schritte. Nicht die eines Menschen, die eines Pferdes, das sich in langsamem Gang näherte. Ich schlug die Augen auf, während ich mich noch fragte, warum ich ein Pferd alleine an den Geräuschen seiner Schritte identifizieren konnte. Sah den grauen Himmel durch die kahlen Äste der hohen Bäume, die rings um mich herum standen. Setzte mich mit einem Ruck auf, ließ den Blick über das braune Laub schweifen, das den gesamten Boden bedeckte. Die dünnen Äste, die es teilweise unter sich begruben. Betrachtete mit leichtem Unglauben die ungewohnt grobe Haut an meinen Handflächen. Mit größerem Unglauben das Langschwert, das neben mir im Laub lag.

Das Pferd stand nun genau hinter mir, ich spürte es. Fühlte seine weiche Nase, als es mich an der Schulter anstupste. Freundlich, vielleicht mit einer Spur Ungeduld, wie man sie einem Kind entgegenbringen würde, das wieder viel zu lange die Wunder der Welt betrachtete, anstatt seinen Eltern zu folgen.

Ich stand auf und drehte mich zu dem Pferd. Es erschien mir riesig, wirkte aber trotz seines pechschwarzen Felles nicht bedrohlich. Ich berührte es an der Nase, eine selbstverständliche und vertraute Geste, über die ich mich selbst wunderte. Das Pferd schnaubte, wie um mich freundlich zu begrüßen, aber auch wieder darauf aufmerksam zu machen, dass ich mir zu lange Zeit für meine Gedanken nahm. Ich bückte mich und hob das Schwert auf. Drehte es mit einer geschmeidigen Bewegung um das Handgelenk und durchschnitt mit schnellen Hieben die Luft, als hätte ich das schon hunderte Male auf genau diese Art gemacht.

Ich gehöre nicht hierher, dachte ich. Und doch ist es richtig, hier zu sein. Bei der ewigen Verdammnis, ich habe eine Aufgabe zu erfüllen. Eine Bestimmung, die ich nicht kenne, nicht greifen kann.

Ich schloss die Augen. Atmete tief durch. Öffnete sie wieder.

Ich werde sie suchen, dachte ich, und ich werde sie erkennen, sobald ich vor ihr stehe. Auch, wenn ich mich im Moment selbst noch nicht erkennen mag.

Etwas hat begonnen. Und ich werde nicht warten.“

Sie schwieg.

„Ich muss raus“, mehr schaffte er nicht zu sagen und stolperte los. Den dunklen Gang entlang, die Stufen hinauf, hinein ins blendende Licht. Um die Felsspitze herum auf den Vorsprung. Er fiel auf die Knie. Eine Welle ging durch ihn. Er erbrach sich. Die Tränen liefen ihm über das Gesicht. Richtete sich auf, und ließ sich auf seinen Rücken auf den Boden fallen. Starrte in den Himmel. Er war von jenem unglaublich zarten Blau, wie er es in Leij immer zu sein schien. Einzelne, unbedrohliche Wolkenfetzen zogen hindurch. Ab und zu zog ein Greifvogel, wohl auf der Suche nach Beute, seine Runden. Konnte es eine Täuschung sein, fragte er sich dann. Ausgeschlossen. Es waren haargenau die Worte, die er vor seinem geistigen Auge immer verwendete, doch nicht die Worte, die er ihr gegenüber benutzt hatte.

„Der Bürgerkrieg von La’a“, hörte er ihre Stimme. Erst jetzt fiel ihm auf, dass sie vielleicht eine halbe Armlänge neben ihm auf dem Boden saß. „Wann war der genau?“

„Er begann im Jahre 2123 nach Erschaffung des Menschen, und endete im Jahr darauf“, sagte er, ohne nachzudenken. „Ich bin gerade nicht fähig, das exakt in Eure Zeitrechnung zu übertragen. Vielleicht 1980 Jahre nach dem Erscheinen des Istvari in etwa?“

„Es geht nicht um das genaue Datum. Einigen wir uns darauf, dass es in etwa vor zwanzig Jahren war?“

Durch ein leichtes Nicken signalisierte er seine Zustimmung. Er konnte ohnehin mit dem Thema gerade nichts anfangen, und hatte noch weniger Ahnung, warum sie sich ausgerechnet jetzt mit der Geschichte des Westens befasste. Andererseits aber war ihm jede Ablenkung vom Pergament des Istvari im Moment mehr als recht.

„Du hast dort gekämpft“, sagte sie. Eine Feststellung, keine Frage. „Und davor hatten dich die Mönche von Laskeutuuva aufgenommen und als Gotteskrieger ausgebildet.“

„So wie ich es dir erzählt habe.“

„Wie lange würdest du sagen, warst du bei den Mönchen?“

Er richtete sich auf. Begriff. Das war kein harmloses Gespräch über die Geschichte des Westens. Das waren die Fragen, vor denen er sich sein Leben lang – oder zumindest den Teil, an den er sich erinnerte – gefürchtet hatte. Nun wurden sie gestellt.

„Fünf Jahre“, sagte er ruhig.

Sie nickte. „Das heißt, dein Fall, wie du es nennst, ist fünfundzwanzig Jahre her. Jetzt denkt sich der normale Bürger von Leij nichts bei dieser Geschichte. Weil der normale Bürger von Leij die Bucht noch nie verlassen hat, und ihm nichts vom Rest der Welt bekannt ist. Mir aber schon.“ Sie fesselte ihn mit den Augen. „Wie du festgestellt hast, altern wir Leij langsamer und werden älter als die Bürger des Westens, was jetzt weder auf faulen Zauber noch auf Magie zurückzuführen ist, sondern an der Art liegt, wie wir leben, aber das soll jetzt nicht das Thema sein. Wenn wir davon ausgehen, dass du zumindest mündig warst, als die Mönche dich aufnahmen, müsstest du heute zumindest vierzig Jahre alt sein. Wahrscheinlich aber bist du noch um einige Jahre älter. Sei’s drum, der Punkt ist – ein Bürger von Leij von, sagen wir, fünfundvierzig Jahren sieht so aus wie ein Bürger des Westens mit fünfundzwanzig. So, wie du aussiehst. Und deshalb fällt in Leij

niemandem auf, dass deine Geschichten einen Widerspruch aufweisen. Und deshalb vermute ich auch, dass du in etwa alle zwei Jahre die Königreiche gewechselt hast – weil du in den letzten fünfundzwanzig Jahren konstant jeden Tag gleich alt ausgesehen hast – weil du ganz einfach nicht alterst.“

Sie sprach diese große Sache ganz ruhig aus. Wieder stiegen die Tränen in ihm auf. Wieder schwieg er.

„Das war vermutlich auch der Grund, warum du die Mönche überhaupt verlassen hast, denn du hast es geliebt, dort zu leben“, fuhr sie fort. „Aber auch dieses Detail soll uns im Moment nicht weiter beschäftigen. Über den Istvari ist überliefert, dass er als junger Mann von etwa fünfundzwanzig Jahren zu uns kam. Gleichzeitig aber, dass er zuvor schon fünfundzwanzig Jahre auf dem westlichen Kontinent lebte. Eine Abweichung, die wir bisher auf eine schlechte Güte der Aufzeichnungen, beziehungsweise Fehler in diesen zurückführten.“

Sie sah ihn an. „Seit ich in dir den Istvari zu erkennen glaubte, denke ich aber, dass die Überlieferung richtig ist, in ihren beiden Aussagen. Und weder der erste Istvari noch du bis zu Eurer Ankunft hier in Leij gealtert seid. Bis ihr Eure Berufung gefunden hattet.“

Er sah hinaus zum Meer. Wollte sie wieder ansehen, doch schaffte er es nicht. Sah zu Boden. „Als Mönche empfanden wir uns als Werkzeug, jegliche Eitelkeit, und somit auch unser Aussehen, spielte keine Rolle. Und dennoch ist es einem meiner Brüder nach etwa fünf Jahren aufgefallen, dass ich immer noch in jedem Detail meines Gesichtes so aussah wie am Tag meiner Ankunft. Schnell begannen einige zu munkeln, ich würde mit dem Herrn der Finsternis im Bunde stehen, hätte ihm meine Seele als Gegenleistung für die ewige Jugend verkauft. Die meisten, unter ihnen auch unser Abt, hielten das zwar für einen Unsinn, aber ich fühlte mich ab dem Zeitpunkt nicht mehr richtig sicher. Unnötig zu erwähnen, dass auf ein Bündnis mit dem Herrn der Finsternis die grausamsten Strafen stehen.“ Er warf ihr einen leicht gequälten Blick zu. „Wie auch immer. Auf jeden Fall konnte ich in den letzten fünfundzwanzig Jahren immer wieder mal in einen Spiegel sehen. Und soweit ich das beurteilen kann – ich bin keinen Tag gealtert.“

Sie nickte und schwieg.

„Und die Aufzeichnung des Istvari“, er machte eine Pause und bemerkte, wie sie sich anspannte, „stimmt beinahe bis aufs Wort mit meinen Erlebnissen überein.“ Er schaffte ein leichtes Lächeln. „Unmittelbar darauf bin ich auf Aturo gestiegen und losgeritten, während die ersten Schneeflocken fielen.“

„Es hat geschneit?“

„Ja. Kurz darauf war überall Schnee“, sagte er, und fragte sich noch, warum sie das wunderte. Sie schien das zu spüren.

„Nein, alles in Ordnung“, sagte sie und lächelte. „Nur, Schnee alleine ist für einen Bewohner von Leij schon ein Wunder.“ Sie lächelte wieder. „Es schneite, weil du zur Wintersonnenwende in die Welt gefallen bist, oder?“

Er nickte. Tief in seinem Hinterkopf manifestierte sich eine Erkenntnis.

„Ich kenne die Gebräuche und die Schicklichkeiten der Völker des Westens“, begann sie wieder mit einem neuen Thema, „wohingegen mir jene des Nordens nur rudimentär vertraut sind. Im Westen wird, wie bei uns, dem Alter mit Wertschätzung und Respekt begegnet. Fragen nach dem Alter des Gesprächspartners sind in jedem gesellschaftlichen Stand erlaubt, und setzen zumeist nicht einmal ein besonderes Naheverhältnis voraus. Im Norden, so meine Vermutung, schätzt man die Schönheit der Jugend mehr als die Weisheit des Alters, auch wenn ich das nicht verstehen kann. Und so wagt man es nicht, Frauen nach ihrem Alter zu fragen, weil das als Hinweis auf dessen sichtbaren Fortschritt gedeutet werden könnte.“ Sie schüttelte kurz den Kopf. „Aber mir geht es nicht darum, das zu verurteilen. Jede Kultur hat ihre Eigenheiten, und als Außenstehende muss ich sie nicht verstehen. Nur – du hast mich aufgrund dieser kulturellen Prägung nie nach meinem Alter gefragt, oder nicht?“

Er schüttelte den Kopf. Spürte, wie seine Gefühle seine Kehle zuschnürten. Das war nicht der Grund. Der Grund war, dass er die Antwort auf seine nie gestellte Frage auf irgendeine Art und Weise bereits kannte.

„Ich bin geboren zur Wintersonnenwende des Jahres 1974 nach dem Erscheinen des Istvari. Dem Tag, an dem du in diese Welt gefallen bist.“

* * *

Er konnte im Nachhinein nicht genau bestimmen, wie lange sie einander schweigend gegenübergesessen waren. Lange, vermutlich, da das Licht hinter der Bergkette verschwunden war, und sie in einen Schatten tauchte. Noanne hatte ihn die ganze Zeit still angesehen, sich dann irgendwann nach vorne gebeugt und ihn erst vorsichtig, dann mit größerer Bestimmtheit geküsst. Hatte ihn auf den Boden gedrückt und ihren Kopf auf seine Brust gelegt, war in dieser Stellung verharnt, und er hatte weiterhin in den Himmel gesehen. Irgendwann hatte sie sich aufgerichtet, erst das Tuch um ihre Hüften, das leicht verrutscht war, wieder gerichtet, dann ebenso das zweite über ihrer Brust. „Komm“, hatte sie nur gesagt und ihm die Hand hingehalten. „Der Weg ist bei Dunkelheit gefährlich. Zu viele zu dunkle und zu schmale Stellen, an denen es zu weit nach unten geht. Wir müssen los, wenn wir noch im Licht in der Stadt ankommen wollen.“ Er hatte sich aufgerichtet und nochmals Richtung Osten gesehen.

Das Meer war, so weit sein Auge reichte, von tiefem Blau im Vordergrund bis hin zu einem blassen Grau in der Ferne. Es sah endlos aus, als ob es keine Grenzen gäbe. Keine Kontinente in weiter Ferne, von denen Gefahr ausging. Die Wellen bewegten sich rhythmisch und sanft, als gehorchten sie einer geheimen Melodie, die er nicht hören konnte.

„Was denkst du?“ Sie war neben ihn getreten, berührte ihn leicht an der Hand und sah ebenso in die Ferne.

„Ich dachte, du spürst genau, was in den Menschen vorgeht, ob sie es dir nun sagen oder nicht. Und dennoch – als wir zum ersten Mal die Pforte durchschritten, sagtest du, du wärst nicht sicher gewesen, ob du mir trauen konntest. Was war das – ein Spiel?“

„Nein“, sagte sie und lächelte leicht. „Es stimmt, ich kann in den Menschen lesen, wie in einem Schriftstück. Oftmals offenbaren sie mir ihre Geheimnisse, ohne das zu wollen. Nur bei dir, bei dir klappt das nicht. Klappt das immer noch nicht.“ Sie machte eine Pause. „Und dennoch habe ich gerade das Gefühl, dass das nicht das war, an das du gerade dachtest.“

„Dieser Blick hier“, begann er und zögerte kurz. „Dieser Moment hier ist wie ein Blick in die Unendlichkeit. Ein Blick, der mich demütig werden lässt. Ich bin nur ein kleines Wesen in dieser endlosen Welt, aber gleichzeitig bin ich auch unglaublich stark und frei.“ Er sah ihr in die Augen. „Auch wenn die Welt unendlich groß erscheint – du und ich, wir sind Teil von etwas Größerem. Etwas, was wir noch nicht erkennen können, weil es sich dort, hinter dem Horizont befindet. Aber etwas, für das wir kämpfen können. Kämpfen müssen.“ Er zögerte einen Moment. „Wenn ich in mir selbst erkenne, dass die Prophezeiung wahr ist, und ich es mir eingestehe – dann gibt es endgültig kein Zurück mehr, oder?“

Ihre Lippen näherten sich seinem Ohr. „Istvari“, hörte er sie hauchen, sodass jedes einzelne Haar auf seiner Haut sich unweigerlich aufstellte. Gestern hatten ihm Tausende diesen Namen, diesen Titel zugerufen und gebrüllt. Doch in diesem leichten Hauch lag mehr Kraft als in tausenden Stimmen.

* * *

Es dämmerte, als sie den Rand der ersten Siedlung am Fuß des Berges erreichten. Vielleicht zwanzig Häuser, die sich oberhalb des Weges an den grünen Hang schmiegt. Frieden schien über ihnen zu liegen. Doch dann konnte er auf der Straße eine Gestalt ausmachen, die offensichtlich auf sie wartete. Er hörte Noanme so etwas wie eine Verwünschung ausstoßen, was ihn stark verwunderte, da er Ähnliches noch nie von ihr, die stets wie selbstverständlich eine gewählte, wertschätzende Ausdrucksweise verwendete, gehört hatte. Gestern noch hätte er sich in einer Lage wie dieser beunruhigt gefühlt, doch nun konnte er nur diesen großen Frieden in sich spüren.

„Was ist los?“, fragte er daher ganz unbedarft.

„Achiad“, zischte sie und er verstand. Das Verhältnis zwischen den beiden Vahren war mit dem gestrigen Tag nochmals schwieriger geworden.

Er ließ die üblichen Grußformeln, die ihm heute besonders geheuchelt vorkamen, ungerührt über sich ergehen.

„Verehrter Mecenass, es würde mich hochehnen, wenn ich mein Wissen in einem bestimmten Punkt mit Euch teilen dürfte“, schien Achiad dann nach einer gefühlten Ewigkeit dem Kern des Gesprächs näherkommen zu wollen, „nämlich jenem, dass die als Istvari bezeichnete Person vielmehr eine historische Gestalt als ein religiöser Mythos ist. Sicher, die Zeit vor seiner Ankunft wird in Leij vor allem als die ‚dunkle Zeit‘ betrachtet, in der Krankheit, Leid und Gewalt vorherrschten, und die Verehrung, die wir ihm entgegenbringen, ist insofern berechtigt, als er uns als unser Alleinherrscher und Lehrer in Philosophie, Wissenschaft, Handwerkskunst, vor allem aber in den Prinzipien der Gewaltlosigkeit unterrichtet hat.“

„Der wehrhaften Gewaltlosigkeit“, unterbrach Noanme ihn. Er schien bemüht, die Klarstellung zu ignorieren.

„Ja, natürlich“, sagte er daher nur. „Doch über Details seiner Lehre wollte ich heute nicht mit Euch sprechen, gerne möchte ich Euch anbieten, dies in einer sternenklaren Sommernacht nachzuholen. Ich möchte nur meine Feststellung untermauern, dass hier die historische Gestalt von dem Mythos zu trennen ist. Der Istvari war ein großer Mann, fürwahr, doch sind alle Geschichten über Prophezeiungen und Wiedergeburten wohl eher einem dramaturgischen Anspruch des unbekannten Verfassers der Legenden zuzuordnen, als dass sie auf realen Ereignissen fußen würden. Nun denn“, er machte eine ausholende Bewegung mit seinem rechten Arm, „Meine Frage ist daher vielmehr, was Euer Ziel in dieser Sache ist. Was verspricht Ihr Euch, indem Ihr Euch vom Volk mit dem Namen dieser historischen Figur ansprechen lässt? In den Gassen rund um den großen Platz wird gemunkelt, Leij bereite sich auf eine Ausdehnung des Reichsgebiets auf die gesamte Südspitze vor, und auch Sanpiere sollte wieder Teil unserer Gemeinschaft werden. Und, noch befremdlicher, die blutrote Sichel werde als Banner über dem Hohen Rat wehen, an dem zwar die zwölf Bänke leer, dafür aber die beiden Throne besetzt sein sollen?“

Noanme antwortete statt ihm.

„Verehrter Vorsitzender, unser Ziel ist kein geringeres als die Freiheit, die Freiheit von den Saran Khot und ihrem grausamen Herrscher. Nicht mehr, aber auch nicht weniger. Ausweitungen des Reichsgebiets stehen ebenso wenig zur Debatte wie eine Auflösung des Hohen Rates.“

„Wir sind bereits frei, Noanme“, antwortete Achiad, ohne auf ihren letzten Satz einzugehen, „Und diese Freiheit hat eben einen Preis. Und nur Euer Geiz, den Preis in Form des Tributes zu bezahlen, hat bereits achtzig Bürger von Leij das Leben gekostet. Und in Folge hunderte Familienangehörige und Freunde in tiefe Trauer gestürzt. Mecenas“, er sah ihn nun an, „wer seid Ihr, zu entscheiden, dass dieser Preis gerechtfertigt ist?“

„Achiad“, wieder war es Noanme, die die Antwort gab, „Die Welt verändert sich. Und du kannst diese Veränderung nicht verhindern, indem du dich weigerst, sie zu sehen. Das Volk von Leij jedenfalls zieht es vor, aufrecht mit dem Schwert in der Hand zu sterben, statt im Dreck kriechend, dem Feind die Füße küssend, zu leben. Und ja, jeder Bürger von Leij lehnt Gewalt ab. Aber wir haben keine andere Wahl.“

„Wir haben immer eine Wahl“, antwortete Achiad. „Vor allem wir als Vahire.“ Er machte eine kurze Pause. „Nun, Vahiri, Mecenas, es war mir eine Ehre, diese Gedanken mit Euch teilen zu dürfen. Ich wünsche eine friedliche Nacht.“ Und mit diesen Worten verschwand er zwischen den Häusern.

„Was war das?“, fragte er sie, nachdem er seine Gedanken sortiert hatte. „Eine Geschichtsstunde?“

Ihre Augen funkelten. „Das? Das war eine Warnung.“

Er nickte nur, als sie sich wieder in Bewegung setzten.

„Was bedeutet seine Warnung für uns?“, fragte er sie, nachdem die Siedlung außer Hörweite lag.

Sie strich mit den Fingern über seine Hand.

„Das bedeutet, dass der Rat am Ende ist.“

Das bedeutet, unsere Zeit – sie ist gekommen.“

9. Der Abschied

Am nächsten Morgen stand er im Osten der Stadt am Scheitelpunkt der kleinen Erhebung, die die Stadt – oder besser gesagt das Innere der Bucht – vom offenen Meer, an dem auch der Handelshafen lag, abtrennte. Die Arbeit an den Palisaden ging gut voran. Er sah zum Strand hinunter. Die Arbeiter von Leij hatten hier aus seiner Sicht beinahe ein Wunder vollbracht. Der gesamte Bewuchs, alle Bäume, Sträucher oder was eben sonst noch so gedieh, war abgeholzt. Zum einen hatten die Leij das Material genutzt, um eben jenen Palisadenwall zu schaffen, zum anderen reduzierte es die Deckungsmöglichkeit der Angreifer – denn der Angriff würde hier erfolgen, so viel war sicher.

Am westlichen Ring der Bucht war das Anlanden einer Armee aufgrund der Felsen nicht möglich, wie er es selbst bei seiner Begehung festgestellt hatte. Die Durchfahrt konnte nicht benutzt werden, da sie die Reste der Wracks ganz einfach als unpassierbare Barrieren darin liegen gelassen hatten. Und ein Anlanden nördlich der Stadt wäre überhaupt sinnlos, da die Bergkette schon für eine Person ohne schwere Bewaffnung unüberwindbar war.

Die einzigen Möglichkeiten, Leij einzunehmen, wären also hier oder an der Pforte. Und wenn auch die Saran Khot in der ersten Schlacht kein großes taktisches Geschick bewiesen hatten, so dumm waren sie dann auch wieder nicht, es dort zu probieren. Er ließ natürlich dennoch auch die Pforte befestigen, es war eben ein so einfach zu verteidigender Ort, dass es geradezu fahrlässig gewesen wäre, es nicht zu tun – und sei es nur, weil ein freier Rücken im Kampf eben ein gutes Gefühl war. Der Angriff würde hier am Strand erfolgen. Das sagte sein Gefühl, seine Erfahrung und jede Kriesslogik. Daher war auch hier – auf diesem Strandabschnitt von vielleicht dreitausend Maß Länge – der Schwerpunkt der Arbeiten und Überlegungen konzentriert.

Er warf noch einen Blick Richtung Meer und nahm einen tiefen Atemzug. Sand, Seegras und Salz. Er war an dem einen oder anderen Strand gestanden, der Geruch des Meeres war doch immer ähnlich, wenngleich er auch überall eine individuelle Note zu haben schien. Egal, das waren nicht die Dinge, über die er heute nachdenken wollte. Er durchschritt die Palisaden an einer Stelle, an der sie noch nicht fertiggestellt waren, und blickte nach rechts, wo die Arbeiter gerade wieder einen Pfosten einschlugen. Erneut beeindruckte ihn die Geschwindigkeit und Genauigkeit, mit der sie vorgingen. Die Palisaden waren exakt drei und sechs Zehntel Maß hoch, hatten also genau die doppelte Höhe von ihm. Doppelte Istvari-Höhe, dachte er und grinste, die Leij hatten teilweise einen überraschend humorvollen Sinn für Symbolik. Davor wurde ein zwei Maß breiter und ein und acht Zehntel Maß – wieder dieses Zahlenspiel – tiefer Graben ausgehoben, was eine Erstürmung zusätzlich erschweren würde.

Das eigentliche Wunder stand aber hinter den Palisaden – die Bliden. Er selbst hatte die Idee dazu gehabt, sie hier – vom Strand aus nicht zu sehen, da von den Palisaden verdeckt – aufzustellen, und damit darüber hinwegzuschießen, somit waren sie einerseits geschützt, andererseits machte dies es dem Feind schwerer, ihre tatsächliche Stärke einzuschätzen. Es konnten Kleinigkeiten wie diese sein, die eine Schlacht entschieden, das wusste er. Wie auch immer, was die Leij aus seinem Plan gemacht hatten, war aber wiederum atemberaubend. Jede Blide konnte von nur drei Mann

bedient werden, zwei, die die Seile in Spannung brachten, und einem, der sie abfeuerte. Dieser Mann – der Schütze – konnte auf einem sicheren Platz oben auf der Palisade sitzen, den idealen Zeitpunkt abwarten, und den leichtgängigen Auslöser per Seilzug bedienen. Der normalerweise zeitraubende Vorgang des Nachladens fiel praktisch weg, da die Geschosse von selbst über eine Holzbahn in die Abschussvorrichtung hineingerollt werden konnten. Diese bestanden aus Eisenkugeln, in Leij gegossen, jede von exakt dem gleichen Gewicht, der gleichen Form und der gleichen Größe. Somit war ihre Flugbahn exakt berechenbar, die Männer, die die Seile über zwei Kurbeln spannten, mussten nur die Stärke der Spannung richtig vom Schützen zugerufen bekommen. Und zu guter Letzt standen die Bliden noch auf gigantischen Drehtellern – er konnte sie nur mit übergroßen Töpferscheiben vergleichen – wodurch der Schütze den Schusswinkel noch nach eigenem Gutdünken einstellen konnte. Sie hatten es ausprobiert – nach wenigen Versuchen konnte jede beliebige Stelle im Meer mit vielleicht einem halben Maß Abweichung wiederholt getroffen werden – und richtig gehört, im Meer – die größtmögliche Reichweite der Bliden betrug vierhundertfünfundzwanzig Maß. Ein wohliger Schauer durchströmte ihn, als er mit der Hand sanft, beinahe liebevoll, über das Gestell jener Blide, vor der er stand, strich. Vergleichbare Waffen hatte er in den Kriegen der westlichen Königreiche immer wieder gesehen, doch hatten diese vielleicht die halbe Reichweite gehabt, von einer Genauigkeit ganz zu schweigen. Und die doppelte Zahl an Männern hatte nicht ein Viertel der Anzahl von Schüssen damit geschafft.

Er atmete nochmals die Meeresluft ein und schloss für einen kurzen Moment die Augen. Was hier vor ihm stand, war mehr als eine Waffe. Es war ein Wunder. Und sie würden bis zum Beginn der Schlacht zwölf dieser Wunder einsatzbereit haben, die – so zumindest der Plan – zunächst die Hälfte der Schiffe bereits vor ihrer Landung versenken, und danach – gemeinsam mit den auf den Palisaden postierten Bogenschützen – das Vorrücken der feindlichen Soldaten über den im Schnitt zweihundert Maß breiten Strand deutlich erschweren würden. Und das war auch nötig, denn sogar im besten Fall war das Verhältnis der Kämpfer eins zu sieben.

Er fühlte ihre Anwesenheit mehr, als dass er sie bewusst wahrnahm. Sie war lautlos gekommen, er vermochte durch das ferne, aber doch präsente Meeresrauschen nicht einmal ihren Atem zu vernehmen, und dennoch wusste er, dass sie da war. Unwillkürlich sog er Luft ein und streckte sich durch, brachte seine Schultern in eine Haltung, die sie möglichst breit erscheinen ließ. Atmete langsam aus und drehte sich betont gelassen zu ihr.

„Leondira. Hüterin meines Lebens. Ich grüße dich.“ Es war das erste Mal, dass sie sich seit der Schlacht sahen, und dennoch empfand er diese wenigen Worte als genau dem Augenblick angemessen.

„Istvari.“

Mehr sagte sie zunächst nicht, doch mehr war auch nicht nötig. Sie ging dann langsam auf ihn zu und blieb nur vielleicht eine Unterarmlänge von ihm entfernt stehen. „Sorgst du dich um unsere Verteidigungskraft?“

„Solange ich dich an meiner Seite weiß, mache ich mir eher Sorgen um die Seelen unserer Feinde.“

Damit hatte er sie zum Lächeln gebracht, doch schnell wurde sie wieder ernst. „Ist es nicht erstaunlich“, sagte sie langsam und leise, mit einer Mischung aus Ernst und Traurigkeit in ihrer Stimme, „wie schnell die Dinge sich doch ändern können. Es gibt nicht nur die Menschen, die perfekt für die Aufgabe der Vahire geeignet sind, es gibt auch die perfekten Darnadai. Und bis vor diesen wenigen Tagen war ich die Beste von allen. Und es war nicht unvereinbar, mit dir durch Feuer und Blut zu gehen und meine Stadt zu verteidigen. Natürlich habe ich Noanme und dem Hohen Rat meine Treue geschworen, aber auch den Bürgern, der Stadt und der Bucht. Hätte ich ihnen wirklich besser gedient, wenn ich nur untätig an Noanmes Seite gestanden wäre?“ Ihre Gesichtszüge wurden hart. „Aber nun hat sie endlich ihr wahres Gesicht gezeigt.“

„Wie meinst du das?“

„Sie hat mich fallengelassen. Einfach fallengelassen, nur, weil ich das Richtige getan habe. Sie weiß das, und nur die pure Eifersucht hat sie zu ihrer Entscheidung bewogen.“

Sie machte eine Pause. Ihm fiel erst jetzt auf, dass sie nicht mehr das übliche Blau der Darnadai trug, sondern ganz in grobes, schwarzes Leder gekleidet war, und ihr Schwert auf dem Rücken trug. Die kleine Tätowierung an seinem Unterarm pochte.

„Istvari“, sagte sie dann, „Ich habe dir gesagt, es wäre für mich in Ordnung. Bis zum letzten Atemzug an deiner Seite zu kämpfen. Eine tiefe Verbindung zu dir aufzubauen, ohne mit dir das Bett oder gar den Rest des Lebens zu teilen. Doch heute sehe ich, dass das vor allem mit meiner Hochachtung vor Noanme zusammenhing. Es erschien mir nicht richtig, jenen zu begehren, der doch mit ihr so eng verbunden war. Aber jetzt, wo meine Treue nicht vergolten wurde, sehe ich auch keinen Grund mehr, ihr diese weiterhin entgegenzubringen.“ Sie halbierte die Distanz zwischen ihnen auf eine Handbreite. „Und der Umstand, dass du den Tod riskiert hast, nur um mich in der Schlacht zu küssen, spricht dafür, dass auch du bereit bist, dich von ihr zu lösen und an meiner Seite zu stehen.“

Zwei Augenblicke ein, vier Augenblicke aus. Die Luft brannte. Er spürte, dass er nurmehr einen Hauch von jenem Punkt, an dem sein Wille seine Handlungen nicht mehr kontrollieren konnte, entfernt war. Mit der geringstmöglichen Geschwindigkeit verkleinerte sie den ohnehin schon winzigen Abstand weiter. Ihre Lippen konnten nur mehr die Breite von einem oder zwei Haaren voneinander entfernt sein. Er wollte es nicht. Nicht nur, dass er Noanme liebte, er war eins mit ihr, das hatte er gestern begriffen. Und dennoch, er spürte, dass er sich Leondira nicht weiter widersetzen konnte. Es gab kein Zurück, der Punkt war überschritten, er war im Begriff, seine linke Hand auf ihren Hinterkopf zu legen, und diesen an sich zu drücken.

„Mecenas!“ Der Ruf kam laut und überraschend. Sie drehte sich in einer geschmeidigen Bewegung von ihm weg, und er konnte die Quelle des Rufes ausmachen. Es war ein Mann in den Kleidern eines Darnadai, der soeben mühelos vom Pferd stieg und mit zügigem Schritt, ohne dabei zu hetzen, auf ihn zuing.

„Mecenas“, sagte dieser nun nochmals mit Nachdruck. „Ich habe Euch im Auftrag von Vahiri Noanme überall gesucht. Ihr mögt ohne weitere Verzögerung mit mir kommen. Es eilt.“

Leondira machte keinen Hehl aus ihrer Verärgerung und schnaufte laut durch. Er selbst wusste gerade nicht, ob er über diese Unterbrechung glücklich oder ungehalten sein sollte, aber zumindest konnte er sie verstehen. Doch da war mehr, über das sie verärgert war.

„Stellt Euch mir vor“, forderte er den Ratsdiener daher auf.

Der Diener faltete die Hände zu einem leijanischen Gruß, doch konnte er ein für diesen Augenblick unpassendes Grinsen nicht verbergen.

„Mein Name ist Ariston, Darnadai – Bote und Diener – des Hohen Rates von Leij, in Verfügung von Vahiri Noanme“, folgte er seiner Aufforderung. „Es ist mir eine Ehre, Euch von Angesicht zu Angesicht kennenzulernen, hochverehrter Mecenas.“

Der Sarkasmus in seiner Stimme klang mit, wie eine Ohrfeige, die wohl im Besonderen an Leondira gerichtet war. Diese versuchte ihren Blick frei von Gefühlen zu halten, doch Verärgerung und Hass blitzten unter ihrer Maske hindurch.

Die Maske fiel endgültig, als er dem Boten folgte.

* * *

Es war ein schönes, in seiner Friedlichkeit nicht zu überbietendes Bild, das sich ihm bot, als er sich auf einem von Ariston besorgten Pferd der Koppel näherte. Aber auch eines, das eine sehr klare Sprache sprach. Das keine Zweifel darüber, was hier heute noch geschehen würde, ließ.

Noanme saß auf der sattgrünen Wiese etwas außerhalb der Koppel unter einer großen Weide. Rundherum war alles in besagtes kräftiges Grün getaucht, aus dem sie, im Weiß des Rates gekleidet, herausstach. Hinter ihr baute sich das Gebirge auf, darüber der Himmel, der sich, wie beinahe an jedem seiner bisherigen Tage in Leij, in den schönsten hellblauen Tönen zeigte.

Sie hatte Aturos Kopf auf ihrem Schoß, das Pferd lag neben ihr im Gras. Er sah, wie sie mit einer gefühlvollen und bedächtigen Bewegung durch seine Mähne strich. Konnte die beschwörungsgleichen, sanften Worte hören, die sie ihm zuflüsterte, als er sich näherte. Er sank vor dem Pferd und ihr auf die Knie. Sie strich kurz über seine Hand, sah ihm einen Moment in die Augen und zeigte ein kurzes, wohl aufmunternd gemeintes Lächeln. Doch in ihm gefror in diesem Moment alles. Starke Seile schnürten seinen Brustkorb und seinen Bauch ein. Kraftlosigkeit erfasste seine Beine. Tränen stiegen in seine Augen. Schon wieder, dachte er für einen Augenblick. Ich kann mich an keinen Moment in meinem Leben erinnern, in dem ich geweint hätte, und es sind viel zu viele Menschen in meinen Armen gestorben. Und nun den zweiten Tag hintereinander.

„Es ist gut“, hörte er Noanme sagen. „Von den einfachsten Würmern bis hinauf zu jenen Menschen, die glauben, auserwählt zu sein, auf den Thronen dieser Erde zu sitzen – wir alle hinterlassen doch nur Spuren im Sand. Und die nächste Welle wird unsere Spuren tilgen. Doch manche Lebewesen“, sie sah ihn an; auch in ihren Augen standen nun Tränen, „egal, ob nun

Menschen oder Tiere, hinterlassen auch Spuren in unseren Herzen. Spuren, die niemals getilgt werden können. Und wir wären keine Menschen, wenn wir nicht um diese Lebewesen weinen würden.“

Sie war wieder still und strich dem Pferd durch die Mähne. Es schnaubte leise. Er konnte Vögel zwitschern hören. Bienen summten. Das Leben schien in seinen gewohnten Bahnen weiterzugehen, obwohl die Welt doch eigentlich stillstand. Endlich griff auch er Aturo an. Fuhr dem Tier sanft seitlich über die Nase. Es wackelte kurz mit den Ohren, wie um ihm zu erkennen zu geben, dass es ihn bemerkt hatte.

Lange Zeit saßen sie still da, bis Noanme zum – wie er dachte – bestmöglichen Augenblick das Schweigen brach.

„Dub, du musst wissen“, begann sie wie so oft, „Obwohl die Weisesten viel Zeit darauf verwendeten, ist doch kein Mensch in der Lage, mit den Tieren zu sprechen. Aber dennoch können wir sie verstehen – da sie ebenso wie wir über Gefühle, Wünsche und Hoffnungen verfügen. Es benötigt eben Einfühlsamkeit. Mitgefühl. Und wie ich es dir erzählt habe, und wie du“, ihr Blick wurde düster und er konnte sehen, wie ihre Gedanken in eine von ihr selbst unerwünschte Richtung wanderten, „wie du es bereits bemerken musstest, besitze ich mehr davon als jeder andere Mensch in der Bucht. Und vermutlich auf dem gesamten Kontinent.“ Sie ließ ihre Worte wirken. „Es ist eine Gabe, Dub. Eine wundervolle Gabe. Eine, die das Herz fordert, manches Mal auch eine Spur zu viel. Aber insgesamt ist es wunderschön.“ Wieder sprach sie nicht weiter. Die Atmung des Pferdes wurde flach.

„Dub, was ich dir sagen möchte – obwohl es ein besonderes Tier ist, wie mir noch nie zuvor eines begegnet ist, kann ich doch mit deinem Pferd nicht so sprechen, wie ich mit dir sprechen kann. Und dennoch verstehe ich es so gut, als könnte ich es. Aturo“, die Tränen tropften über ihre Wange nach unten. Sie wischte sie nicht weg. „Die Aufgabe seines Lebens war, dich zu finden. Dich zu beschützen und dich deiner Bestimmung zuzuführen. Aturo ist alt, Dub, viel älter als du wahrscheinlich vermutest. Er kann die Jahre nicht in der Art zählen, wie du oder ich es können. Aber er war bereits alt, als er dich im Wald gefunden hat, und es als seine Berufung erkannte, dich zu deiner Bestimmung zu führen. Und nun fühlt er, dass seine Aufgabe beendet ist.“

Sie schwieg und sah ihm lange und tief in die Augen. „Aturo weiß, dass er den letzten Schritt alleine machen muss. Er hat auch keine Angst davor. Er wollte nur, dass du ihn auf den Schritten davor begleitest.“

Das Pferd schien sich mit seiner letzten Kraft aufzubäumen und hielt ihm seinen Kopf entgegen. Er ließ seine Stirn auf die Stirn des Tieres sinken. Fuhr ihm mit seiner Hand über den Hals. Konnte den Herzschlag des Pferdes fühlen. Stark. Schwächer. Und irgendwann – nicht mehr.

Zum ersten Mal, seitdem er seinen Weg begonnen hatte, fühlte er sich allein.

* * *

Die Zeit schien stillzustehen, an diesem Tag, und dennoch hatte auch dieser sich zu Ende geneigt. Es war dunkel, sie saßen schweigend am Boden seiner Terrasse, wie üblich mit dem Rücken an die Hauswand gelehnt. Der abnehmende Mond spiegelte sich auf der glatten Wasserfläche, sie berührten einander leicht an den Schultern. Es war wie immer, und doch war alles anders. Der Tod seines Pferdes hatte etwas in ihm ausgelöst, das über den reinen Verlust hinausging.

„Es war seine Berufung“, brach er nach einer unwirklich langen Zeit das Schweigen. „Heute Nachmittag hast du gesagt, es sei seine Berufung gewesen, mich zu finden und hierher zu bringen.“

Er starrte weiter auf das Wasser. Fühlte aber, dass ihre im Mondlicht unglaublich dunklen Augen auf ihm ruhten. „Ich habe damit nicht meine Meinung ausgedrückt. Ich habe nur seine Empfindungen in Worte gegossen.“

„Nehmen wir an, es ist meine Berufung, hier zu sein“, sagte er ruhig. „Was genau ist sie? Die Leij zu beschützen und aus dem Dunkeln zu führen? Gegen das namenlose Grauen zu kämpfen und dabei zu sterben? Oder“, sagte er und grinste sie an, „oder eine Tochter zu zeugen, die ein neues Zeitalter einläutet?“

Sie fuhr ihm durch die Haare und lächelte. „Wäre es nicht wunderschön, wenn die Vorsehung uns ein Zeichen schicken würde? Wenn ich, so wie ich dir durch die Haare fahre, ein graues darunter entdecken würde, als Zeichen, dass du jetzt, wo du deine Berufung gefunden hast, zu altern beginnst? Aber nichts davon wird geschehen. Du selbst bist es, du selbst musst an dich glauben. Und an mich. An uns.“ Sie machte eine Pause.

„Es gibt keinen Weg zurück, Dub.“

Er sah sie konzentriert an und konnte es mehr fühlen als verstehen.

10. Der Hausarrest

„Istvari!“

Er wurde durch den Ruf einer vertrauten Stimme geweckt. Es kam bereits Licht durch die Fenster, doch in Anbetracht der Jahreszeit musste es immer noch ziemlich früh sein. Unwillkürlich sah er auf die linke Seite. Er lag alleine in seinem Bett. Seine Gedanken wurden klarer. Drei Tage war es nun her, dass Aturo gestorben war. Heute war Tag des Rates, somit hatten Noanne und er am Vorabend beschlossen, getrennt zu schlafen, ganz einfach, um den Tag schon für sich beginnen zu können. Der Rat würde dies mitbekommen und als Geste verstehen.

„Istvari!“, hörte er es nun noch einmal, und schon wurde seine Türe geöffnet. Leondira.

„Du kommst früh“, sagte er ruhig. Sie hatten vereinbart, sich kurz vor Mittag zu treffen, und zum großen Platz zu gehen. Sie war zwar keine Darnadai mehr, er hatte aber beschlossen, den Balanceakt zwischen Noanne und ihr zu wagen, und ihr, durch den gemeinsamen Auftritt, den Rücken zu stärken. Und dieser würde keinerlei Aktivitäten einschließen, die die Männer und Frauen von Leij und auf der ganzen Welt für gewöhnlich hinter verschlossenen Türen ausführten, das hatte er sich geschworen – sie schien das zu spüren und es für den Moment dabei beruhen zu lassen.

Er wollte dort nicht zu seiner Säule, sondern sich, wie es sich für einen Mecenass gehörte, unter Volk mischen. Gespräche mit dem einen oder anderen Bürgerrat genauso wie mit den einfachen Bürgern führen, und in der üblichen Feststimmung etwas essen, um dann gegen Abend zum Amphitheater zu ziehen und an seinem protokollarischen Platz an der Sitzung teilzunehmen. Kurz gesagt, er wollte Ruhe ausstrahlen. Niemand, zu dem Schluss war er gekommen, hatte etwas davon, wenn im Moment – wo sie alle Kräfte zur Vorbereitung der Verteidigung bündeln mussten – darüber spekuliert wurde, ob er der rechtmäßige Inhaber eines der marmornen Throne war, und wann er diesen wohl einfordern würde.

„Caradoc ist umgefallen“, sagte sie, und er konnte ihre Wut spüren.

„Was?“

„Caradoc wird heute mit Achiad stimmen. Somit steht es sieben zu fünf. Das heißt, die Arbeiten an den Verteidigungsanlagen werden eingestellt, du wirst mit allen Ehren vom Posten des Mecenass entlassen, und wir schicken Unterhändler nach Theani.“

„Die ohne Köpfe zurückkommen werden. Wenn überhaupt.“ Er seufzte und setzte sich auf. Noanne und er waren die Lage im Rat immer wieder durchgegangen. Er hätte mit vielem gerechnet, aber nicht mit Caradoc. Der Vahir hatte, wie alle Mitglieder des Rates, einen scharfen Verstand und eine rasche Auffassungsgabe. Zusätzlich war er in der Lage, komplizierte politische und wirtschaftliche Zusammenhänge zu verstehen, womit sie ihn als verlässlich eingestuft hatten. Ein Fehler, wie sich nun herausstellte.

„Wie sicher ist das?“

„Noanme ist sich sicher.“

Gut, das reichte natürlich aus. Noanme konnte diese Dinge bekanntermaßen um einiges besser als er einschätzen, doch er wunderte sich darüber, dass Leondira und sie auch nach ihrem Bruch noch geheime Nachrichten austauschten.

„Du weißt wenig über die Beziehung einer Darnadai zu ihrer Vahiri“, sagte sie, als er sie darauf ansprach, „und ich denke auch nicht, dass du das begreifen kannst oder musst. Aber sie ist ein Teil von mir. Und ich von ihr. Darum ist es ja auch so schmerzhaft.“ Sie verzog das Gesicht – und für einen Atemzug war es, als würde ihr die Luft wegbleiben. Ihre Finger krampften sich in den Stoff ihres Gewands, bis die Knöchel weiß wurden. „Jedes Mal“, sagte sie leiser, „Bei jedem Kontakt. Jedem Satz und jedem Wort zahle ich dafür.“ Sie schnappte hörbar nach Luft. „Sie will das nicht“, fügte sie hinzu, ohne ihn anzusehen. „Sie will mich nicht verletzen. Aber sie tut es. So wie sie vieles tut, das ihr widerstrebt.“

Er beschloss, nicht nachzuhaken, auch, wenn das im Moment wohl ziemlich herzlos bei Leondira ankommen musste. Aber intensive menschliche Beziehungen waren ihm nun mal fremd, er hatte sie aus den bekannten Gründen schon aus Selbstschutz stets vermieden. Und die vielen Ebenen, auf denen sich die Verständigung zwischen zwei Frauen ereignete, waren ihm ohnehin nicht begreiflich, die Tatsache, dass es sich dabei um zwei übermäßig einfühlsame Leij handelte, war dann beinahe schon zu vernachlässigen. Darüber hinaus fiel ihm ein, dass er noch nicht einmal mit Noanme darüber gesprochen hatte, warum sie ausgerechnet Ariston an Leondiras Stelle gesetzt hatte.

„Weiß sie auch, warum?“, fragte er daher, auch um sein aufkeimendes schlechtes Gewissen beiseite zu schieben. Er hatte ihr sein Leben zu verdanken, und schaffte es nicht einmal, sich bei Noanme für sie einzusetzen.

„In dem Punkt ist sie nicht sicher. Sie vermutet aber, dass Achiad ihm versprochen hat, sich für ihn als seinen Nachfolger starkzumachen.“

Er schnaufte verärgert durch. Die Weisesten. Geschenkt. Am Ende betrieben auch die Weisen nur Machtpolitik vom Allerfeinsten. Doch das sollte ihm recht sein, von Machtspielen wie diesen, und den Möglichkeiten, die sie einem Spieler eröffneten, hatte er in den westlichen Königreichen genug gelernt. Er stand auf und griff bewusst nach seinem schwarzen Gewand aus Stoff und Leder. Seine Pläne hatten sich geändert, heute würde er nicht das Gewand des Mecenas tragen. Er fühlte die Wut in sich aufsteigen. Heute würde er den Bürgern, der Stadt und der Bucht dienen, und der Rat würde das zu spüren bekommen.

Leondira entging die Geste nicht. „Du hast einen Plan?“

„Ja“, sagte er.

„Ich bin dabei“, sagte sie.

„Leondira – Nein. Noanme und ich – wir sind bereits zu weit gegangen. Zu weit, um umzukehren. Doch es geht jetzt nicht um Macht. Es geht auch nicht um Prophezeiungen. Es geht rein ums Überleben – aber nicht um meines.“

Sie schien zu verstehen. Zu verstehen, dass seine Bestimmung sein Leben fordern konnte. Oder sogar mehr.

„Ich kann dir deine Bestimmung nicht abnehmen, Istvari. Aber lass mich zumindest dir die Aufgabe abnehmen, die heute dein Herz verdunkelt. Egal was es ist“, flüsterte sie.

„Sie könnte dich das Leben kosten. Aber auf jeden Fall deine Seele.“

„Ich bin eine Blutsichel. Und eine Tochter des Nebels. Ich bin bereits tot.“

Er sah in ihre in Leij so einmaligen, wasserblauen Augen. Lange, beinahe zu lange. Schließlich nickte er.

* * *

Wenngleich das künftige Abstimmungsverhalten eines Vahir natürlich geheim war, so ging dennoch die Neuigkeit wie ein Lauffeuer durch die Bucht, und sorgte für heftige Diskussionen. Grob gesagt ließen sich die Meinungen der Bürger in vier Richtungen einordnen. Die einen standen vollkommen hinter den Friedensverhandlungen, auch wenn diese eine vollständige Unterwerfung zur Folge haben sollten, wobei man daran nicht so richtig glaubte. Man vermutete eher, der Tribut würde nochmals erhöht, damit konnte man aber leben. Die zweite Meinung war ebenfalls dafür, die gewaltlosen Ideale zu achten, man rechnete aber damit, dass die Saran Khot die Stadt niederbrennen würden, und überlegte daher, wohin man ins Exil gehen könnte, wobei Sanpiere natürlich die naheliegendste Wahl war. Die dritte war fassungslos und wollte den Rat umstimmen, um mit den Vorbereitungen zur Verteidigung wie geplant fortzufahren. Während die vierte Meinung – die vor allem von jenen, die die blutrote Sichel auf der Brust tätowiert hatten, geteilt wurde – offen von Umsturz sprach. Nur davon, dass der Bürgerrat oder die Bürger selbst abstimmen sollten, sprach keiner mehr, nicht einmal Ariston selbst, und er bekam eine Ahnung, warum Noanme gerade ihn als Darnadai berufen hatte. Wie sich die Meinungen auf die Menschen verteilten, war ihm gleich. Heute zählte buchstäblich nur, ob die Stadt morgen noch stand – alles andere als eine gemeinschaftliche und gezielte Anstrengung zur Verteidigung würde ihrer aller Tod bedeuten. Sie hatten keine Gnade mit den Männern der Tributflotte gehabt, sondern hatten sie im Gegenteil während des gültigen Bestehens eines Friedensvertrages angegriffen und getötet, warum sollten also die Saran Khot jetzt Gnade mit ihnen haben? Gerade auch, weil ihre Macht von der Abschreckung durch ihre Armee abhing, würden sie so entschieden – und vermutlich so grausam – wie möglich vorgehen.

Seiner Einschätzung nach würde der Großteil der sich im Aufbau befindlichen Armee den zweihundertsechzig Blutsicheln – die als Veteranen der ersten Schlacht eine Sondereinheit innerhalb dieser bildeten – anschließen, oder zumindest stillhalten, wenn sie den Rat stürzen würden. Aus einer politischen Sicht kam das aber nicht in Frage, immerhin würden sie dann Teile ihrer Kräfte bereitstellen müssen, um die innere Sicherheit zu wahren, und wären dann zu schwach für die Verteidigung. Ganz davon abgesehen, dass die Arbeiten an den Verteidigungsanlagen nicht unter Zwang erfolgreich abgeschlossen werden konnten, die Arbeiter mussten nach wie vor voller Ansporn sein, das zu tun, und somit täglich mit dem Gefühl an die

Arbeit gehen, den Rat hinter sich zu haben. Richtig, täglich, denn die übliche Aufteilung der Neuntageswoche hatten die meisten für sich aufgehoben, und arbeiteten mit Ausnahme des Tages der Erde durch, und zwar, unüblich für Leij, das kurze Arbeitstage gewohnt war, von Sonnenauf- bis Sonnenuntergang. Wie auch immer, daran, den Rat noch umzustimmen – wie es die Anhänger der dritten Meinung taten – glaubte er nicht. Es gab nur einen Weg, das Problem zu lösen, das wusste er, auch, wenn es ihm nicht gefiel. Doch ging es in einer Schlacht nicht nur ums Überleben, war er im Begriff sich selbst zu zitieren, doch unterließ es. Er hatte Leondira mit dieser undankbaren Aufgabe betraut, die die seine hätte sein sollen, und hatte mehr als ein schlechtes Gewissen. Ein Teil der Bürger wird geopfert, damit der Rest, und alle, die noch in der Bucht geboren werden, in Frieden leben können, fielen ihm Noanmes Worte ein. Er musste einfach daran glauben, dass die Opfer notwendig waren.

Während er aufblickte, ging ihm kurz die Frage durch den Kopf, mit welcher Berechtigung er eigentlich handelte, und ob dies von einem moralischen Standpunkt her zu vertreten war. Doch zum einen war die Moral eine dehnbare Sache, und richtete sich stets nach dem, was die Mächtigen für richtig hielten, oder ihnen persönlich von Nutzen war. Zum anderen war es ohnehin zu spät für Gedanken wie diese. Er saß auf seinem Sockel am Platz, gut sichtbar für alle, die sich dort aufhielten. Er war unmittelbar nach seinem Gespräch mit Leondira hierhergekommen und hatte in Umlauf gebracht, dass er, wie ein Mahnmal, bis zur Ratssitzung schweigend hier sitzen wollte, da er hoffte, durch diese Form des Protests die Meinung der Vahire drehen zu können.

Was natürlich an den Haaren herbeigezogen war. In Wahrheit ging es ihm darum, Zeugen zu haben. Es ging darum, dass hunderte Augenpaare im Nachhinein bestätigen würden, ihn den gesamten Vormittag hier gesehen zu haben, falls dies nötig werden würde. Es war Leondiras Idee gewesen. Und er schwieg, weil er fürchtete, dass die einfühlsamen Leij ihn durchschauen würden, sobald er den Mund aufmachte. Somit saß er ganz einfach nur da und versuchte ein Bild erhabener Ruhe und Entschlossenheit abzugeben, was, wie er selbst dachte, ganz gut gelang. Doch innerlich kochte er vor Anspannung.

Er sah zu dem Schatten einer Säule. Auch wenn ihnen am Morgen wenig Zeit geblieben war, hatten sie ihr Vorhaben doch so gut es ging durchgespielt. Jetzt gerade mussten sie ziemlich genau die Mitte des Vormittags – oder zweieinhalb Zeiten, wie die Leij es maßen – haben. Die Vahire, die am Tag des Rates feste Rituale einhielten, die sie so weit wie möglich alleine durchführten, waren also jeder für sich von ihrer Morgenmeditation zurückgekehrt und hielten sich in den Badehäusern ihrer Siedlungen auf. Alle Vahire, bis auf einen, müsste es richtigerweise heißen, dachte er. Denn einer würde blutüberströmt auf jener friedlichen Waldlichtung liegen, an der er traditionell meditierte. Wenn alles nach Plan gegangen war, wovon er ausging.

Zweitausend Jahre Frieden, dachte er und ließ den Kopf sinken. Was für eine Leistung. Doch wenn seine Ankunft hier eine Berufung war, stellten sich weitere Fragen, deren Antworten er aber zu kennen glaubte. Warum wurde ein Krieger in die Stadt des ewigen Friedens berufen? Wohl kaum, weil es jemanden brauchte, der den Frieden aufrechterhielt, für diese Aufgabe gab es hier genug mehr als geeignete Männer und Frauen. Wenn die Berufung – oder der Eine, blitzte es kurz durch seinen Kopf, auch wenn der nur mehr ein Schatten dessen war, was er früher für ihn

dargestellt hatte – einen Krieger in eine Stadt schickte, dann wohl, um Krieg zu führen, und im Krieg war nun mal kein Platz für Sentimentalitäten. Er war da ganz bei Noanme. Manchmal mussten Einzelne sterben, um die Masse zu retten. Zumeist war das durchaus zu bedauern, vor allem, wenn diese Einzelnen sympathische Gestalten waren, mit deren Schicksal man mitfieberte. Doch manchmal, dachte er und musste trotz allem im Verborgenen grinsen, manchmal erwischte es auch die Richtigen.

Er hob den Kopf und suchte den Platz ab. Leondira ging gerade die letzten Schritte zu der vereinbarten Stelle, irgendwo in der Mitte zwischen seinem Podest und dem südlichen Brunnen. Ihm fiel ein Stein vom Herzen. Sie suchte seinen Blick. Sein Herz klopfte. Sie legte für einen kurzen Moment die rechte Hand auf die linke Brust und formte dabei mit Daumen und Zeigefinger die Form der Bucht. Der Gruß der Blutsicheln. Er nickte kaum merklich, und Momente später war sie auch wieder verschwunden. Er atmete durch und spürte, wie die Erleichterung durch seinen Körper strömte. Nummer eins war erledigt.

* * *

„Achiad ist tot.“ Die Rufe gingen über den Platz. Er sah wieder auf die Säule. Drei Zeiten in etwa. Die Nachricht kam schnell, schneller vielleicht, als er es erwartet hätte. Der Platz glich mit einem Mal einem Hühnerhaufen. Wo sich zuvor ein paar hundert Menschen aufgehalten hatten, waren es nun nach seiner Schätzung beinahe zweitausend, und es strömten immer neue hinzu. Es war wie in jeder Stadt, wenn es wichtige Nachrichten gab, versammelte man sich in Windeseile. Die Menschen standen in Trauben beieinander, einige wirkten unschlüssig, ob sie sich ihm, oder doch dem Ratsgebäude zuwenden sollten. Doch nachdem die Vahire sich im Moment noch in ihren Badehäusern aufhalten würden, stand die Mehrheit in seinem Drittel des Platzes. Er stieg von seinem Sockel und stieß zur nächstbesten Gruppe dazu, ganz so, als müsste er sich informieren, was genau vorgefallen war. Man wusste wenig, doch das Wenige enthielt alles Wesentliche – Achiad war tot, und er war keines natürlichen Todes gestorben. Sein Körper war auf dem Bauch liegend mit einer großen, blutigen Wunde am Rücken, auf der Lichtung in der Nähe seiner Wohnsiedlung, die er für seine traditionelle Meditation verwendete, aufgefunden worden. Er war, wie es aussah, kaltblütig von hinten niedergestochen worden. Er hatte seinen Mörder nicht kommen hören, sagten die einen. Er hatte seinem Mörder vertraut, sagten die anderen. Es war für ihn unerwartet gekommen, darin stimmten sie überein.

Er hatte genug gehört und setzte sich wieder auf sein Podest. Verbarg das Gesicht in seinen Händen, um einerseits Bestürzung zu signalisieren, vor allem aber um zu vermeiden, dass jemand seine wahren Gedanken erkennen konnte. Doch die Leij waren ohnehin in ihre Diskussionen vertieft. Eine unglaubliche Unruhe lag über dem Platz, wobei diese nicht mit jener vom Tag der Tributforderung zu vergleichen war, an dem die Köpfe fielen, wie er beiläufig feststellte. Während damals vor allem Entsetzen vorherrschte, war es nun reine Aufregung. Natürlich hatten die Menschen die Grausamkeit des heutigen Tages nicht mit eigenen Augen mitansehen müssen, aber vor allem, so dachte er, hatten sie die letzten Wochen schon etwas abgestumpft.

Er spürte die Nervosität durch sich hindurchfließen. Es war nicht so leicht, hier zu sitzen und auf die Nachricht warten zu müssen, dass auch Nummer zwei – was heute auch schon die letzte Nummer sein würde – erledigt war, ohne etwas dazu beitragen zu können. Doch wusste er, dass er vollkommen darauf vertrauen konnte, dass die Aufgabe mit einer an Perfektion grenzenden Präzision erledigt werden würde. Die Leij waren eben Meister des Handwerks – ganz egal, woraus dieses Handwerk nun eben bestand. Und eine Darnadai war eine perfekte Dienerin, auch wenn sie nicht mehr einer Vahiri, sondern der blutroten Sichel diente.

Der Geräuschpegel am Platz schwoll an. „Man hat den blutigen Dolch im Badehaus in den Gewändern von Caradoc gefunden“, und wenig später „Achiads Gefolgsleute haben Caradoc getötet“, schallte es durch die Massen. Er lächelte in seine Hände. Gefunden, das war ein Wort, das die Menge beruhigte. Man konnte immerhin auch erst etwas verstecken, um es dann zu finden. Und auch Gefolgsleute war keine genaue Bezeichnung, waren nicht alle Bürger von Leij dem Ratsvorsitzenden zur Gefolgschaft verpflichtet? Nun, Gedanken wie diese waren zwar sinnlos, konnten außer ihm aber noch genau eine weitere Person beschäftigen, und das war gut so. Jede Verschwörung, die zu viele Mitwisser hatte, war zum Scheitern verurteilt.

Der Platz kochte. Inzwischen musste sich beinahe ganz Leij versammelt haben. Immer mehr sahen erwartungsvoll und fordernd in seine Richtung. Immer öfter fiel der Name „Istvari“. Die Masse muss dir nicht zujubeln, erinnerte er sich an die Worte eines Fürsten, dem er gedient hatte. Eine laute Minderheit und eine schweigende Mehrheit, das ist alles, was du brauchst.

Es war so weit. Er erhob sich auf seinem Podest und hob die rechte Hand. Als ob er damit eine Bugwelle ausgelöst hätte, die die Menschen verstummen ließ, wurde es um ihn herum ruhig, und diese Ruhe pflanzte sich durch die Reihen fort. Zuerst noch ein aufgeregtes Flüstern an allen Enden, doch auch das erstarb schnell. Er sah Leondira, die sich mittlerweile in die erste Reihe vor ihn durchgekämpft hatte, und ihm einen herausfordernden Blick zuwarf. Ihr Gewand war edel und makellos, wie ihm beiläufig auffiel. Wie besprochen schien sie alle Spuren an sich beseitigt und sich umgezogen zu haben. Perfekt. Zumindest musste sie nicht geopfert werden.

„Die Masken sind gefallen“, sagte er laut und benutzte dabei eine Metapher aus der leijanischen Theatertradition vergangener Zeiten. Seine Worte hallten über den Platz, auf dem ansonsten kein einziges Geräusch zu hören war. Es war so still, wie es nur in einer großen Menschenmenge sein konnte, die Stille war beinahe greifbar. Kurz gesagt, die Stimmung auf dem Platz war genau richtig, um seine Botschaften anzubringen.

„Wie ich soeben erfahren musste, schmiedeten Achiad und Caradoc ein Komplott.“ Er schrie diesen Satz beinahe. „Sie erzählten euch von Gewaltlosigkeit, in Wahrheit jedoch verhandelten sie im Geheimen mit den Saran Khot. Diese sollten unter dem Vorwand von Friedensverhandlungen in die Stadt kommen, stattdessen aber den Rat entmachten und alle Vahire bis auf zwei festnehmen. Und diese zwei Vahire, Achiad und Caradoc, sollten dann, als Bedingung für den Frieden, die marmornen Throne besteigen und somit Herrscher von Jabashars Gnaden sein.“

Empörung brannte auf.

„Und alle – jeder Einzelne, der sich am Kampf gegen die Tributflotte für die Stadt Leij ausgezeichnet hatte – sollten hingerichtet werden. Und jeder, der sich an den Vorbereitungen zur Verteidigung der Stadt beteiligte, hätte die Saran Khot als Sklave nach Theani begleitet. Und wir wissen ja, was das heißt.“

Kurz überlegte er, ob er die Lage richtig eingeschätzt hatte, oder ob das eine Stufe zu viel war. Hier, an diesem Punkt konnten sie scheitern, wenn zu viele der vor ihm stehenden Bürger an seiner Geschichte zweifelten. Er sah in die Masse und sprang zwischen den Gesichtern hin und her. Die Empörung schien ihnen ins Gesicht geschrieben. Es ging auf, er hatte den Menschen einen Sündenbock geliefert, und diesen Sündenbock nahmen sie nur zu gerne an.

„Unser großes Glück“, ließ er seine Stimme wiederum über den Platz donnern und hoffte, dass seine Erleichterung darüber nicht durchklang, „war zum einen, dass Caradocs Herz durch die Gier geblendet wurde, und er sich die Macht alleine sichern wollte. Und dass er – im Gegensatz zu euch, die die blutrote Sichel bereits auf der Brust tragen, und jenen, die sie nach der erfolgreichen Verteidigung unserer Heimat auf der Brust tragen werden – nicht fähig ist, einen Mann mit nur einem Stich zu töten.“ Er hielt inne und senkte den Blick. Die Leij hingen an seinen Lippen und warteten auf seine nächsten Worte. Er sprach, als fiele es ihm schwer, bei so viel Niedertracht ruhig zu bleiben. „Ein Gefolgsmann Achiads fand ihn in seinem Todeskampf. Er wurde an dem Ort gefunden, an dem er seit Jahrzehnten meditierte. Mit dem Rücken zur Bucht, wie er es immer tat. Achiad konnte ihm den Namen seines Mörders noch nennen, und – und das wollen wir ihm zugutehalten – in seinen letzten Atemzügen seine Verschwörung noch beichten und bereuen. Und“, er machte eine Pause, um die Spannung zu steigern, „und dann trafen seine tapferen Gefolgsmänner eine Entscheidung, der ich nur mit Hochachtung begegnen kann. Ich brauche es euch, liebe Brüder und Schwestern, nicht zu erklären – aber die leijanische Gerichtsbarkeit musste seit zweitausend Jahren in keinem Mordfall mehr urteilen, ganz einfach, weil es in Leij seit dem Erscheinen des Istvari keine Morde gegeben hat. Und daher ließen sie Gesetz Gesetz sein, und nahmen das Recht in ihre eigenen, unschuldigen Hände. Wir mögen ihnen das alle vergeben. Ich für meinen Teil bin sogar dankbar dafür.“

Ein Raunen ging durch die Menge, und es wurde debattiert, wobei die Mehrheit sich allem Anschein nach seinem Urteil anschloss, auch wenn das, was er gesagt hatte, vollkommen an den Haaren herbeigezogen war. Doch nur er als Auftraggeber und die Mörderin selbst wussten das, und diese stand in der ersten Reihe, und applaudierte ihm dementsprechend mit einem spöttischen Grinsen.

Sie hatte nichts übersehen. Sie hatte alles kontrolliert. Und sie schien nichts zu bereuen.

Ihm schauderte kurz bei dem Gedanken, wie weit sie gegangen waren, doch er mahnte sich zur Konzentration. Nun würde seine Rede in die entscheidende Phase gehen, und wenn er versagte, war alles umsonst gewesen. Kurz versuchte er nochmal, die Stimmung auf dem Platz einzufangen und einzuordnen. Sie passte. Jetzt oder nie.

„Und nun frage ich, der als Mecenas doch nur ein einfacher Diener des Volkes ist, euch, liebe Bürgerinnen und Bürger von Leij, um Rat. Denn der Rat der Zwölf hat versagt. Aber wer weiß,

vielleicht regieren zehn Vahire ohnehin besser als zwölf?“ Er machte eine spöttische Geste. Zaghafte Lachen kam aus den Reihen. „Vielleicht wären acht noch besser“, rief ihm jemand aus der zweiten oder dritten Reihe zu. Dieses Mal war das Lachen lauter, und kam nicht mehr nur aus den Reihen der Blutsicheln.

„Ja, vielleicht wären acht besser“, jetzt lachte auch er. „Und wer weiß – vielleicht auch vier? Oder drei? Oder“, er machte eine betont lange Pause. Auf dem Platz hätte man einen Grashalm zu Boden fallen hören können. „Oder vielleicht wäre sogar nur einer am besten?“

Die Rufe kamen prompt und laut. „Istvari! Istvari! Istvari!“

Er hob wie zur Beschwichtigung die Arme nach oben.

„Ich danke euch. Ich habe vermutet, dass das der Wille des Volkes von Leij ist. Aber – Leij hat bereits eine Regierung. Und Leij hat eine Verfassung. Gesetze, die wir alle respektieren. Und auch wenn Recht, Moral und Vernunft auf unserer Seite sind – wir werden das Gesetz nicht brechen.“ Er ließ seine Worte wirken und blickte in eine Vielzahl ratloser Gesichter.

„Was mich angeht – noch hat mich keiner dieser sogenannten hohen Damen und Herren als Istvari angesprochen, nur ihr, die einfachen und gerechten Bürger, tun das. Aber es ist mir egal, wie sie mich nennen. Ich bin immer noch Mecenas, Verteidiger der Stadt, der Bucht und des Volkes von Leij. Und ich werde jetzt“, und er ließ seine Stimme wieder über den Platz schallen, „als Mecenas in den Rat ziehen, und dem Rat die Frage stellen, wie ich der Stadt und dem Volk von Leij am besten dienen kann! Und ich hoffe, ihr alle geht mit mir, und wir gemeinsam stellen diese Frage mit zehntausend Stimmen!“

Die Istvari-Rufe waren ohrenbetäubend. Er stieg vom Sockel und stand neben Leondira. Sie musste sich leicht strecken, um mit ihrem Mund zu seinem Ohr zu gelangen. „Einsame Klasse“, sagte sie laut und vollkommen frei von Ironie. „Du wirst als Retter der Stadt in die Legenden von Leij eingehen.“

„Oder als der Erste, der einen blutigen Umsturz angezettelt hat.“

Sie zuckte mit den Schultern. „Du tust das nicht, weil du an die Macht willst. Du tust das, weil du dazu berufen bist, Bürger, Stadt und Bucht zu retten.“

„Die größte Leistung heute hast dennoch du vollbracht“, sagte er. „Gab es irgendwelche Probleme?“ Sie konnten weiterhin offen sprechen, der Lärm der Massen schützte sie.

„Es hätte nicht einfacher sein können.“

„Du bist sicher, dass dich niemand gesehen hat?“

„Vollkommen ausgeschlossen.“

Er überlegte einen Augenblick lang, wie es wohl wirklich in ihr drinnen aussehen würde. Doch war dafür keine Zeit. Alles lief nach Plan, und das war gut so. Er würde nun möglichst triumphal in den Rat einziehen, auch, wenn er sich nicht danach fühlte. Dort dann als Erstes sprechen. Sagen, dass ihm zwischenzeitlich zugetragen wurde, dass noch weitere Vahire in das Komplott verwickelt waren. Und dass nur Noanne durch ihre persönliche Erfahrung mit den Saran Khot

und ihren Söldnern, aber auch durch ihr einzigartiges Wesen und ihre Weisheit, über jeden Verdacht erhaben war. Und er daher, seine Schutzfunktion über Bürger, Stadt und Bucht ausführend, Noanme für die Zeit bis zur Klärung der Sache als alleinige Vahiri zur einzigen Herrin von Leij machen würde.

Der Rest würde dann an ihr liegen. Er hatte sie am heutigen Tag immer noch nicht gesehen, und sich somit auch nicht mit ihr abstimmen können, aber sie würde den Plan verstehen und entsprechend handeln. Und, da war er sich sicher, dann zur gegebenen Zeit die richtige Vorgehensweise für den letzten Schritt von der alleinigen Vahiri hin zur prophetischen Sanaia wählen. Und sie würde auch wissen, wann der Zeitpunkt gekommen war, ihn offiziell zum Istvari zu erklären, und die Throne zu besetzen. Er hoffte darauf, dass sie das noch heute in der Ratssitzung tun würde, um keine weitere Zeit zu verschwenden. Der heutige Tag würde ohne die für ihre Verteidigung dringend notwendigen Arbeiten verstreichen, sie brauchten so schnell wie möglich Klarheit. Er vertraute ihr aber uneingeschränkt, dass sie den richtigen Zeitpunkt wählen würde.

* * *

Schon der Weg über den Platz wurde wie erhofft zum Triumphzug. Ständig musste er stehen bleiben, um Hände zu schütteln, Gespräche zu führen, vor allem aber gute Wünsche entgegenzunehmen. Viele der Menschen hatten aus langen Stöcken, weißen Tüchern und roter Farbe Flaggen mit dem Symbol der blutroten Sichel gebastelt, die sie nun begeistert schwenkten. Der Teil des Volkes, den sie an ihrer Seite hatten, war ausreichend. Der Geruch einer Volkserhebung gegen seinen Tyrannen lag in der Luft, nicht jener des Umsturzes einer rechtmäßigen Regierung, daran bestand kein Zweifel. Und in jeder anderen Stadt, in der so vieles auf dem Spiel stand, hätte er diese ohne Zögern zu einem blutigen Ende gebracht, doch hier in Leij, mit diesem ausbalancierten Machtsystem konnte er das nicht ohne Weiteres tun. Es war wichtig, dass er die restlichen Vahire zumindest unter Hausarrest stellen konnte, bevor sie die Möglichkeit hatten, zu den Bürgern zu sprechen, und sie wieder auf die Seite des Rates zu ziehen. Und wenn sie einmal unter Hausarrest standen, würde sich früher oder später eine Gelegenheit ergeben, sie sang- und klanglos aus der Welt zu schaffen. Sie mussten ja nicht gleich sterben, dachte er. Vielleicht einfach nur weite Reisen in ferne Exile unternehmen. Sobald Leij wieder die Größe seiner Glanzzeit hatte, würden sie Abgesandte in vielen Städten des Westens benötigen.

Irgendwo in der Masse nahm er mit einem Mal einen blauen Stoff in jener Qualität und Farbe wahr, wie ihn nur die Diener des Rates trugen, und Augenblicke darauf stand der Träger auch schon vor ihm. Ariston. Er war kurz davor, innerlich zu seufzen, als ihm klar wurde, dass wiederum nicht Ariston als Person vor ihm stand, sondern als Bote von Noanme. Dennoch störte ihn etwas an dem Anblick. Nicht der Stoff, nicht die Haltung, nicht einmal das höfliche Lächeln. Eher die Selbstverständlichkeit, mit der Ariston genau dort auftauchte, wo in diesem Augenblick alle Blicke hingingen.

„Hochverehrter Ariston, Stolz der Gemeinschaft der Darnadai, ich bin hocherfreut, Euch zu sehen. Ihr erweckt den Eindruck, eine Botschaft für mich zu haben?“, grüßte er ihn daher mit dem

höchstmöglichen Respekt, auch wenn er am liebsten ganz einfach ‚Was gibt’s‘ gefragt hätte, wie es seiner Art entsprach.

„Es ist wohl an mir, hochofrend zu sein, verehrter Mecenat, höchster Diener des Rates von Leij in diesen Tagen.“ Die Worte ‚Mecenat‘ und ‚Diener‘ waren bewusst gewählt, daran war kein Zweifel. Aber waren sie an ihn adressiert, oder an die Menschen rundherum, die zweifellos zuhören mussten? Bevor er ein Urteil fällen konnte, lehnte Ariston sich nach vorne, zu seinem Ohr und flüsterte, sodass es nur für ihn zu hören war.

„Ich habe eine Botschaft für Euch. Eine Botschaft von meiner Herrin, Vahiri Noanme. Sie erwartet Euch zu einer Unterredung im Badehaus des ersten Bezirks. Kommt alleine, vermeidet weitere Verzögerungen und bewahrt Stillschweigen.“ Er lehnte sich wieder zurück, deutete einen leijanischen Gruß an und verschwand in der Menge.

Er dachte kurz nach. Das Badehaus des ersten Bezirks lag auf der westlichen Seite des Platzes in einer Seitengasse, also noch zwischen ihm und dem Ratsgebäude. Und es würde kein Misstrauen erwecken, wenn auch er das Ritual eines Bades vor dem Rat begehen würde. Er war beruhigt. Beruhigt, weil er sich mit Noanme abstimmen, und die Verantwortung für alles, was nun kommen würde, mit ihr teilen konnte. Und dennoch fühlte er eine gewisse Nervosität in sich aufsteigen.

* * *

Er betrat den großen, marmornen Badesaal. Im Gegensatz zu den Badehäusern in den Dörfern, die teilweise sehr bescheiden waren, war dieser an Prunk nicht zu überbieten. Das Becken war riesig, bestimmt zwölf mal fünf Maße, am Rand mit Sitzbänken knapp unter der Wasseroberfläche, und in der Mitte sogar mit Platz zum Schwimmen. Überall im Becken, in den Marmorböden und an den Wänden waren kunstvolle Mosaike eingearbeitet.

Sein Blick fiel auf Noanme, die wie üblich alles überstrahlte. Doch ging im Moment nichts Gutes von ihr aus. Sie stand, im Gewand einer Vahiri, auf der von ihm aus gesehen gegenüberliegenden Seite des Beckens, hatte die Arme verschränkt und sah ihn mit versteinerten Miene an.

Das waren alles andere als gute Vorzeichen. Er versuchte dennoch, sich nichts anmerken zu lassen, entkleidete sich, und stieg ins warme Wasser. Das war hier eine übliche Vorgehensweise, auch für Männer und Frauen, die nicht miteinander zu schwimmen pflegten, wie er es immer noch bevorzugte zu sagen. Männer und Frauen badeten hier nackt, sie badeten gemeinsam, und sie badeten, zumindest für seine Begriffe, zu oft. Egal, er durfte nicht abschweifen. Sie hatte seine Bewegungen verfolgt, machte jedoch keine Anstalten, zu ihm ins Becken zu steigen, wie er es für eine Unterredung im Badehaus eigentlich erwartet hätte.

Er beschloss innezuhalten. Wenn er jetzt zu sprechen begann, würde er sich doch nur in eine unangenehme Lage bringen. Er würde schweigen, und darauf hoffen, dass das alles irgendwie gut ausging.

„Wasnat gul“, sagte sie irgendwann, und ihm rann trotz des warmen Wassers der Schauer herunter. „So nannte man dich früher. Und Istvari – so nennen sie dich heute. Und so habe auch

ich dich genannt. Und beides ist falsch. Du bist kein Dämon aus der dunkelsten Erdspalte, doch du bist auch keine Lichtgestalt. Auch, wenn du vom Himmel gefallen sein magst – du bist nicht unser Lehrer, und nicht der Geschichtenerzähler.“ Sie ließ ihre Worte wirken.

„Dub, du musst wissen, dass ich eine Idiotin bin“, sagte sie einen Satz, der ihm bekannt vorkam, nur sagte sie ihn diesmal frei von freundlicher Ironie.

„Ich habe es gesehen, dass du gefährlich bist. Doch ich habe gedacht, stark genug zu sein. Ich war dumm genug, mich von meinen Gefühlen verleiten zu lassen. Ich habe an dich geglaubt, weil es so schön war, sich so gut anfühlte, an dich zu glauben. Und dabei bin ich genauso dumm wie meine Mutter, die auf ein Paar schöne braune Augen hereingefallen ist.“

Sie setzte sich auf eine Bank am Rand des Raumes und ließ ihren Kopf zurücksinken. „Dies hier“, es war offensichtlich, dass sie das Mosaik über ihr meinte, das eine junge, dunkelhaarige Frau zeigte, den Gewändern nach ebenfalls eine Vahiri, „dieses Bild hier zeigt Anaea, und symbolisiert ihre Legende, in der sie mit reinem Gewissen und dem Herzen voller verehrenswerter Ideale aus Leij auszog, um die Kriege des Westens zu beenden, und in Folge verraten, getäuscht und getötet wurde.“

Sie sah wieder auf und richtete ihren Blick auf ihn, mit einer Heftigkeit, die ihm halb den Atem nahm.

„Verschenden wir keine weitere Zeit. Auch ich wurde verraten und getäuscht, aber im Unterschied zu Anaea klebt fremdes Blut an meinen Händen. Ich wusste es, dass ich dich nicht unter Kontrolle habe, und habe mir selbst vorgemacht, ich hätte es. Obwohl ich wusste, dass du nur einen Weg kennst, wenn du dich in die Enge getrieben fühlst. Leondira mag die Morde ausgeführt, und du sie befohlen haben. Aber ich habe sie zu verantworten.“

Er war nicht überrascht, dass sie ihr Komplott so mühelos durchschaute, schon eher, dass sie die Verantwortung übernahm. Er überlegte, worauf das hinauslaufen würde, während sie betont ruhig durchatmete.

„Ich verabscheue, was du getan beziehungsweise in Auftrag gegeben hast“, fuhr sie mit leiser Stimme fort. „Und ich wundere mich darüber, dass du offensichtlich gedacht hast, ich könnte dem allen zustimmen. Um alle weiteren möglichen Missverständnisse zu klären – Ja, ich bin der Meinung, dass Leij mit aller nötigen Gewalt verteidigt werden muss, und ja, ich bin mir bewusst, dass wir dafür über Leichen gehen müssen. Und nochmals ja, ich bin der Meinung, dass ich auf dem marmornen Thron sitzen sollte. Aber nein, ich würde lieber durch das Schwert der Saran Khot sterben, oder von mir aus sogar auf der Flucht vor ihnen im Wald verhungern, als zu akzeptieren, dass Vahire heimtückisch und feige ermordet, und ihre Familien und ihre Andenken durch haarsträubende Lügengeschichten für alle Zeiten entehrt werden!“

Er hatte noch immer nichts gesagt und fühlte sich im Moment auch nicht wirklich dazu in der Lage. Irgendetwas brach gerade in ihm zusammen. Sie hat mich fallen gelassen, einfach fallen gelassen, fielen ihm Leondiras Worte wieder ein. Und er glaubte, ihren Schmerz, der ihr durch Noanne, mit der sie sich so stark verbunden fühlte, zugefügt wurde, zu verstehen. Sie war es doch gewesen, die gesagt hatte, dass Bürger von Leij geopfert werden mussten, um das Überleben

der Anderen zu sichern. Und sie war es gewesen, die mehrmals betont hatte, dass es auf ihrem Weg keine Möglichkeit umzukehren gab. Er fühlte sich verraten, doch schaffte es nicht, ihr das zu sagen. Ich bin nicht ebenbürtig, dachte er. Ich bin nur eine Figur in einem Spiel, das zu groß für mich ist. Doch wenn ich das bin – dann will ich zumindest die Figur sein, die das Spiel entscheidet.

„Das Schwierige ist“, sagte sie in der Zwischenzeit leise, „dass ein Teil von mir immer noch unsterblich in dich verliebt ist, und das vermutlich auch für alle Zeiten sein wird. Aber ich bin eben nicht nur ein junges Mädchen, das entscheiden muss, ihrem Freund einen Fehltritt zu verzeihen, oder sich von ihm zu trennen. Ich bin eine Vahiri, eine Herrin von Leij. Ich muss kühl rechnen. Wenn ich jetzt in den Rat gehe, und ihm im Beisein der Bürger von Leij empfehle, dich aus der Stadt zu jagen, dann wird er mir folgen. Das würde mich moralisch zurück auf die richtige Seite stellen, aber unser aller Tod bedeuten.“

Sie holte für einen Moment Luft.

„Dub, ich verurteile, was du bist. Aber ich weiß, dass Leij ohne dich stirbt. Du bist der Teil von mir, der ich nicht sein darf, und nie sein möchte. Aber den ich trotzdem brauche. Und genau deshalb möchte ich dem Rat heute auch folgenden Vorschlag unterbreiten: Der Rat stimmt der bewaffneten Verteidigung Leijs zu. Im Gegenzug erkläre ich mich bereit zurückzutreten, auf meinen Status als Vahiri zu verzichten, und – falls erwünscht, und das wird es sein – Leij für immer zu verlassen.“ Ihre Stimme blieb ruhig, als sie das sagte, doch ihre Gesichtszüge waren hart geworden.

Sie ging um das Becken herum und stand nun genau vor ihm. Ohne sich dessen voll bewusst zu sein, erhob er sich und drehte sich zu ihr hin. Da er auf der ersten Stufe stand, waren ihre Gesichter nun auf gleicher Höhe und nur eine Handbreit voneinander entfernt. Sie nahm das seine in ihre Hände, und ließ daraufhin ihre Stirn auf seine sinken.

„Du wirst verstehen, dass ich mir nicht länger erlauben kann, dich zu lieben. Somit ist das Einzige, das ich tun kann, unsere Liebesbeziehung zu beenden. Und das möchte ich hiermit tun, auch, wenn es mich dabei zerreißt.“

* * *

Sie hatte keine Antwort abgewartet, sondern sich nach diesen Worten umgedreht und war gegangen. Sie war einfach gegangen, ohne ihn ein weiteres Mal anzusehen, weil dies aus ihrer Sicht wohl nicht mehr nötig war. Sie brauchte keine Antwort mehr von ihm. Er war noch etwas sitzen geblieben und hatte versucht, einen klaren Gedanken zu fassen. Ist es nicht erstaunlich, wie schnell die Dinge sich doch ändern können, fielen ihm abermals die Worte Leondiras ein. Nicht nur Noanme und er waren zu weit gegangen, um umzukehren, sondern auch viele, die ihnen folgten. Er stieg aus dem Wasser und betrachtete einen Augenblick lang das Mosaik, vor dem er nun stand. Sanaia. Er griff zu dem bereitgelegten Handtuch und begann, sich abzutrocknen.

Das Mosaik Sanaias war besonders kunstvoll verarbeitet, es musste mehrere Wochen gedauert haben, es zu legen, und die Materialien stachen selbst in dieser anmutig und edel wirkenden

Umgebung nochmals heraus. Das war nicht ungewöhnlich – es schien in Leij so etwas wie ein ungeschriebenes Gesetz zu sein, ihre oberste Schutzheilige, wenn man sie so nennen durfte, nur auf die prächtigste Art darzustellen. Noanme, dachte er, wollte so gerne Sanaia sein, auch wenn sie sich soeben mit Anaea verglichen hatte. Niemand wusste, wie die echte Sanaia wohl in vergleichbarer Lage gehandelt hätte – wie Noanme eben?

Vielleicht. Und vielleicht war das genau der Fehler, den Sanaia einst gemacht hatte. Der Fehler, den Noanme nun nicht wiederholen durfte. Istvari und Sanaia waren eins, fiel ihm wieder ein. Jeder von ihnen verkörperte das, was dem anderen fehlte.

Du bist der Teil von mir, der ich nicht sein darf, und nie sein möchte, fielen ihm ihre Worte von vorhin wieder ein. Aber den ich trotzdem brauche.

Er schloss seinen Gürtel. Er wusste, was nun zu tun war. Und dass es niemand außer ihm wagen würde, es zu tun.

* * *

Er stand in der Mitte der U-förmig aufgestellten Bänke, auf denen – wenn die Sitzung, so wie Hunderte oder wohl eher schon Tausende vor ihr, nach Plan laufen würde – in einigen Momenten die Vahire Platz nehmen würden. Alles war bereit. Er blickte durch die Reihen. Das Volk saß einigermaßen unruhig und aufgewühlt auf der Tribüne, die Darnadai hatten Aufstellung genommen, alles, wie es dem Zeremoniell entsprach. Nur er fiel aus dem Rahmen, zum einen, da er nicht das traditionelle Gewand des Mecenas trug, vor allem aber, weil er die erwähnte Aufstellung eingenommen hatte, anstatt, wie es ihm vom Rang her gebühren würde, am Rand zu stehen. Es war zu spüren, dass alles vielleicht ähnlich wirkte wie immer, aber doch ganz anders war. Nur der Himmel zeigte sich im üblichen Blau, und bildete diesen einmaligen Kontrast zu den weißen Marmorsäulen, den es sonst wohl kein zweites Mal auf der Welt gab.

Die Fanfare ertönte, und die zehn verbliebenen Vahire marschierten ein. Es war unschwer zu erkennen, dass Noanme und Talesinad die Führung übernommen hatten. Natürlich war auch das kein Zufall – Noanme als jüngste, weibliche Herrin, die in der aktuellen Frage klar den Standpunkt der Wehrhaftigkeit vertrat. Talesinad mit seinen hundertfünf Jahren als ältester, männlicher Vahir, der mit aller Deutlichkeit Leijs gewaltlose Ideale vertrat, egal, wie die Folgen davon wären. Ein Zeichen demonstrativer Geschlossenheit, das würde allen Anwesenden klar sein. Der Rat mochte in der aktuellen Frage nicht einig sein, aber er war geeint.

Die Vahire stellten sich in der Reihe auf und zeigten den leijanischen Gruß. Talesinad trat vor, eindeutig, um die – eigentlich dem Vorsitzenden vorbehaltenen – Begrüßungsworte ans Volk zu richten. Auch das war nur logisch, da die Gesetze von Leij vorsahen, dass der dienstälteste Vahir den Vorsitz übernahm, wenn der Vorsitzende aus dem Rat – oder eben aus dem Leben – geschieden, und noch kein neuer Vorsitzender gewählt worden war.

Auch wenn seine Muskulatur am Oberkörper durch das Alter schon sehr dünn, und sein Rücken schon etwas nach vorne gebogen schien, so war Talesinad dennoch eine Erscheinung. Sein Geist

war hellwach, das wusste er, und er konnte, wie eigentlich jeder Vahir, die Menge beinahe mühelos allein mit ein paar Worten fesseln.

Und schlimmer noch, er würde den Boden für die folgende Rede Noanmes ebnen, was es, ob des zu erwartenden Inhalts, unbedingt zu verhindern galt. Talesinad war bereits dabei, den Mund zu öffnen, als er ihn im letzten Moment unterbrach.

„Hochverehrte Vahire, Weiseste von Leij, ich grüße Euch“, ließ er daher seine Stimme durch das Amphitheater donnern. Eine ungehörige Unhöflichkeit, trotz der ehrenvollen Ansprache, das war klar. Auf der Tribüne wurde es laut, Talesinads Blick wirkte konsterniert, der Rest der Vahire zeigte sich betont unbeeindruckt, nur Noanme warf ihm einen vernichtenden Blick zu. Sie hatte seine Intention in diesem Moment durchschaut. Seine Intention, zu verhindern, dass sie vor dem Volk sprach, und dem Geschehen eine Richtung gab, die sie nicht mehr würde korrigieren können. Dennoch wagte sie nicht, ihn zu unterbrechen.

„Ich grüße Euch im Namen des Volkes von Leij! Dem Volk, das ich zu verteidigen geschworen habe. Dem Volk, das ich mit meinem eigenen Leben beschützen werde. Dem Volk, dem ich auf ewig zu Diensten sein werde, tot oder lebendig!“, fuhr er mit einem ernsten Lächeln im Gesicht fort.

Die Sprechchöre aus den Reihen der Blutsicheln kamen prompt, und sie kamen laut. „Istvari! Istvari! Istvari!“

„Doch ich bin nicht nur Verteidiger des Volkes. Als Mecenas“, er grinste süffisant und ertete ein paar folgsame Lacher seiner treuesten Anhänger, „habe ich geschworen, den Rat von Leij zu beschützen. Auch – und gerade – vor sich selbst.“

Ein ratloses Raunen ging durch die Menge.

„Was soll das bedeuten, Mecenas?“ Die Frage kam von Noanme. Sie war einen Schritt nach vorne getreten und stand ihm direkt gegenüber. Fixierte ihn mit diesen unglaublich tiefen Augen, die nun reine Feindseligkeit ausstrahlten. Er wusste, dass er sie am falschen Fuß erwischt hatte. Sie hatte zwar damit gerechnet, dass er keine Skrupel mehr hatte, im Verborgenen zu agieren. Doch sie hatte ihm ganz offensichtlich nicht zugetraut, sich aus der Deckung zu begeben und ihr im Rat gegenüberzutreten.

„Das bedeutet“, begann er, kam aber ins Straucheln. Er konnte ihrem Blick nicht standhalten. Er vollführte daher mit großer Geste eine halbe Drehung, als ob er sich zur Hälfte den Bürgern zuwenden wollte. „Mir wurde zugetragen, dass es möglicherweise neben Achiad und Caradoc noch einen weiteren Verschwörer oder eine weitere Verschwörerin gegeben hat, und somit keiner der Vahire im Moment seines Lebens sicher ist. Was ich damit sagen will“, er machte eine Pause, um die Spannung zu erhöhen. Es wurde still.

„Hochverehrte Noanme, hochverehrte Vahire! Das bedeutet, dass ich die Gesetze Leijs, die Bürger, Stadt und Bucht in dieser unglaublich langen Zeit des Friedens schützten, eingehend studiert habe. Und ich zitiere: ‚Der Schutzherr hat alle Maßnahmen zu treffen, die er für die Sicherheit des Rates, der Bürger, der Stadt und der Bucht als notwendig erachtet.‘“ Er traute sich

nun, ihr in die Augen zu sehen. „Sicherheit steht somit – laut den Gesetzen Leijs – über dem Rang. Und somit entscheide ich, als treuer Diener des Rates, dass jeder Vahir und jede Vahiri zum eigenen Wohl bis auf Weiteres in seinem oder ihrem eigenen Haus unter Schutz gestellt wird.“

Wie auf ein Kommando erhoben sich zwanzig der Blutsicheln. Vielen im Volk schien erst jetzt aufzufallen, dass diese entgegen jeder Gepflogenheit bewaffnet an der Sitzung teilgenommen hatten.

„Du stellst den Hohen Rat von Leij unter Hausarrest?“ Noanmes Stimme war fest, doch er kannte sie inzwischen zu gut. Auch damit hatte sie nicht gerechnet.

„Wenn du es so nennen willst, bitte“, sagte er gleichgültig. Die Blutsicheln hatten bereits hinter den Vahren Aufstellung genommen.

„Wer wird Leij regieren?“, hörte er einen Zwischenruf von der Tribüne. Er wirkte wie aus dem Augenblick geboren, war aber natürlich abgesprochen.

Er sah in Richtung des Rufenden. Drehte sich dann um und trat auf die Reihe der Vahire zu. Deutete mit einer Geste, sie sollten ihn durchlassen, was diese, offensichtlich überrascht, auch taten. Ein paar schnelle Schritte, und er stand vor den marmornen Thronen. Konnte spüren, wie zehntausend Menschen hinter ihm vor Anspannung die Luft anhielten. Er ging auf den von ihm aus gesehen linken Thron zu. Den Thron des Istvari. Vereinzelte angstvolle Schreie. Er strich mit der Hand über die Armlehne hin zur Rückenlehne und blieb dahinter stehen. Der Thron war niedrig, wie ein Sessel, und ging ihm nur bis zum Brustbein. Er zuckte kaum merklich mit den Schultern, als läge es auf der Hand, als wäre die Antwort auf die Frage längst gegeben.

„Die Vorsehung gab Leij zwei Throne“, sagte er bewusst leise, in dem Wissen, dass seine Stimme dennoch bis in die letzte Reihe hinaufgetragen werden würde. Er sah zu Noanme und ließ seinen Blick bewusst lange auf ihr ruhen. Sie wirkte, als hätte er sie geschlagen. Nicht politisch, körperlich. Sein Bauch krampfte sich zusammen. „Und hätten wir Frieden, wüsste ich, wie ich diese Frage beantwortete“, fuhr er dennoch fort. „Doch wir haben keinen Frieden. Wir sind im Krieg.“

Er holte tief Luft und schrie hinaus:

„Wer? Wer sollte Leij jetzt, in diesen Zeiten, regieren?“

Die „Istvari“-Sprechchöre waren ohrenbetäubend und schallten über die ganze Bucht.

11. Die Hüterin

Sie kam jede Nacht, und jede Nacht blieb sie an derselben Stelle stehen.

Dreiundvierzig Schritte waren es vom letzten Baum des Wäldchens bis zur untersten Stufe der Terrasse. Sie hatte sie nie gezählt, damals, als dieser Weg der selbstverständlichste ihres Lebens gewesen war; die Zahl kannte sie erst, seit sie ihn nicht mehr gehen durfte. Man zählt die Dinge erst, wenn man sie verloren hat, dachte sie, und fand den Gedanken ebenso wahr wie billig.

Zwei Blutsicheln standen vor der Tür, in den Farben Leijs, mit Kurzschwertern, die sie selbst für sie ausgesucht hatte. Der Linke war Elarin. Jener Elarin, der vor einer Ewigkeit die erste Sichel in Blutrot auf ein Stück Segeltuch gemalt und damit einer Handvoll Freiwilliger einen Namen gegeben hatte. Er war noch keine zwei Jahre der Mündigkeit entwachsen. Sie hatte ihm beigebracht, wie man ein Schwert hält, ohne sich dabei das eigene Handgelenk zu brechen, und wie man einem Mann in die Augen sieht, den man zu töten gedenkt. Seit drei Wochen führte sie die Blutsicheln; sie hätte ihn nicht einmal bitten müssen, ein Wort hätte genügt. Er hätte es auch niemandem gemeldet.

Sie bat ihn nie darum.

Sie träumte zwar davon, vor ihr zu stehen, mehr noch, sie ersehnte es. Doch es gab keinen Satz, den sie hätte sagen können. Sie hatte in diesen Wochen viele erwogen, sie in Gedanken geformt, gedreht und wieder verworfen, und jeder einzelne war entweder eine Bitte um Verzeihung für etwas gewesen, das sie nicht bereute, oder eine Erklärung für etwas, das keiner Erklärung bedurfte. Die Leij hatten für beinahe jede Regung zwischen zwei Menschen eine Wendung, eine Geste, eine Höflichkeit. Für dieses hier hatten sie keine. Also stand sie am Waldrand, bis das Licht hinter dem Fenster erlosch, zählte dann zweihundert Atemzüge und ging.

Eine Darnadai wurde nicht angestellt und nicht bestellt, sie wurde gewählt, und zwar von jener Vahiri, der sie dienen würde, frühestens in dem Jahr, in dem sie der Mündigkeit entwuchs. Eine Dienerin führte jede Vahiri, das war seit beinahe zweitausend Jahren so, und weil es in Leij nichts gab, was man nicht bis in die letzte Verästelung ausdiskutiert hätte, war die Frage, ob die Wahl der Vahiri oder die Zustimmung der Gewählten das eigentlich Bindende daran sei, seit vielen Lebensaltern Gegenstand der Philosophiken. Leondira hatte diese Streitschriften gelesen, alle, und sie hatte sie für außerordentlich dumm gehalten. Es war keine Wahl gewesen. Es war ein Wiedererkennen.

Sie war siebzehn gewesen und Noanme neunzehn, und sie hatten einander vom ersten Augenblick an gekannt, so wie man das Innere des eigenen Hauses kennt, auch wenn es dunkel ist. Fünf Jahre lang war sie zwei Schritte hinter ihr gegangen, hatte ihre Botschaften getragen, ihre Gesetze auswendig gelernt und ihre Feinde gezählt, und in jenen Nächten, in denen die Vahiri nicht schlafen konnte, war sie mit ihr an das Wasser hinuntergegangen und hatte geschwiegen, bis es hell wurde. Man erklärte das niemandem. Man musste es auch nicht, in Leij verstand es jeder.

Und dann hatte Noanme sie an einem Nachmittag im Haus des Rates zu sich gerufen, ihr in die Augen gesehen, sie ihres Dienstes enthoben, ihr für fünf Jahre gedankt und sie gebeten, die Tür hinter sich zu schließen. Es hatte weniger gedauert, als es dauert, ein Pferd zu satteln.

Sie hatte Noanme gegenüber so getan, als wäre es in Ordnung, als verstünde sie es, dass eine Darnadai sich niemals ihrer Vahiri widersetzen dürfte, und könnte ihre Entscheidung somit akzeptieren. Doch das hatte der Wahrheit nur zur Hälfte entsprochen. Die ganze wäre gewesen, dass sie auf dem Rückweg zu ihrem Haus hatte stehen bleiben und sich übergeben müssen, wie ein Kind, das zum ersten Mal Blut sieht.

Man hatte ihr erzählt, dass Ariston nun das helle Blau trug. Ariston, Bürgerrat des dritten Bezirks, der auf dem großen Platz stand und den Menschen erklärte, was sie zu wollen hatten. Sie hatte den Gedanken zugelassen, ihn zu töten, drei Nächte lang, sorgfältig und ohne jeden Zorn, so, wie sie alles tat. Dann hatte sie ihn wieder verworfen, weil Noanme ihn zweifellos aus einem Grund an ihrer Seite hielt, den sie nicht kannte, und weil sie ihr in fünf Jahren nie in ein Vorhaben hineingeredet hatte.

Nicht ein einziges Mal.

* * *

Der Istvari schlief nicht mehr als drei Zeiten, seitdem er den Rat unter Hausarrest gestellt hatte, und er schlief sie im Sitzen, den Rücken an eine Wand, wie ein Mann, der jederzeit damit rechnet, aufstehen zu müssen. Das war ihr von Beginn an aufgefallen, und sie hatte es zunächst für Angeberei gehalten, für eine jener Gewohnheiten, die Krieger sich zulegen, damit man sie ihnen ansieht. Inzwischen wusste sie, dass er es nicht einmal bemerkte.

Sie hatte ihn lange angesehen, in diesen Wochen. Nicht so, wie die Frauen von Leij ihn ansahen, wenn er über den großen Platz ging – und sie sahen ihn an, alle, seit dem ersten Tag, mit dieser offenen, unverstellten Neugier, die den Menschen des Westens so viel Mühe bereitete. Auch nicht so, wie sie ihn selbst in jener Nacht angesehen hatte, in der sie beschlossen hatte, dass sie ihn haben wollte, und in der sich herausgestellt hatte, dass Beschließen und Bekommen in Leij nur dasselbe waren, sofern der andere es auch beschloss.

Sondern so, wie ihre Mutter Netze angesehen hatte, bevor sie sie flickte. Um zu verstehen, wo sie halten würden und wo nicht.

Er hatte Hände wie man es von einem Krieger erwarten würde, breit und vernalbt, und wenn er sie ruhig hielt, tat er das mit Absicht. Er hatte eine Stimme, die in einem Raum nichts Besonderes war und über zehntausend Menschen hinweg zu einem Ereignis wurde, und er wusste das, und er benutzte es. Auf der Brust trug er ein Brandzeichen, mit dem man ihn in Arrochia D’Herba als Sklaven gekennzeichnet hatte, und er sprach den Namen dieser Stadt aus wie den jeder beliebigen anderen, was für sie das Unheimlichste daran war. Warum er es nie hatte überstechen lassen, hatte er ihr nicht erklärt, und danach hatte sie nie gefragt. Ihre Hand hatte sie darauf gelegt, damals, an dem Morgen, an dem sie ihn zum ersten Mal in leijanischer Kleidung gesehen hatte, und dabei den kindlichen Wunsch empfunden, es zu heilen, auch wenn das Blödsinn war.

Und er hatte Angst. Nicht vor der Schlacht – vor der Schlacht hatte er ungefähr so viel Angst wie vor einem Regenschauer. Er hatte Angst davor, sich zu irren, und er hatte sie jeden Tag und jede Stunde, und er trug sie mit einer Beharrlichkeit, die sie zuerst für Härte gehalten hatte, bis ihr aufgegangen war, dass Härte etwas vollkommen anderes ist. Sie hatte diese Art, sich zu fürchten, in ihrem Leben bei genau zwei Menschen gesehen. Der andere war Noanme.

Das war es gewesen. Nicht die Schultern, an denen sich die halbe Bucht die Augen verrenkte. Nicht der Umstand, dass er auf einem Stein stehen und ein verzweifelter Volk allein mit seiner Stimme halten konnte. Es war, dass sie ihn wiedererkannte, ein zweites Mal in ihrem Leben, an einem Menschen, bei dem sie es nicht erwartet hätte.

Und weil es ein Wiedererkennen war, war es keine Wahl.

* * *

Er hatte ihr das Zählen beigebracht. Nummer eins, Nummer zwei, Nummer drei; man vergibt sie im Voraus, in der Reihenfolge, in der sie fallen sollen, dann muss man während des Kampfes nicht mehr denken. Sie hatte es in vier Tagen gelernt und war seither besser darin als er, was er wusste und was ihn, soweit sie es beurteilen konnte, aufrichtig freute.

Seit jenem Tag des Rates zählte sie auch außerhalb des Übungsplatzes, und sie ertappte sich dabei nicht mehr, sie tat es einfach. Die Wachen vor Noanmes Tür. Die Bürger, die auf dem großen Platz stehen blieben, wenn Ariston sprach – erst achtzig, dann zweihundert, dann so viele, dass es keinen Sinn mehr ergab. Und schließlich, an einem Abend zu Beginn der vierten Woche, ohne dass sie es beschlossen hatte, neun Häuser.

Zwölf Vahire hatte Leij, seit die erste Noanme, die Tochter des Istvari und Sanaias, sie vor zweitausend Jahren gewählt hatte, und niemand hatte je ernsthaft daran gerührt. Zwei waren tot. Die nannten sie inzwischen die Verräter, und Leondira hatte das Wort an jenem Tag zum ersten Mal gehört und nicht widersprochen. Sie wusste besser als jeder andere in dieser Bucht, dass Achiad kein Verräter gewesen war, sondern ein alter Mann, der seinem Gewissen folgte, stur und nur ihm und Leij gegenüber treu, wie er es immer tat. Nummer eins. Caradoc war Nummer zwei gewesen. Blieben zehn. Eine davon würde Leij regieren.

Sie ging es durch, wie sie alles durchging, nüchtern und mehrmals und über Tage hinweg. Der Istvari würde die Schlacht gewinnen; an dieser Frage hatte sie nie gezweifelt. Und danach würde er entweder tot sein, oder er würde weiterziehen, weil Männer wie er nicht bleiben, und in beiden Fällen bliebe der Rat, und der Rat würde Noanme, sobald er die Blutsicheln nicht mehr zu fürchten brauchte, aus der Bucht jagen. Nicht aus Bosheit. Aus Ordnung. Was in Leij dasselbe war, wenn es darauf ankam.

Und dann würde die weiseste Frau, die dieser Kontinent hervorgebracht hatte, irgendwo in Sanpiere sitzen und Verträge für Wollhändler aufsetzen, während neun ehrenwerte Menschen in der Bucht darüber abstimmen, ob man den nächsten Feind vielleicht wieder mit vierzig Köpfen bezahlen sollte.

Der Istvari würde dieses Problem nicht beseitigen. Er tat inzwischen sehr vieles, aber das nicht; sie hatte ihn genau genug angesehen, um zu wissen, wo bei ihm die Grenze war. Noanme würde es erst recht nicht tun, würde eher sterben und würde es aussprechen wie eine Selbstverständlichkeit, weil es für sie eine war.

Es blieb also niemand übrig. Das war kein Opfer und keine Größe, sie machte sich in diesem Punkt nicht die geringste Illusion, und sie hätte auch niemandem erlaubt, sie ihr zu machen. Es blieb ganz einfach niemand übrig, und sie war da, und sie war fähig dazu.

In der Nacht, in der sie es entschied, ging sie noch einmal zum Wäldchen. Das Licht hinter dem Fenster brannte lange. Sie stand die dreiundvierzig Schritte weit entfernt und sagte in Gedanken jenen einen Satz, den sie nie aussprechen würde, den einzigen, der übrig blieb, wenn man alle anderen verworfen hatte.

Ich tue das nicht für ihn.

Dann erlosch das Licht, und sie zählte zweihundert Atemzüge, und ging.

* * *

Am Abend vor der Schlacht fand sie ihn auf der Befestigungsmauer an der Ostseite, wo er die letzten Tage beinahe ununterbrochen verbracht hatte. Über der Mauer stand der Geruch des offenen Meeres, warm und salzig. Über dem Hauptturm hing die große Flagge, still, weil der Wind aus der falschen Richtung kam. Elarins Sichel. Sie war inzwischen dreimal neu genäht worden.

Er drehte sich nicht um. Er wusste ohnehin, dass sie da war; das war eine der wenigen leijanischen Eigenschaften, die er sich angeeignet hatte, und sie hatte nie herausgefunden, ob er sie gelernt oder mitgebracht hatte.

Sie stellte sich neben ihn, blickte wie er über das Wasser und ließ sich Zeit, wie es sich gehörte. Ihre Hände waren ruhig. Sie hatte damit gerechnet, dass sie das nicht sein würden.

Er würde denken, dass sie es für ihn tat, und auch, wenn das falsch war, war das in Ordnung. Vielleicht würde sie es sogar als winzigen Triumph empfinden, wenn er sie ansah, und sie spürte, dass er das glaubte.

„In den Legenden“, begann sie, „ist doch immer von den großen Männern und Frauen die Rede.“

12. Die Schlacht um Leij

Er ließ seinen Blick Richtung Osten, über die schwarze Fläche des offenen Meeres schweifen. In wenigen Momenten würde es so weit sein, und der Vollmond würde über der Wasserfläche erscheinen. Was zum einen bedeutete, dass sich in der Mitte der Meerenge eine Flotte von zumindest fünfzig Schiffen mit wenigstens zwanzigtausend Soldaten befinden würde. Der Sturm war nicht mehr aufzuhalten. Der Tod war unterwegs nach Leij. Zum anderen bedeutete es die perfekte Gelegenheit, seine Soldaten aufzurütteln, und für den bevorstehenden Kampf zu entflammen. Wie meistens kurz nach Sonnenuntergang war eine leichte Brise hier auf der Ostseite der Bucht aufgekommen, die nur hier in den Randbereichen zu spüren war. Zufrieden betrachtete er die große Flagge mit der blutroten Sichel, die als Zeichen ihres Willens über dem Hauptturm der Befestigungsmauer wehte.

Gut viereinhalb Wochen war es nun her, dass er den Rat unter Hausarrest gestellt hatte, mittlerweile verwendete auch er ganz offen diese Formulierung. Viereinhalb Wochen war es her, dass Noanme einen Schlusstrich unter das, was sie gehabt hatten, gezogen hatte. Es schmerzte immer noch, mehr als er zugeben würde, und es schmerzte nach wie vor auf mehreren Ebenen. An dem Tag, an dem Achiad und Caradoc starben, dem Todestag der Verräter, wie die Blutsicheln ihn nannten, wäre er bereit gewesen, bis – er wusste gar nicht so genau bis zu welchem Punkt – zu gehen. Auf jeden Fall sehr weit. Er dachte nicht, dass es für ihn eine Grenze gegeben hätte, die er auf Noannes Wunsch hin nicht überschritten hätte. Wieder fühlte er diese Mischung aus Hilflosigkeit und Wut in sich aufsteigen. Er dachte an ihr letztes Gespräch, wenige Tage danach, als er sie in ihrer Hütte aufsuchte, um den Bruch und den entstandenen Graben zwischen ihnen zu überwinden.

„Bist du gekommen, um mich zu töten?“, hatte sie ihn gefragt, obwohl sie gewusst haben musste, dass ihm das unmöglich wäre.

„Nein“, hatte er geantwortet. „Ich möchte nur mit dir sprechen. Über dich. Über mich. Über alles.“

„Es gibt nichts zu besprechen“, war ihre einzige Antwort geblieben.

Neben den persönlichen Dingen hatte er auch die Bedingungen, unter denen sie am folgenden Tag des Rates eine Ratssitzung abhalten konnten, diskutieren wollen. Er hatte sich von Beginn an nur auf eine Art Kriegerrecht gestützt, das war ihm irgendwo unangenehm – viel stärker wog aber die Tatsache, dass er, ohne Noanme, Leij nicht vernünftig regieren konnte. Der Teil von ihm, der sie war, fehlte ganz einfach. Doch als Rache für ihre Gesprächsverweigerung hatte er alle Ratssitzungen absagen lassen. Beinahe zweitausend Jahre lang hatte der Rat an jedem Tag des Rates, also zumindest vierzigmal im Jahr getagt, also in etwa unvorstellbare achtzigtausendmal in Folge. Mit einiger Befriedigung hatte er vernommen, dass die Vahire außer sich vor Zorn gewesen waren, dass er diese stolze Tradition gebrochen hatte. Und diese Befriedigung über ihre Wut hatte ihn schlussendlich wieder traurig gemacht.

Egal, das durfte ihn nun nicht mehr belasten. Morgen um diese Zeit würde er im Blut seiner Feinde stehen, und durch seinen eigenen Tod unsterblich werden, wenn das seine Bestimmung war.

Niemand war so gefährlich wie ein fanatischer Kämpfer, der den Tod nicht fürchtete, das wusste er aus eigener Erfahrung. Und genau wie seine Blutsicheln war er bereits tot. Noanme würde er in diesem Leben nicht mehr gegenübertreten. Diese Erkenntnis schmerzte, aber es war eben, wie es war.

Er sah von der Mauer hinab, ins Innere der Stadt, und dachte an das Gespräch mit Leondira zurück, das er eben vorhin an dieser Stelle der Mauer geführt hatte.

„In den Legenden“, hatte sie gesagt, „ist doch immer von den großen Männern und Frauen die Rede. Meistens von Vahren mit großen Namen, und wir rühmen sie für ihre großen Taten.“

„Ich weiß“, hatte er beinahe ungeduldig geantwortet. Es war nicht die Zeit, Gespräche in der üblichen Geschwindigkeit Leijs zu führen, und doch schien kein Weg daran vorbeizugehen.

„Doch was ist“, hatte sie ihn gefragt, „wenn es diesen großen Männern und Frauen an Mut fehlt? Vielleicht ist hinter jedem, der zur Legende wurde, ein kleinerer Bürger von Leij gestanden, und hat ihm den Rücken gestärkt. An seiner Stelle gehandelt, weil er es selbst nicht konnte.“

„Leondira. Worauf willst du hinaus?“

„Istvari. Ich werde keine eigene Legende bekommen, und das ist auch in Ordnung. Aber ich möchte sicherstellen, dass die Legenden dennoch erzählt werden.“ Sie hatte sich zu ihm gedreht und seine Hand genommen.

„Wer soll Leij regieren, solltest du morgen in der Schlacht fallen?“

„Noanme. Natürlich. Das haben wir doch besprochen. Und mein politisches Testament ist längst gemacht.“

„Der Rat wird es als Umsturz ansehen, sollte sie alleine versuchen, zu regieren“, hatte sie langsam gesagt. „Der Rat wird es zu verhindern wissen, und sie aus Leij verbannen.“

„Leondira. Nochmal – worauf willst du hinaus?“

„Noanme und du – würde ich euch nicht kennen, würde ich sagen, ihr seid zu schwach. Aber ich denke, die Vorsehung will nicht, dass eure Hände mit dem Blut Leijs befleckt werden. Für mich sieht sie diese Rolle wohl vor.“

Ihr Griff war fest geworden. „Ich gehe jetzt und erledige diese Aufgabe. Es sei denn, du willst mich aufhalten.“

Er hatte sie nicht aufgehalten.

* * *

Er stand am Strand des offenen Meeres, an jenem Abschnitt, an dem er den Hauptangriff erwartete. Es war immer noch warm, nur ein leichter Wind kräuselte die schwarze Fläche vor ihm, in der sich der Vollmond spiegelte. Er wusste, dass er die Nacht zur Ruhe nutzen sollte, zumindest einen Teil davon. Doch wusste er auch, dass er nicht ruhen konnte. Nicht nach dem, was er gerade vorhin nicht verhindert hatte. Wir haben immer eine Wahl, fielen ihm ausgerechnet

die Worte Achiads ein, eine Aussage, die er nicht verneinen konnte. Eine Aussage, die aber auch zur Folge hatte, dass er die Verantwortung für seine Taten nicht abgeben konnte, weder an einen Menschen noch an eine Prophezeiung.

Wieder spürte er ihre Anwesenheit, bevor er sie hören oder sehen konnte. Augenblicke später stand sie neben ihm, aufrecht und stolz wie immer, und blickte wie er in Richtung der schwarzen Fläche.

„Leondira, Hüterin meines Lebens“, sagte er leise.

„Istvari“, antwortete sie und schwieg.

„Was machst du hier?“, fragte er sie, obwohl er auf sie gewartet hatte.

„Die neun Vahire. Sie sind Geschichte. Gerichtet von namenlosen Bürgern Leijs, weil sie den Eintritt der Prophezeiung verhindern wollten.“

Er hielt für einen Moment inne. Es schauderte ihn, als er sie ansah. Eintrocknetes Blut klebte auf ihrem Gesicht, ihren Armen und ihrem Körper. Sie trug es wie ein Zeichen, ohne Scham, ohne Reue.

Angesichts der kommenden Schlacht war es richtig gewesen, ihr das Kommando über die Blutsicheln zu übertragen. In den letzten Wochen unter ihrer Führung hatte die Truppe nicht nur enorm an Kampfkraft gewonnen, sondern auch jegliche Skrupel abgelegt. Eine Truppe, die ihm gehorchte. Und eine Anführerin, die er in etwas verwandelt hatte, das niemand jemals hatte sein wollen.

Sie nickte langsam, wie um eine Frage zu beantworten, die er nie zu stellen gewagt hatte, und ließ ihren Blick ins Leere gleiten. „Noanme wird eine gütige und weise Herrscherin sein, wenn es so weit kommen sollte, die beste, die Leij und wohl der gesamte Kontinent je gesehen hat. Und das sage ich, obwohl es mir immer noch jedes Mal, wenn ich an sie denke, vor Schmerz die Brust zerreißt. Und ich“, ihre Stimme erstarb mitten im Satz, ihr Ton hatte sich bei den letzten beiden Worten deutlich gewandelt. Er drehte sich halb zu ihr und versuchte, den leichten Bruch ihrer Stimme auch in ihren Augen zu finden. Doch sie schien sich bereits wieder unter Kontrolle zu haben.

„Istvari.“ Sie sah ihm in die Augen. „Ich fühle es, mit jeder Faser meines Körpers. Du wirst nicht sterben, morgen, es kann einfach nicht für dich vorgesehen sein. Du musst überleben und die Möglichkeit ergreifen können, Leij ins nächste Zeitalter zu führen. Ich bin die, die sterben kann, und wenn es so sein soll, auch wird.“ Sie sah für einen Augenblick zu Boden. „Und das ist in Ordnung, wie es ist. Ich denke, man muss nicht so einfühlsam wie Noanme sein, um es zu sehen. Zu sehen, dass ich erkannt habe, was mein innerster Wunsch ist, nämlich mein Leben an deiner Seite zu verbringen. Eins mit dir zu werden, in jedem Sinn, der vorstellbar ist. Doch meine Berufung gilt Leij. Wenn sie morgen an deiner Seite endet, nehme ich das an – ohne jeden Groll.“

Ohne seine Antwort abzuwarten, wandte sie sich ihm weiter zu, und drückte sich leicht an ihn. Griff mit beiden Händen seinen Hinterkopf, zog ihn an sich und küsste ihn erst vorsichtig, und dann mit Vehemenz. Stieß ihn kurz weg, hielt ihn aber an seiner Oberbekleidung fest.

„Seite an Seite, durch Feuer und Blut bis in den Tod. Ich liebe dich, Istvari.“ Sie ließ ihn los, drehte sich um und ging ohne ein weiteres Wort davon.

Er sah in Richtung des Wassers. Er liebte sie – und wusste, dass nichts von dem, was sie geworden war, ohne ihn geschehen wäre. Und er fühlte eine dunkle Schwere in seinem Herzen, tiefer als die tiefsten Gräben des Meeres.

* * *

Leondira hat sich geirrt, dachte er, als er die Sonne am übernächsten Morgen vom Hauptturm der Befestigungsanlage aus im Osten über dem Meer aufgehen sah. Sie war nicht gestorben am Vortag. Und auch er hatte sich geirrt, mit dem Teil von ihm, der mit seinem eigenen Tod gerechnet hatte, denn auch er befand sich noch unter den Lebenden.

Besser gesagt – es war überhaupt niemand gestorben, wenn man die neun bedauernswerten Vahire außer Acht ließ, die, so zumindest die offizielle Darstellung der Geschichte, von einigen wütenden Bürgern dahingemetzelt worden waren. Aber ansonsten – es war niemand gestorben, weil es keinen Angriff gegeben hatte. Und keine Schlacht.

Lähmender als die Angst vor dem Angriff war die Ungewissheit, wann und ob dieser erfolgen würde, das wusste er. Und so war es auch nicht weiter verwunderlich, dass die Stimmung in der Armee mit jeder Handbreite, die die Sonne sich weiter Richtung Zenit schob, zu sinken schien. Er beschloss, sich zu zeigen. Wenn irgendwie möglich, würde er mit allen Soldaten sprechen, so wie er selbst sich das immer von seinen Kommandanten gewünscht hatte.

„Was, wenn die Saran Khot wirklich nicht beabsichtigen, uns anzugreifen? Was, wenn sie in Theani wirklich auf unsere Abgesandten warten?“, waren Fragen, die er beantworten musste. Und auch, wenn die Fragesteller in der Minderheit waren, waren sie gefährlich. Zusätzlich schrien einige nach der Aufklärung der Morde an den Vahiren, und fragten offen, ob er durch seine Reden und Handlungen in der letzten Zeit indirekt zu den Morden aufgerufen hatte. Und bald wohl würden sie fragen, ob er sie nicht direkt in Auftrag gegeben hatte. Fragen, die nach Leondiras Plan nie hätten gestellt werden, sondern stattdessen im Lärm der Schlacht versinken hätten sollen.

Sei's drum, dachte er. Es war nicht zu ändern, warum also sollte er sich Gedanken darüber machen. Wichtig war nun, dass der Angriff bald erfolgen würde, doch auch das hatte er nicht in der Hand. Nicht auszudenken, wenn die Saran Khot erst nach dem nächsten Vollmond zuschlagen würden, er würde die Stimmung in der Stadt kaum halten können. Aber er glaubte auch nicht recht daran. Vielmehr würden die Galeeren etwas weiter im Norden in einer Bucht liegen, um nach der Überfahrt Kraft zu sammeln, und sich zum Angriff neu zu formieren. Sie konnten ohnehin nicht damit rechnen, innerhalb eines Vollmondes den Hin- und Rückweg nebst der Vernichtung der Stadt zu erledigen.

Er war gerade mit dem Pferd von seiner Inspektion der Pforte zurückgekommen. Sie hatten ihm ein schwarzes Pferd zur persönlichen Verfügung stellen wollen, was er als Affront gegenüber Aturo empfunden und ein weißes gewählt hatte. Auch an der Pforte war die Stimmung nicht zum Besten. Er hatte sie stark befestigt und dreihundert Mann dort abgestellt. Zu wenige, um sie

wirklich zu halten, wenn der Angriff dort erfolgen würde. Zu viele, um nicht an anderen Abschnitten gebraucht zu werden. Es war unzweckmäßig, und das widerstrebte den Leij mehr noch als ihm. Aber es war nun mal nicht zu ändern, sie mussten sich den Rücken freihalten. Sie hatten einige Signalzeichen vereinbart, mit deren Hilfe sie Truppen abziehen oder umgekehrt für die Pforte Verstärkung anfordern konnten, ohne dass sie auf Boten hätten zurückgreifen müssen, und somit unnötig Zeit verlieren würden.

Er sah Leondira, stoppte das Pferd und sprang ab. Stand wenige Augenblicke ihr gegenüber. Sie sahen einander in die Augen. Die gemeinsame Nacht am Strand, zu der es nicht gekommen, sondern durch ihren Kuss nur angedeutet worden war, hatte sich zwischen ihnen eingebrannt. Es knisterte nicht zwischen ihnen, es brannte. Ein sinnloses Feuer, sie hatte zwar gesagt, dass sie ihn liebte, doch das war keine Liebe, das war etwas, das er nicht einordnen wollte.

„Leondira. Hüterin meines Lebens“, brachte er nach einer längeren Zeitspanne heraus. „Wie ist die Lage?“

„Istvari. Die Feindlage ist unverändert. Soll heißen, nach wie vor keine Spur eines Segels am Horizont. Aber“, sie machte eine Pause und steckte eine lose Haarsträhne hinter ihr Ohr, „der Feind sollte sich schön langsam blicken lassen. Die Stimmung kippt.“ Sie kam näher und flüsterte: „Ich würde ja einfach ein benachbartes Dorf angreifen und niederbrennen, um die Armee bei Disziplin zu behalten, aber es ist nun mal keines da, das ist der Preis unserer Abgeschiedenheit.“ Sie lachte. „Wenn der Angriff nicht bald erfolgt, müssen wir uns einen neuen Feind im Inneren suchen, aber auch in Leij gehen uns die Feinde aus. Denk schon mal nach.“ Sie lachte nochmals. Ihm schauderte. Was war aus ihr geworden. Oder, besser gesagt, was hatte er aus ihr gemacht, griff er den bereits früher gefassten Gedanken wieder auf. Sie waren schon viel zu weit gegangen, egal, was man als Maßstab ansetzte, aber nun eine beliebige Gruppe aus der Bevölkerung herauszugreifen, um das Volk durch Schrecken und Angst bei der Stange zu halten, das ging ihm zu weit. Sie schien seine Gedanken zu erraten.

„Ein Teil der Bürger wird geopfert, damit der Rest, und alle, die noch in der Bucht geboren werden, in Frieden leben können. Die Worte Noanmes, Istvari. Worte, die dir und mir heilig sind.“

Er atmete tief durch. Er wusste, dass sie etwas sagte, das logisch klang – und genau deshalb fürchtete er es. Dann ertappte er sich dabei, im Kopf bereits Gruppen in der Bevölkerung durchzugehen. Wen brauchten sie im Moment am wenigsten? Die Philosophen? Diese zermürbten ihn in den letzten Wochen ohnehin, da sie ständig und ausdauernd debattierten, in welchem Ausmaß die Anwendung von Gewalt im Falle der Selbstverteidigung moralisch vertretbar war, und, wie es schien, kein anderes Thema kannten. Gut, irgendwo war es auch ihre Aufgabe, den Menschen als Vordenker und Leuchtpfeiler zur Verfügung zu stehen, aber sie gingen ihm damit einfach nur auf den Geist und hatten seine Geduld längst schon überstrapaziert. Er sah in den blauen Himmel und hasste sich selbst für seine Gedanken. Wasnat gul, schoss es ihm durch den Kopf. Wenn ich nun auch diese Grenze überschreite, und diese friedlichen und durch und durch aufrichtigen Menschen ans Messer liefere, dann bin ich Wasnat gul und nicht mehr Istvari.

„Ein Segel!“ Der Schrei ging durch. Sie eilten die Stufen hinauf auf den Hauptturm. „Ein zweites. Ein drittes. Ein...beim Istvari.“ Dem Späher schienen die Worte zu fehlen.

„Alles auf die Posten!“, ließ er seine Stimme erschallen, spürte, wie ihm der sprichwörtliche Stein vom Herzen fiel, und hörte, wie die in fünfzig Maß Abstand aufgestellten Melder die Befehle weitergaben.

Er blickte nach Osten und versuchte die Schiffe zu zählen. Es würden in etwa die erwarteten fünfzig Schiffe sein, die, wie auf zwei parallelen Perlenketten gefädelt, auf breiter Linie vorrückten. Er sah seine Reihen entlang. Die Besatzungen der Bliden signalisierten Bereitschaft, die Bogenschützen standen aufgereiht auf dem Gang der Palisaden, der so angebracht war, dass die Verteidiger Schutz fanden, und trotzdem ihre Schüsse abfeuern konnten. Er versuchte, in seine Soldaten hineinzusehen. Spürte Angst, natürlich, aber auch eisernen Willen und Entschlossenheit.

Doch noch war es nicht so weit. Das Warten, bis die Galeeren in Schussweite kamen, war lähmend, die viel zitierte Ruhe vor der Schlacht. Fünftausend Maß. Dreitausend. Tausend. Er verließ die Deckung und stieg auf das freistehende Podest, das in etwa vier Maße über dem Turm angebracht war. Nicht alle würden ihn hören, doch die rund tausendachthundert im Zentrum der Verteidigungsanlage stationierten Soldaten, also seine halbe Armee, würde er mit seiner Stimme erreichen.

„Brüder und Schwestern“, schrie er und sah, wie sich die Köpfe in seine Richtung drehten. „Fürchtet Euch nicht. Ja, für viele von uns wird das die letzte Schlacht sein. Wir werden sterben, damit unser Volk lebt! Aber das heute, das wird nicht die letzte Schlacht Leij's sein. Es wird die letzte Schlacht der Saran Khot!“

Er zog sein Schwert und hielt es in die Höhe.

„Für Leij!“

„Istvari“, schallte es ohrenbetäubend zurück.

Er hielt sein Schwert weiter in die Höhe. Die Schiffe hatten sich weiter genähert und waren keine hundert Maße mehr vom Strand entfernt.

„Wartet“, schrie er.

Die Schiffe näherten sich weiter. Plötzlich blieben mehrere von ihnen, wie durch eine große Hand gestoppt, stehen. Er nickte grimmig in sich hinein. Die Leij hatten Kreuze aus großen, schweren Baumstämmen gebaut und etwa fünfzig Maß vom Ufer entfernt versenkt. Es war dort seicht genug, damit die Kreuze die Schiffe stoppen konnten. Und tief genug, dass die Mehrzahl der Soldaten mitsamt ihrer schweren Ausrüstung ertrinken würde, wenn die Schiffe dort sanken.

Er ließ das Schwert in einer raschen Bewegung in Richtung Boden fahren.

„Feuer“, schrie er. Die Bliden gaben die erste Salve ab und konnten die großen, stehenden Ziele leicht treffen. Er hörte Holz splintern und Menschen schreien. Auch die Bogenschützen mit ihren Langbögen konnten die Distanz wie geplant überwinden, und nahmen gezielt Kommandanten, Truppführer, Mitglieder der Dun Bashar oder was sie dafür hielten aus dem Spiel. Wieder

bewunderte er die Präzision der leijanischen Kriegsgeräte, doch durfte er sich davon nicht ablenken lassen. Er musste den Überblick bewahren.

Zwölf Schiffe waren gesunken, vielleicht fünf weitere so beschädigt, dass sie die letzten Maße zum Strand nicht schaffen würden. Sie feuerten weiter, aber es blieben immer noch geschätzte dreiunddreißig, die zwar zum Großteil leichte bis schwere Schäden aufwiesen, und einige Verluste an Mannstärke hatten hinnehmen müssen – doch diese würden es bis zum Strand schaffen.

Er stieß einen Fluch aus, der ihn in seinem früheren Leben die ewige Verdammnis eingebracht hätte, fasste sich aber rasch wieder. Als Feldherr musste er den Glauben an den Sieg bis zum letzten Pfeil hin ausstrahlen, egal wie misslich die Lage war – und die hätte besser sein müssen. Dreiunddreißig Schiffe, die den Strand erreichten, im Schnitt mit bestenfalls einem Achtel Verlust von Soldaten – das waren immer noch zwischen elf- und zwölftausend Mann. Das war nicht zu schaffen, gerechnet hatten sie mit sechs- bis siebentausend. Er atmete tief durch. Nur nicht in Unruhe versetzen lassen, auch diese Soldaten mussten erst die Befestigung erreichen und überwinden.

Er spürte die ersten Pfeile an sich vorbeischnellen und stieg hinunter in die Deckung. Die ersten feindlichen Soldaten hatten das Ufer erreicht und stürmten ihnen, unter Feuerschutz ihrer Bogenschützen, entgegen. Einige trugen Leitern mit sich, die sie auch benötigen würden, denn die Leij hatten auf den Einbau eines Tores verzichtet, was zwar in der Vorbereitung das eine oder andere Problem mit sich gebracht hatte, sich bei der Verteidigung aber als Vorteil erweisen würde.

Auch wenn seine eigenen Bogenschützen und auch die Bliden durchaus erfolgreich waren, wurden es immer mehr Feinde, die sich den Strand hinauf kämpften. Immer mehr der feindlichen Bogenschützen kamen in Schussweite, und schossen ihre Pfeile in hohem Bogen auf die Palisaden. Alle paar Augenblicke wurde einer seiner Soldaten getroffen und fiel zu Boden. „Feuerwand!“, schrie er das nächste Kommando. Einige ausgewählte Bogenschützen zogen extra dafür vorbereitete Pfeile, deren Spitze mit Wachs und Docht überzogen war, hervor. Das kostete zwar ordentlich an Zielgenauigkeit und Reichweite, aber darum ging es jetzt auch nicht. Die Pfeile wurden entzündet und abgefeuert.

Stichflammen gingen quer über den Strand auf. Die Leij hatten in der Vorbereitung Becken und Rinnen mit Öl gefüllt, das sich nun entzündete, mehrere Feinde direkt verbrannte, und den Rest zumindest erschreckte und die Orientierung nahm.

Doch die Übermacht war einfach zu groß. Immer wieder schaffte der Feind es, Leitern auf die Palisaden zu bringen, und mit einzelnen Soldaten zu ihnen vorzudringen, und sie hatten alle Mühe, diese wieder zurückzuwerfen. Schaffte es, Löcher in die Palisaden zu schlagen, die sie nur unter großen Verlusten wieder stopfen konnten. Er selbst hatte sich längst in den Kampf gestürzt, bei dem Lärm, der herrschte, waren Kommandos überflüssig, und die einbrechende Nacht tat das Übrige dazu. Dennoch versuchte er, den Überblick zu bewahren. Er schätzte, dass zumindest ein Drittel der Verteidiger bereits gefallen oder kampfunfähig war, womit ihm in etwa noch zweitausend Soldatinnen und Soldaten zur Verfügung standen. Auch wenn sich die Leichen am

Strand zu türmen begannen, musste der Feind immer noch zumindest über sechs- bis siebentausend Mann verfügen. Die Zahlen klangen zwar unheimlich freundlich – etwa dreizehn- bis vierzehntausend gefallene Feinde bei nur tausend an Eigenverlusten – waren es aber nicht. Die Palisade hatte an vielen Stellen deutliche Schäden erlitten, es würde bald zum offenen Kampf kommen, und bei dem verhielt ein Verhältnis von eins zu drei den direkten Weg in die Unsterblichkeit.

Mit einem Mal stand Leondira vor ihm. Sie war voller Blut und Dreck, und dennoch lächelte sie.

„Einhundertsiebenunddreißig“, sagte sie ruhig. „Alleine durch meinen Bogen und mein Schwert.“

„Ich bin beeindruckt“, sagte er und meinte es so.

„Geschenkt. Du weißt besser als ich, dass wir trotz allem gerade untergehen.“ Sie holte Luft. „Ich meine, das ist in Ordnung. Niemand macht dir einen Vorwurf, aber – wenn du nichts mehr hast, was du aus deinem Helm zaubern kannst, würde ich gerne auf den Strand reiten, und die Sache für mich zu einem würdigen Ende bringen.“

„Du willst reiten?“

„Hundert Maße weiter nach Norden ist die Palisade kurz vorm Brechen. Der Feind hat stabile Planken über den Graben gelegt, dort kommen wir raus. Und ich denke, dort kann ich auf meinem Weg in die Unsterblichkeit mehr Feinde mitnehmen, als wenn ich hier wie das Kaninchen in der Falle sitze, und auf den Tod warte.“

„Wie viele Soldaten hast du noch?“

„Ich habe beinahe noch zweihundert Blutsicheln, die dem Tod ins Auge sehen und heute mit dir sterben möchten, Istvari. Und ich habe zweihundert Pferde, denen der Lärm der Schlacht nicht viel anzuhaben scheint. Ein Wort von dir und wir reiten los.“

Er dachte kurz nach. Die Schlacht verlief weit schlechter als geplant und erhofft, das konnte er sich ohne Probleme eingestehen, aber er wollte auch niemanden sinnlos opfern, solange noch eine kleine Chance bestand, zu überleben. In Wahrheit geht es im Kampf doch nur ums Überleben, denn nur das bringt den Sieg, fielen ihm seine eigenen Worte wieder ein. Aber auch die Worte Noanmes, dass das Wohl der Vielen das Wohl des Einzelnen überwog.

„Kreuzfeuer“, sagte er dann.

„Kreuzfeuer?“

„Du und deine zweihundert. Du sagst, ihr seid bereit zu sterben?“

„Wir sind bereit, dem Tod ins Auge zu sehen. Aber ich weiß nicht, ob auch der Tod bereit für uns ist.“

Nun musste auch er lächeln. „Gut. Ihr sucht euch jetzt zweihundert – wenn möglich eher kleingewachsene, aber das ist jetzt auf die Schnelle vermutlich etwas viel verlangt – Bogenschützen. Im Idealfall solche, die wie ihr empfinden, wobei wir den Luxus einer langen Auswahl momentan wohl nicht haben. Egal, auf jeden Fall, jede Blutsichel nimmt einen

Bogenschützen auf ihrem Pferd mit. Ihr brecht durch die Lücke durch, haltet euch nicht mit Kämpfen auf, sondern reitet hinunter bis zur Wasserlinie. Und dort baut ihr eine Angriffslinie auf. Die Bogenschützen sollen auf alles feuern, was zwischen ihnen und der Palisade liegt. Und die Besatzung der Palisade informiere ich, dass sie nicht euch unter Feuer nehmen, sondern sich auch auf die Mitte des Strandes konzentrieren.“

„Und wenn wir mehr Glück haben, als wir verdienen, verwirrt sie das so, dass wir sie endgültig aufreiben können.“ Sie schien einen Moment nachzudenken. „Du bist von seltenem Geschick und Verstand, Istvari, ob das jetzt klappt oder nicht.“

„Geschenkt“, sagte er nun. Freute sich einen Augenblick lang, dass die förmliche, leijjanische Art zu sprechen auch hier der kameradschaftlichen der Soldaten gewichen war, auch wenn das im Moment überhaupt nichts brachte. „Es ist immer noch ein Todesurteil, am Strand seid ihr eins zu zehn in der Unterzahl, im allerbesten Fall. Aber genug der Schwarzmalerei, ihr macht euren Ausfall, ich sehe zu, dass die Nachricht darüber durchgeht. Und dann gebe ich das Signal zur Pforte, dass sie oben ihre Posten verlassen, und uns hier unterstützen.“

Noch während er den letzten Satz aussprach, stieg eine rote, leuchtende Kugel von der Pforte her auf. Gut sichtbar, auch auf diese Distanz. Das Signal, dass die Soldaten dort angegriffen wurden, und Unterstützung brauchten.

„Oder“, sagte sie trocken, „du schnappst dir eines der verbleibenden Pferde und siehst nach, was dort oben los ist.“

* * *

Und genau das tat er. Er hatte zwanzig Schwertkämpfer abgezogen, ganz einfach, weil er zwanzig Pferde zur Verfügung hatte, und war losgeritten. Hatte Leondira noch einen langen Blick zugeworfen.

„Ich liebe dich“, hatte er gesagt.

„Tust du nicht“, hatte sie ihm geantwortet, und damit recht gehabt. Er wusste selbst nicht, warum er diese Worte gesagt hatte, vermutlich ganz einfach, weil das ihr letztes Treffen war. „Und das ist in Ordnung so“, hatte sie dann noch in seine beginnende Grübeleie hineingesagt, „Wir sehen uns auf der anderen Seite.“ Sie hatte sich weggedreht und er hatte in dem Moment gesehen, dass Elarin bereits auf sie gewartet hatte. Elarin, dessen Name ‚der Treue‘ bedeutete, wie er in der Zwischenzeit herausgefunden hatte, und der, wie er hörte, Leondira nur selten von der Seite wich. Einen Moment lang hatte er den jungen Mann dafür beneidet, an ihrer Seite kämpfen und sterben zu dürfen. Dann aber den Kopf geschüttelt. Nein, um den sicheren Tod musst du niemandem neidig sein, hatte er gedacht, egal, wie und an welcher Seite er eintreten mochte.

Er erreichte mit seinen Zwanzig den Handelsplatz und sie ritten auf die Befestigung zu. Wie am Strand hatten sie auch hier Palisaden mit Gräben davor angebracht, doch war die Befestigung hier beinahe noch ausgereifter, da die Ölbecken größer und tiefer waren – ganz einfach aus dem Grund, dass der Boden vor der Pforte dies erlaubte, und sie leicht anzulegen gewesen waren. Er

dankte seiner eigenen Voraussicht. Der Feuerschein und die Hitze verrieten ihm, dass die Ölbecken bereits in Flammen standen, bevor der Hauptmann der Pforte, jener Mann, der ihm vor dieser gefühlten Ewigkeit den Zugang zur Stadt gestattet hatte, ihn über die Lage informierte.

Kurz gesagt schienen sich massive feindliche Kräfte auf dem schmalen Weg zwischen den Ölbecken hindurchzuschieben. Sie konnten dem Feind schwere Verluste zufügen, aber die Überzahl war erdrückend und es war nur mehr eine Frage der Zeit, bis sie durch das Tor – das es hier im Unterschied zum Strand gab – durchbrechen würden. Er seufzte.

„Sollen wir um weitere Verstärkung bitten?“, fragte der Hauptmann.

Er schüttelte den Kopf. Auch am Strand wurde jeder einzelne Soldat gebraucht. Und es kostete sie erst recht Kampfkraft, Truppen auf dem Weg zwischen Pforte und Strand hin- und herzuschicken.

„Mein Hauptmann“, sagte er und legte ihm die Hand auf die Schulter. „Es ist an uns wenigen, hier und heute zu einer Legende von Leij zu werden. Wir müssen sie aufhalten. Und wir kämpfen bis zum letzten Mann.“ Er sah ihm in die Augen. „Der Strand wird ohnehin Verstärkung schicken, sobald sie ihrerseits den Sieg errungen haben“, sagte er dann in einem Versuch, seinem Gegenüber Mut zu machen, doch an dessen Miene erkannte er, dass die Lüge wohl zu durchsichtig war.

„Wie Ihr befiehlt, Istvari“, sagte dieser. „Es wird mir eine Ehre sein, mit Euch in den Tod zu gehen.“

Nun, bis dahin mochte zumindest noch einige Zeit vergehen. Die beiden hier postierten kleineren Bliden feuerten unentwegt, erst mit den für den Zweck gegossenen Eisenkugeln, dann mit herausgebrochenen Pflastersteinen und allen anderen Gegenständen, deren sie habhaft wurden. Die Ölfeuer brannten, und die Bogenschützen fanden ihre Ziele. Lange schien das gutzugehen, doch irgendwann, es musste bereits weit nach Mitternacht gewesen sein, brach das Tor. Er konnte vielleicht einhundert Kämpfer um sich scharen, alle mit einer Mischung aus Mut und Verzweiflung im Blick, aber einem noch größeren Durchhaltewillen. Auch hier waren keine Befehle mehr notwendig. Seine Soldaten kämpften, und seine Soldaten fielen, doch sie nahmen noch weit mehr Feinde mit sich in den Abgrund, die, ohne Rücksicht auf die eigenen, immensen Verluste, wie an einer Schnur gezogen weiter vorrückten. Er selbst kämpfte wie im Rausch, stach einen Feind nach dem anderen nieder, bis er am Ende seiner Kräfte war. Gerade noch hatte er einen weiteren Gegner zu Boden geschickt, als ihn ein brennender Schmerz durchfuhr. Ein Pfeil steckte in seiner rechten Schulter. Er fiel vor Schmerz und Kraftlosigkeit auf die Knie, und schaffte es gerade noch so halb, seinen Blick zu heben. Ein feindlicher Bogenschütze stand vielleicht zehn Maße vor ihm, legte in aller Ruhe einen Pfeil ein, und spannte die Sehne. Bogenschützen sind im Nahkampf ungeeignet, dachte er noch, und musste trotz allem über die Ironie seiner Gedanken lächeln. Er schloss die Augen. Er hatte dem Tod immer aufrecht entgegentreten wollen, doch er hatte keine Kraft mehr dazu. Es blieb zu hoffen, dass künftige Generationen, wenn sie ihre Legenden über die Schlacht um Leij erzählten, ein rühmlicheres Ende für ihn dazudichteten. Oder auch nicht, in diesem unendlich langen Moment war das alles egal.

Er konnte die Kinder von Leij sehen, wie sie an dem herrlichen Strand der sichelförmigen Bucht spielten. Die Alten, die zufrieden und lachend am großen Platz im Schatten saßen. Noanne, wie sie im Auditorium stand, und die Bürger allein mit der Kraft ihrer Stimme fesselte. Er hatte versagt. Leij würde untergehen, alle Bemühungen der letzten Wochen waren umsonst geblieben. Und auch alle Verbrechen, derer er sich – zum Wohl der Bürger, der Stadt und der Bucht, wie er immer noch überzeugt war – schuldig gemacht hatte, waren umsonst gewesen. Auch der Eine hatte ihn verlassen. Oder er ihn, besser gesagt. Er hörte, wie der Pfeil die Sehne verließ und durch die Luft schwirrte, ein feines, präzises Geräusch, das sich vom Lärm der Schlacht rundherum abhob. Dann das dumpfe Geräusch, das nun mal entstand, wenn ein Pfeil einen Brustkorb durchschlug. Doch er spürte nichts, keinen Schmerz, keine Wut. Und dann ist es auch schon wieder vorbei, dieses schöne Leben, dachte er, wunderte sich über den Gedanken und versuchte, wieder zu sich zu kommen. Er hörte den Schrei einer vertrauten Stimme und riss mit aller Gewalt die Augen auf. Leondira. Er sah sie, wie sie sich, am Oberkörper durch jenen Pfeil durchbohrt, der für ihn bestimmt gewesen war, auf den Bogenschützen stürzte und ihm den Kopf abschlug. Sah, wie sie ihm im Zusammenbrechen noch einen Blick zuwarf. Dann stürmten ihre Truppen zwischen ihnen hindurch, was nur bedeuten konnte, dass sie am Strand gesiegt hatten, oder die Lage dort zumindest unter Kontrolle war. Und auch hier schienen sie die Oberhand zu gewinnen, zumindest drängten sie den Feind wieder in Richtung Tor.

Er ignorierte den pochenden Schmerz in seiner Schulter und lief zu ihr hin. Sie lag auf dem Rücken, der Pfeil hatte sie genau in der Mitte der Brust durchbohrt. Ihr Blick war bereits trüb, dachte er bitter, er hatte diesen bereits zu oft gesehen, als dass noch Hoffnung für sie bestanden hätte. Sie war eine Tochter des Nebels, die einem Krieger das Leben gerettet hatte, dessen Zeit noch nicht gekommen war, und nun selbst den letzten Weg antrat.

„Leondira. Hüterin meines Lebens“, sagte er leise und griff nach ihrer Hand.

„Istvari“, erwiderte sie schwach. Das Sprechen schien ihr bereits schwerzufallen. „Wir haben gesiegt. Am Strand.“

„Und wir siegen auch hier an der Pforte. In diesem Augenblick“, sagte er, und beobachtete aus dem Augenwinkel, wie eine Gruppe Blutsicheln Feinde, die sich ergeben hatten, ohne jeden Funken von Gnade niedermetzte.

„Ich habe alles mobilisiert und heraufgeschickt, was sich noch auf den Beinen halten konnte“, sagte sie und stöhnte auf.

„Leondira. Du bist nicht die Hüterin meines Lebens. Du bist die Hüterin der Bürger, der Stadt und der Bucht. Du bist eine Legende von Leij.“

Sie antwortete nicht, und drehte den Kopf weg. Blickte Richtung Osten.

„Das erste Licht des Tages“, sprach er ihre Gedanken aus.

„Lass sie mich noch einmal sehen, die Bucht“, sagte sie, und er nickte. Trug sie zur Geländekante, und legte ihren Kopf in seinen Schoß.

„Sie ist so schön“, sagte sie. „Schön genug, um dafür zu sterben.“ Einmal noch drehte sie den Kopf in seine Richtung. Versuchte, ihn in die Augen zu sehen, was ihr nicht mehr gelang. „Es stehen zwei marmorne Throne in dieser Stadt“, murmelte sie und war kaum mehr zu verstehen. Ihre Stirn war verkrampft, sie musste unter großen Schmerzen leiden. „Und du weißt, wer darauf sitzen sollte.“

„Ich liebe dich, Leondira.“

„Tust du nicht“, sagte sie und lächelte. Ein letztes Mal, dann entspannten sich ihre Gesichtszüge.

* * *

Als er nach einer nicht einschätzbaren Zeitspanne den Blick aus ihren leeren Augen lösen konnte, nahm er wahr, dass die Reste seiner Armee im Halbkreis um ihn herumstanden. Oder, besser gesagt, die Reste seiner Armee und jener Leondiras, denn die Blutsicheln konnte er wohl nur mehr so bezeichnen. Dazwischen, auf den weißen Marmorsteinen, vielleicht mit einem oder zwei Maßen Abstand zu ihm, kniete Elarin. Den Körper voll Blut und Dreck, das Gesicht voller Verzweiflung. Der junge Mann tat ihm leid. Wie alt mochte er sein? Sechzehn? Siebzehn? Er konnte der Mündigkeit zumindest noch nicht lange entwachsen sein. Er sah die Tränen über seine Wangen fließen. Dachte, dass das Leben eben ungerecht war. Er selbst hatte sich von Leondira nicht nur das Leben retten lassen, sondern hatte auch ihre Hand halten dürfen, während sie den letzten Weg angetreten war.

Es konnte keinen Trost geben für Elarin, den Treuen, dem genau das versagt geblieben war. Und dennoch wollte er es versuchen. Er legte Leondira vorsichtig, beinahe liebevoll, ab und erhob sich.

„Steh auf“, sagte er, und versuchte seiner Stimme einen sanften Klang zu geben.

Elarin folgte und stand ihm gegenüber. Die Tränen flossen nach wie vor und spülten das Blut von seiner Haut, dazu zitterte er am ganzen Körper.

„Das hier ist Leondiras Schwert“ – er hielt es ihm mit beiden Händen hin – „Leondira wird eine Legende von Leij sein, somit ist es eine Reliquie. Zu schade, um es mit ihr zu begraben, und erst recht zu schade, um es hier am Schlachtfeld zu lassen.“ Er holte tief Luft und suchte nach den richtigen Worten.

„Elarin. Ich ernenne dich hiermit zum ewigen Träger des Schwertes von Leondira, der Verteidigerin von Leij, und verleihe dir das Kommando über die Blutsicheln. Ab heute sollst du Valethor genannt werden – Valethor, der, der das Erbe trägt.“

Wie an einer Schnur gezogen schlugen sich die umstehenden Blutsicheln auf die Brust und formten mit ihren Händen das Zeichen der Bucht.

* * *

Es war eine seltsame Prozession, die er auf dem weiteren, breiteren Weg in Richtung Stadt anführte. Er ging voran, seine Wunde notdürftig versorgt, mit der unsterblich gewordenen Leondira, an deren Legende wohl, wie er es vorher formuliert hatte, bald geschrieben werden würde, in seinen Armen. Hinter ihm gut fünfhundert Soldatinnen und Soldaten, der Rest der Blutsicheln und der regulären Armee von Leij. Gut dreihundert weitere mussten sich noch am Strand befinden, die kampfunfähig waren, und sich im besten Fall damit beschäftigten, Gnadenstiche zu verteilen. Er ließ die Anwesenden einzeln oder in kleinen Gruppen zu ihm an die Spitze kommen, um möglichst umfassende Berichte über die vergangene Schlacht aus so vielen Blickwinkeln wie möglich zu erlangen.

Die Saran Khot hatten einen Hinterhalt versucht, und hatten nicht nur mit der erwarteten halben Armee am Strand angegriffen, sondern mit etwa der gleichen Stärke auch die Pforte. Daher auch der eine Tag Verzögerung, sie hatten die eine Nacht benötigt, um in ausreichender Entfernung und außer Sichtweite um Leij herumzusegeln, und an einem Strand knapp nördlich der Pforte zu landen. Der Plan war wohl gewesen, zeitgleich anzugreifen, was nur – Sanaia sei gedankt – ihre eigene Unfähigkeit vereitelt hatte.

Er ließ die Berichte auf sich wirken. Fünfzig Galeeren mit zwanzigtausend Mann von der Ostseite, und noch einmal so viele Galeeren mit noch einmal so vielen Mann von der Westseite. Sie hatten die komplette, gefürchtete Armee der Saran Khot besiegt. Getötet, musste man sagen, nur wenige hatten sich ergeben, und auch diese hatten keine Gnade erfahren. Vierzigtausend Mann, bei etwa zweitausendachthundert eigenen Verlusten, ein Ergebnis, auf das die meisten Feldherren wohl stolz wären, doch hier in Leij konnte wohl niemand so fühlen. Es würde ein Tag der Trauer werden, nicht nur für ihn, war doch mehr als ein Viertel der Bevölkerung gestorben, wie er es an dem unseligen Tag der abgeschlagenen Köpfe vorhergesagt hatte. Er dachte zurück an sein früheres Leben in der Ödnis. Er, der mit seinem Leben abgeschlossen hatte, kam stets mit ihm davon, diejenigen, die gerne weitergelebt hätten, mussten viel zu oft den letzten Weg antreten. Das konnte nur eines bedeuten, dachte er, als sie den Rand der Stadt erreichten. Es konnte nur bedeuten, dass er seine Bestimmung noch immer nicht gefunden und seine Aufgabe in diesem Leben noch immer nicht erfüllt hatte.

13. Die Viengalis

„Mecenas“, hörte er die ihm seltsam vorkommende Ansprache. Er hob den Kopf, stand aber nicht auf. Er saß im Schatten des Podestes, von dem aus er seine Reden gehalten hatte. Damals, im letzten Zeitalter. Und auf jenes Podest hatte er vor genau zehn Tagen auch die unsterblich gewordene Leondira gelegt, nachdem er sie zurück in die Stadt getragen hatte.

„Hier wird ihre Statue stehen“, hatte er gesagt, „stellvertretend für alle Heldinnen und Helden von Leij, die ihr Leben im Kampf gelassen haben. Und darunter werden die Kinder von Leij sitzen, und mit offenen Mündern der Legende jener tapferen Männer und Frauen lauschen.“

Seine Gedanken schweiften ab, und er befand es nicht für nötig, sie daran zu hindern. Er hatte alles organisiert, in diesen letzten zehn Tagen, alle nötigen Befehle gegeben, was nach mehr klang, als es war. Die Menschen in Leij hatten sich verändert, und diese Veränderung war wohl nicht mehr rückgängig zu machen. Wie Kinder, die bisher die Welt für ein einziges schönes Wunder gehalten hatten, und nun erwachsen geworden waren und der grausamen Wahrheit ins Gesicht blicken mussten. Der Geruch von Blut und verbranntem menschlichem Fleisch lag immer noch in der Luft, und hatte sich in die Herzen vieler eingebrannt. Niemand konnte sich eine Vorstellung davon machen, wie viel vierzigtausend Leichen eigentlich waren, in Gedanken war es einfach nur eine Zahl, in der rauen Wirklichkeit ein nicht enden wollender Strom sinnlosen Todes. Und dennoch, trotz ihrer teilweise unermesslichen Trauer und des allgegenwärtigen Grauens hatten die Leij alle notwendigen Arbeiten mit der gewohnten Präzision durchgeführt. Die Leichen der Feinde waren auf Haufen zusammengetragen und verbrannt worden, die eigenen Toten ehrenvoll bestattet.

Zudem hatten sie den Durchgang zum Meer geräumt und die zwanzig Galeeren, die unversehrt nördlich der Pforte lagen, eine nach der anderen ohne große Schwierigkeiten in die Bucht gesegelt, obwohl den Leij jede seefahrerische Erfahrung fehlte.

Für ihn gab es nichts zu tun, somit hatte er die letzten Tage hier verbracht, im Schatten des Podests, und war seinen Gedanken nachgegangen. Wie damals, in der Ödnis. Nur schlimmer, weil die Welt rund um ihn sich weiterdrehte, und seine Gedanken im Vergleich zu damals noch weit düsterer Natur waren.

Genug davon, maßregelte er sich selbst und erhob sich. Auch in diesen Zeiten musste in Leij ein respektvoller Umgang gewahrt werden.

„Hochverehrter Ariston“, grüßte er sein Gegenüber, um sich sofort wieder zu unterbrechen. Er hatte ihn soeben mit ‚verdienter Diener des Hohen Rates‘ ansprechen wollen, was angesichts dessen, dass es keinen Hohen Rat mehr gab, und er selbst der Grund dafür war, mehr als unpassend schien.

Dieser hatte das offenbar bemerkt. Für Bruchteile eines Augenblicks huschte ein amüsiertes Ausdruck über sein Gesicht, der sich aber schnell in ein offiziell wirkendes Lächeln wandelte.

„Hochverehrter Mecenass, heldenhafter Verteidiger von Leij, ich bringe eine Botschaft meiner Herrin, Viengalis Noanne.“

„Viengalis?“

„Viengalis. Der Titel, den Ihr selbst ihr verliehen habt. Ihr habt das Wort ‚Alleinherrscherin‘ aus der Hochsprache des Westens zwar nicht ausgesprochen, aber sinngemäß verwendet, und natürlich hält sie es für passender, den Titel in der Sprache Leijs zu tragen. Ein Detail, um das Ihr Euch vor der Schlacht naheliegenderweise nicht kümmern konntet.“

„Ich habe was?“, schrie er beinahe, als ihm seine eigenen Worte wieder ins Gedächtnis kamen. Er hatte damit sein politisches Testament ausgedrückt, sie also zur Erbin seiner Macht erklärt. Es war vollkommen klar, dass das alles hinfällig war, jetzt, wo er die Schlacht überlebt hatte. Es konnte kein Nebeneinander von ihnen beiden geben, so sehr er das auch in seinem Innersten bedauerte, und auch erst recht keine Alleinherrschaft durch sie.

„Mecenas, die zehntausend Bürger, die Leij zu jener glücklichen Zeit noch hatte, können das bezeugen. Zumindest jene, die auch zum heutigen Tage noch unter uns weilen. Und wenn Ihr es mir erlaubt, einen eigenen Gedanken zu äußern – sicher wart Ihr eine annehmbare Wahl, um uns durch Zeiten des Krieges zu leiten. In Zeiten des Friedens ist jedoch wohl jeder andere Bürger geeigneter, um Leij zu führen, als Ihr.“

Es war eine reine Beleidigung, wenn auch in ein schönes Gewand gekleidet. Ariston, der sich am Tag der abgeschlagenen Köpfe so gerne selbst in eine Machtposition gebracht hätte, und – als nun einziger Darnadai, und formal somit Nummer zwei in Leij – diese wohl auch erreicht hatte, oder immer noch auf mehr hoffte. Am liebsten hätte er ihn auf der Stelle ins Gesicht geschlagen, doch er riss sich zusammen und atmete stattdessen tief durch.

„Geschenkt. Und sie bittet darum, mich zu sprechen?“

„Wenn Ihr es so ausdrücken wollt, gerne, wenngleich meine Worte andere gewesen wären, möglicherweise hätte ich Begriffe wie ‚befiehlt‘, ‚verlangt‘ und ‚unverzüglich‘ verwendet. Aber wie dem auch sei, sie erwartet Euch ohne weitere Verzögerung im Haus des Hohen Rates“, und nach kurzem Zögern fuhr er mit deutlich inoffiziellerer Stimme fort, „oder wie auch immer das Gebäude an der Nordseite des großen Platzes hin zum Auditorium nun heißen mag.“

* * *

Er hätte sich zu gerne demonstrativ Zeit gelassen, doch er schaffte es nicht. Die Hälfte von ihm kochte vor Wut, durch die andere ging ein Kribbeln und Klopfen, wie er es nicht kannte. Einzelne Bürger unterbrachen ihre Tätigkeiten und sahen ihn fragend an, während er an ihnen vorbeieilte, doch er nahm sie nur halb wahr. Kurz bevor er den Eingang des Gebäudes erreichte, zwang er sich trotzdem zum Innehalten, und musste sich eingestehen, dass zwar er den Rest der Blutsicheln und der regulären Armee befehligte, sie aber alle sonstigen Trümpfe in der Hand hielt, einschließlich dessen, dass sie das Gespräch geplant, und im Gegensatz zu ihm vermutlich viel

Kraft darauf verwendet hatte, es vorzubereiten. Er holte tief Luft. Vermutlich war sie auch um einiges ruhiger und ausgeglichener in diesem Moment.

Er trat ein. Sie hatte ihn natürlich erwartet und empfing ihn wenige Schritte nach dem Eingang zum großen Saal. Sie stand aufrecht vor ihm, in der offiziellen Kleidung, die die Vahire bei den Ratssitzungen getragen hatten, die letzten Wochen hatten ihr nichts von ihrer Würde und ihrer Ausstrahlung genommen. Mit Sicherheit eine Botschaft, dachte er, und zwang sich zu einer rationalen Einschätzung der Lage. Sie betonte durch ihr gesamtes Auftreten, dass sie unbewaffnet und dennoch stark war, während er wie zum Kampf gerüstet, mit dem Schwert am Rücken, vor ihr stand, und dieses nicht auszustrahlen vermochte. Und dass sie immer noch die Stärkere von ihnen beiden war, daran war nicht zu zweifeln, er spürte es sofort, als er versuchte, ihr direkt in die Augen zu sehen und Mühe hatte, ihrem Blick standzuhalten.

Er schüttelte den Kopf. Zwei Augenblicke ein, vier Augenblicke ausatmen. Sie hatte nur Macht über ihn, wenn er sie ihr gab. Der gefährlichste Gegner ist jener, der nichts zu verlieren hat, und das hatte er nicht.

„Viengalis“, sagte er, nachdem sie einander für eine unbestimmbare Zeitspanne gegenübergestanden waren, und bemühte sich, es so spöttisch wie möglich klingen zu lassen.

„Mecenas.“ Sie schaffte es, jegliche Spur von Hochachtung aus ihrer Ansprache zu nehmen, ohne offensichtlich respektlos zu sein. „Ich danke Euch für die erfolgreiche Verteidigung von Leij.“

„Euch?“

„Euch.“

Sie verschränkte die Arme und musterte ihn. Hob dann die Hände in scheinbarer Ratlosigkeit in die Höhe. „Gut. Keine Masken, keine Spiele“, verwendete nun auch sie das Bild aus der leijanischen Theatertradition, „und ausschließlich ehrliche Antworten.“

„Gut“, stimmte er zu, obwohl er noch zweifelte, wie offen und ehrlich sie das Spiel spielen wollte.

„Gut“, sagte auch sie, lachte und ging auf das Rondo zu, das früher dem Rat als Versammlungsort gedient hatte, und ließ sich auf einen Platz in der linken Hälfte fallen. Er folgte ihr und setzte sich genau ihr gegenüber, wich ihrem Blick aber aus und besah mit unbewegtem Gesichtsausdruck die bodenhohen, verglasten Fenster. Diese gaben den Blick über den Balkon hinweg auf den großen Platz und die dahinterliegende Bucht bis hin zum Durchbruch frei, dennoch war man hier unbeobachtet, da die Spiegelung einen Blick von außen nach innen verhinderte. Ein weiteres Wunder.

Da er nicht wusste, wie er das Gespräch eröffnen sollte, entschied er, vorerst abzuwarten und sah über den großen Platz hinweg zur Bucht, wo die Sonne sich auf der Wasserfläche spiegelte.

„Es ist eine Gabe, Dub“, brach sie nach einiger Zeit ihr Schweigen, und griff zu Wendungen, die ihm bekannt vorkamen. Innerlich atmete er auf, als er den Rhythmus ihrer Worte spürte. Sie würde, wie er es an ihr kannte und liebte, wieder zu große Worte wählen, und die Geschichte zu

ausschweifend erzählen. Ganz so, als ob Leij immer noch eine Stadt wäre, die in Frieden lebte. Ganz so, als ob immer noch alles in Ordnung wäre.

„Eine, die das Herz fordert, manches Mal auch eine Spur zu viel“, fuhr sie in dem Moment fort. „All die Trauer. Es gibt niemanden in der Bucht, der nicht einen geliebten Menschen verloren hätte, und ich kann die Trauer jedes Einzelnen spüren.“ Sie sah ihm direkt in die Augen. Ihr Blick war wie immer voller Kraft, er konnte aber keine Gefühle darin erkennen. „Ich mache dir keinen Vorwurf, was die Schlacht um Leij betrifft. Du hast uns die Kraft gegeben, ein Wunder zu vollbringen. Du hast zwar zweitausendachthundert Leij geopfert, dafür können die Verbliebenen und hoffentlich auch ihre Erben in Frieden leben. Das war es, was wir wollten. Und ich war genau wie du bereit, den Preis dafür zu bezahlen.“

Diese Abwägungen hatten sie, in der Zeit, in der sie noch Seite an Seite standen, oft genug durchgeführt. Er wusste, dass es nicht ihr Ziel war, diese hohe Anzahl an Leben gegen die Zukunft abzuwägen. Er wusste, dass es ihre Art war, mit ihrer gemeinsamen Entscheidung eine Basis zwischen ihnen beiden herzustellen.

„Noanme“, sagte er. „Warum sitze ich hier?“

„Du bist zu weit gegangen. Du hast Grenzen überschritten, die nicht hätten überschritten werden dürfen.“

„Alles, was ich wollte, war, Leij zu retten. Und wir waren über den Punkt hinaus, an dem wir hätten umkehren können, das hast du selbst oft genug gesagt.“ Er fixierte sie mit seinem Blick und hielt dem ihren stand.

„Du verstehst es noch immer nicht“, antwortete sie.

Er hob das Kinn. „Dann erklär es mir.“

„Im Krieg sterben Menschen“, sagte sie. „Offen. Vor aller Augen. Und jeder weiß, warum. Jeder weiß, wer entschieden hat. Und jeder trägt seinen Teil der Schuld.“ Ihre Stimme blieb ruhig, fast nüchtern. „Aber was du getan hast, war kein Krieg. Es war kein Beschluss. Es war kein Opfer, das wir gemeinsam getragen hätten. Du hast entschieden. Allein. Du hast gerichtet. Und du hast bestimmen wollen, welche Geschichte darüber erzählt wird.“ Er erwiderte ihren Blick.

„Ich hätte für Leij gestimmt. Für die Verteidigung. Für Härte. Vielleicht sogar für Blut“, fuhr sie fort. „Aber nicht für Mord im Schatten. Nicht für eine Tat, die sich als Volkszorn verkleidet.“

„Ohne diese Tat gäbe es kein Volk mehr“, entgegnete er.

„Und ohne Grenzen“, sagte sie leise, „gibt es kein Leij.“ Stille legte sich zwischen sie.

„Du hast dich über alles gestellt“, sagte sie schließlich. „Über den Rat. Über das Gesetz. Über mich. Und das ist die Grenze.“

Ihre Stimme war kalt. Nicht vor Hass – sondern vor Klarheit.

„Dub, der Moment, als wir auf den obersten Stufen des Auditoriums gesessen sind, am Tag der abgeschlagenen Köpfe. In jenem Augenblick, in dem wir Leben gegen Freiheit aufgerechnet

haben, haben wir unsere Seelen verkauft“, sagte sie leise. „Du und ich, wir sind eins. Eine Summe aus unendlicher Güte und eiskalten Abgründen.“ Sie deutete mit dem Kopf auf die Tätowierung mit den gekreuzten Schwertern auf seiner Schulter. „Wir sind der Eine und der Herr der Finsternis, in einer Person.“

Er spürte die Kälte in sich hinaufsteigen. Noanmes Einzigartigkeit war immer diese ungewöhnliche Mischung aus tiefer Einfühlsamkeit und kühler Berechnung, doch heute erschien ihm das als Abgrund, der mitten durch sie hindurchzugehen schien. Er sah dieser Person ihm gegenüber in die Augen, und fragte sich, ob er sie dazu gemacht hatte. Und ob die Person, der er vor einem Zeitalter in der Senke das Leben gerettet hatte, noch existierte.

„Und wenn schon“, sagte er betont locker, und versuchte seine Gefühle vor ihr zu verbergen. „Was willst du tun?“

„Ich weiß nicht. Dich anklagen?“

„Mich?“ Er lachte laut auf.

„Ich bin die Viengalis. Und auch wenn unsere Gesetze diesen Titel nicht vorsehen, so denke ich dennoch, ich kann dich deines Amtes entheben, anklagen, und verurteilen – in einer Höhe, die mir bequem erscheint.“ Sie lehnte sich in scheinbarer Zufriedenheit zurück, verschränkte die Arme und lächelte boshaft. Gespielt boshaft, wie er dachte. Es war ihr nicht ernst damit. Aber was wollte sie? Ihn prüfen?

„Menschen müssen geopfert werden“, sagte er, und bemühte sich um einen feinen, ironischen Unterton. „Und jetzt bin ich an der Reihe? Ist es das, was du mir damit sagen willst? Bist du wirklich so kalt geworden?“

Sie stand auf und lächelte. Ging auf ihn zu und lehnte sich über ihn.

„Du selbst hast mich so gemacht“, flüsterte sie. „Und das weißt du.“

Sie erhob sich langsam und drehte sich von ihm weg. „Du musst wissen“, sagte sie wieder in normaler Lautstärke, „die ersten beiden Tage nach der Schlacht, als auch meine Bewacher auf einmal weg waren, und ich mich wieder frei bewegen konnte, kam ich mir mehr wie ein Geist vor als ein lebender Mensch. All die Trauer in der Stadt, ich habe es gerade erzählt. Aber das war es nicht, was mich um ein Haar gebrochen hat.“ Sie drehte sich halb zu ihm um, und blickte ihn über die Schulter an. „Was mich wirklich an den Rand des Aushaltbaren geführt hat, war der Gedanke an dich. Ja, ich will es dir zugutehalten, vielleicht hast du irgendwo in deinem Innersten gute Absichten, doch du hast keine Skrupel, für ihre Umsetzung über Leichen zu gehen. Und es hat nicht viel gefehlt, und du wärest auch über meine gegangen.“ Sie unterbrach sich und schluckte, ihre Augen glänzten.

„Istvari und Sanaia. Sie waren kein Paar, sie war ein Teil von ihm, und er war ein Teil von ihr. Und auch du wirst immer ein Teil von mir sein, und daher werde ich dich immer lieben müssen.“ Sie ging zu dem großen Fenster und drehte ihm den Rücken zu. Vermutlich sah sie gedankenverloren über den Platz. Die Worte ‚lieben‘ und ‚müssen‘ hingen im Raum und fuhren ihm quer durch die Brust.

„Ich bin hinaufgestiegen, auf den Ahnab, zu Sanaia's Platz“, begann sie nach einer Weile erneut: „Die Steilwände gehen dort siebenhundert Maße senkrecht nach unten, du warst dort und hast es gesehen. Ich bin an die Kante getreten und habe ins endlose Blau geblickt, in dieses endlose Gemälde des Friedens und der Ruhe. Ein kleines Wegdrücken meiner Zehen. Nur ein kleiner Impuls hätte gereicht. Ein kleiner Augenblick.“ Sie drehte sich um, ging zurück ins Rondo und ließ sich auf dieselbe Stelle, an der sie zuvor gesessen war, fallen.

„Und dann dachte ich an Asinae, die sieben ihrer acht Urenkel in der Schlacht verloren hat, und dass ihr in ihrer Trauer ihre Weisheit nicht die geringste Hilfe ist. An Leondira, die trotz ihres Verrates und ihrer Schandtaten immer noch ein Teil von mir ist. An zweitausendachthundert Männer und Frauen, die ihre großen und kleinen Träume nicht mehr verwirklichen werden können, und deren Legendenstatus für sie kein Trost mehr sein kann. Und dann dachte ich – nein. Ich bin immer noch eine Herrin von Leij, nun sogar die Einzige. Und daraus werde ich jeden Tag für den Rest meines Lebens etwas machen.“

Sie schien sich zu entspannen und lächelte ihn offen an.

„Dub, ob du nun meine Verachtung, meinen Dank oder sogar meine Liebe verdient hast – das ist nicht der Punkt. Nun, wo die Hölzer der Vorsehung gefallen sind, wie sie es sind, muss ich die Vergangenheit ruhen lassen und kann von dieser Stelle aus alles zum Guten wenden.“ Sie machte eine Pause, lächelte noch einmal und sprach mit einer für ihn unerwarteten Wärme in der Stimme weiter. „Ich werde die Kälte und Härte in meinem Herzen mein Leben lang nicht mehr loswerden. Aber ich lebe, und auch Bürger, Stadt und Bucht leben noch. Leij wird wieder die Hauptstadt des Friedens, der Freiheit und der schönen Künste werden. Ich werde alle politischen Intrigen beenden und mit Güte, Liebe und Weisheit regieren. Und von Leij aus wird sich die Botschaft des Friedens über den gesamten Kontinent und darüber hinaus ausdehnen. Das neue Zeitalter, es hat begonnen.“

Er wandte alle Kraft auf, um sich nicht von ihrer Stimme gefangen nehmen zu lassen, schaffte es und grinste sie an.

„Ich habe zwei Jahre in Niuwestad gedient – wie du weißt. Die halbe Armee bestand dort aus ehemaligen Gassenjungen, und die hatten so manchen flotten Spruch in petto. Einer davon war ‚du sollst die Rechnung nicht ohne den Wirt machen‘.“ Er grinste nochmal. „Oder nochmal klarer gesagt: Du kannst mich anklagen und verurteilen, wenn es dir gefällt. Das Volk wird dir folgen, ich mache mir da keine Illusion. Sie lieben dich, ich habe dir nichts entgegenzusetzen. Mit dir verbinden sie das Leben, mit mir nur den Tod.“

Er lehnte sich zu ihr.

„Aber gegenüber der Meerenge steht Theani, eine Stadt mit über zweihunderttausend Feinden als Einwohner. Wie lange werden sie brauchen, um eine neue Armee aufzustellen? Und wer soll sie davon abhalten, Leij in einen Haufen Asche zu verwandeln?“

Sie lächelte ihn an.

„Dub, für wie naiv hältst du mich? Ich weiß das. Theani wird keinen Frieden wollen, Theani wird Rache suchen, sobald sie herausfinden, was geschehen ist. Und vielleicht ist genau das der einzige Grund, warum du noch nicht in Ketten vor mir sitzt.“

Sie nickte langsam, wie um ihm zu bestätigen, dass sie jedes Wort exakt so meinte, wie sie es sagte.

„Ich sehe das wie du. Uns droht weiterhin die Vernichtung, und ich kann es nicht verhindern. Ich kann Leij führen, und sogar wieder zu einem Paradies machen, aber eben nur für sehr kurze Zeit.“ Sie sah ihn an. „Und deshalb bist du hier.“

Er fühlte, was das bedeutete. „Du willst, dass ich Theani angreife?“

„Es ist zu spät, umzukehren.“

„Das ist mein sicherer Tod“, stellte er fest.

„Es wird einen Teil meines Herzens für immer brechen, dich zu verlieren, oder mehr noch, dich in den Tod geschickt zu haben. Dafür kann der andere Teil weiterschlagen und weiterleben. Wie Leij.“ Sie holte tief Luft. „Mit einem Wort – Ja. Im Gegenzug verzichte ich darauf, dich vor den Bürgern anzuklagen. Dein Name wird reingewaschen, und du wirst als Retter von Leij deine eigene Legende bekommen.“

„Habe ich eine Wahl?“

„Du kannst mich töten, und meinen Platz einnehmen. Und dann selbst sehen, wie du mit dem Problem fertig wirst.“

„Ich kann dich nicht töten.“

„Ich weiß.“

Er überlegte für einen Moment und erhob sich. Ging zur Glasscheibe und verlor sich in dem endlosen Blau.

„Was, wenn ich zurückkehre?“

„Besser, du tust es nicht. Es ist kein Platz mehr für dich in Leij.“

14. Zeit der Rache

Sie lagen in beinahe totaler Dunkelheit an Bord und sahen zu den Häusern jener Stadt, die nicht einfach irgendeine Stadt war, sondern die Heimat ihres Feindes und somit die Quelle allen Übels. Die Stadt, aus der Leondiras Mörder ausgezogen waren, um in der Bucht von Leij ihr Ende zu finden. Worüber die Einwohner dieser Stadt allerdings noch nicht Bescheid wussten. Der Rhythmus der Saran Khot war ein Rhythmus der Mondphasen, die Meerenge war außerhalb der Vollmondnächte unüberwindbar, somit rechneten sie wohl erst beim nächsten Vollmond in gut vierzehn Tagen mit Nachrichten über die Schlacht von Leij, wobei sie mit kaum etwas anderem als einer Siegesmeldung rechnen dürften. Der Gedanke, dass jemand die Meerenge bei Neumond überquerte, war für sie ganz einfach undenkbar, nicht weil sie glaubten, dass der dunkle Meeresgott eine sichere Überfahrt verhindern würde, sondern weil sie wussten, dass dem so war. Er schüttelte den Kopf und war dennoch dankbar für diese Dummheit, denn genau darin lag der taktische Vorteil jener wenigen Soldaten aus Leij, die mit ihm genau diese Überfahrt gewagt hatten. Der Vorteil der Überraschung, der ihnen sowohl am Tag der Tributzahlung als auch in der Schlacht um Leij, als die Saran Khot wohl kaum mit den umfangreichen Verteidigungsmaßnahmen rechneten, den Sieg eingebracht hatte.

Er verdrängte den Gedanken daran, dass auch er bis vor kurzem gewusst hatte, dass der Herr der Finsternis aus den Tiefen seiner Verbannung heraus den Geist der moralisch Schwachen trübte, und sie dem Glauben an die Vielen zuführte. Wie viele Tote wären dem Westen erspart geblieben, wenn Menschen wie er nicht aus diesem vermeintlichen Wissen heraus in den Krieg gezogen wären? Oder hätten die Mächtigen dieser Welt dann andere Gründe gefunden, um ihre gierigen Hände nach den Reichtümern ihrer Nachbarn auszustrecken? Es war der falsche Zeitpunkt, darüber nachzudenken, denn wie auch immer er es drehte und wendete, ihr Vorhaben war der reine Wahnsinn, und er musste seine fünf Sinne beisammen haben, wenn sie Erfolg haben wollten. Also, wie auch immer. Sie hatten festgestellt, dass zwanzig Mann reichten, um eine theanische Galeere zu segeln, und rund einhundert, um sie schnell und sicher über das Meer zu bringen. Den gut hundert verbliebenen Blutsicheln unter dem Kommando von Valethor hatte Noanne den Auftrag gegeben, mit ihm nach Theani zu gehen. Es war offensichtlich, dass sie keinen von ihnen länger in der Bucht haben wollte.

„Warum?“, hatte er sie gefragt.

„Mich fröstelt es, wenn ich sie nur sehe“, hatte sie gesagt, und er hatte verstanden, was sie damit meinte.

Daneben hatten sich weitere vierhundert Soldatinnen und Soldaten aus den Resten der regulären Armee freiwillig für den Einsatz gemeldet. Somit hatten sie fünf Galeeren für ihr Vorhaben umgerüstet, das hieß mit jeweils zwei Bliden ausgestattet, die in Fahrtrichtung gesehen über die rechte Schiffsseite abgefeuert werden konnten. Sie hatten das im Meer vor der Bucht erprobt, die Galeeren waren schwer genug, um auch beim gleichzeitigen Abfeuern von zwei Bliden nicht ins Wanken zu geraten. Zusätzlich hatten sie die Schiffe komplett schwarz angestrichen, und auch die Segel in das dunkelste Schwarz eingefärbt. Wie erhofft waren sie somit in der Neumondnacht

kaum zu sehen, sie taten sich sogar untereinander schwer, die anderen Schiffe auf vielleicht dreißig Maß Abstand zu erkennen.

Wie immer empfand er die Wartezeit vor der Schlacht als am lähmendsten. Und heute kam noch dazu, dass seine Gedanken und Zweifel, wie auf der gesamten Überfahrt, nicht schweigen wollten.

Zunächst beschäftigte ihn das Angriffsverhalten der Saran Khot im Allgemeinen. Es schien so, als hätte sie die Attacke am Tag der Tributzahlung dermaßen erschüttert, dass sie, oder zumindest ihr Herrscher, blind vor Wut war, und ohne große taktische Überlegungen zurückgeschlagen hatte. Wie auch sonst wäre es zu erklären, dass er beinahe seine gesamte Flotte mit seiner ganzen stehenden Armee nach Leij geschickt und dort fast bis zum letzten Mann geopfert hatte? Die einzige Antwort darauf war, dass nicht der Sieg über die leijanische Armee das Ziel gewesen war, sondern eine vollständige Auslöschung, vermutlich sollte das Volk von Leij bis zum letzten Bürger getötet und seine Stadt von der Erdoberfläche getilgt werden, ob das nun zur Abschreckung anderer tributpflichtiger Städte gedacht oder einfach aus einem rasenden Gefühl der Rache heraus befohlen worden war, konnte nicht mehr mit Sicherheit gesagt werden. Zumindest war das Ergebnis, dass nun die eigene Stadt Theani so gut wie schutzlos dalag, was vermutlich im Normalfall auch reichte, da die Stärke der Armee durch ihre Abschreckung Schutz genug war, ob sie nun vor Ort war oder nicht.

Auf der Überfahrt, und jetzt, da sie im Begriff waren loszuschlagen, hatte er sich mehrmals gefragt, ob er nicht dabei war, einen ganz ähnlichen Fehler zu machen. War es wirklich so vernünftig und unausweichlich, wie er dachte, Theani jetzt niederzubrennen, oder war es nur die Rache für die Demütigungen und menschlichen Verluste, die Leij hatte hinnehmen müssen? Oder war es vielmehr sogar nur ihre – Noanme und seine – persönliche Rache, weil sie Leondira verloren hatten?

Zum anderen kreisten seine Gedanken um Noanme. Würde er sie, in seinem letzten Atemzug, wenn seine eigenen Augen sich trüben würden, und er die Gnade eines letzten, bewussten Gedankens hätte, immer noch lieben? Obwohl sie ihn auf dieses Vorhaben geschickt hatte? Ein Vorhaben, das – und das musste man ihr zugutehalten – überlebensnotwendig und wohl nur durch ihn durchführbar war?

Für einen Augenblick blitzte ein kurzes Feuer am Schiff nördlich von ihnen auf. Sein Schiff hatte die südlichste Position in der Kette, direkt vor der Hafeneinfahrt. Das Schiff nördlich – das gerade das Signal gegeben hatte – war etwa vierhundert Maß entfernt, und lag auf der anderen Hafenseite. Zwei weitere lagen vor der Landzunge, und eines dahinter. Das Feuer war das Signal, das vom nördlichsten zum südlichsten Schiff gewandert war, um Einsatzbereitschaft zu signalisieren.

Zwei Augenblicke ein, vier Augenblicke aus. Er dachte an die Ödnis, und dass es immer noch seine Bestimmung war, die Schwachen zu schützen, auch wenn es sein eigenes Leben kosten würde. Über alles andere würde er nachdenken, falls er das hier überleben sollte.

„Für Leij“, flüsterte er seinem Melder zu, und dieser gab das Leuchtsignal zum Angriff. Augenblicke später sah er, wie in einiger Entfernung ein kleines Feuer entzündet, und dann auch schnell wieder abgeschirmt wurde, und hörte ein leises Surren der Seile, als die Bliden abgefeuert

wurden. Er hatte in den umfangreichen Archiven Leijs eine detaillierte Karte Theanis gefunden, ausführlich studiert und sich mit den ersten Gästen unterhalten, jenen ersten, die noch unverehrt aus der Höhle ihres Feindes wiedergekehrt waren. Das Ergebnis seiner Überlegungen hatte ihm ganz deutlich die günstigste Stelle für den ersten Schlag gegen die Stadt gezeigt. Er sah hinüber zu den Männern an den Bliden, die ihm ihrerseits Einsatzbereitschaft signalisierten. Ihre Wundergeschütze waren bereits geladen, statt Eisenkugeln verwendeten sie dieses Mal kugelförmige Fässer aus dünnem Holz, die beim Aufschlag auf ihr Ziel auseinanderbrechen würden. Gefüllt mit Öl, und mit einem brennenden, ölgetränkten Tuch versehen waren sie bestens geeignet, um ein Gebäude in Brand zu stecken. Es war nicht seine Idee gewesen, Geschosse wie diese zu verwenden, sondern jene eines Fassbauers, der als Soldat in der Schlacht von Leij gedient hatte, und wieder war das wahre Wunder, wie viele dieser Brandkugeln die Leij innerhalb dieser wenigen Tage zu fertigen im Stande gewesen waren.

Ein Feuerschein war auf der Landzunge zu sehen, und die Flammen breiteten sich rasch unter den sich dort befindlichen Lagergebäuden des Handelshafens aus. Die Kugeln schienen nicht nur ihren Zweck bestmöglich zu erfüllen, sie waren auch im Flug nicht zu sehen gewesen. Er wurde ruhig, alles lief nach Plan. Die Lagergebäude waren vollständig aus Holz, und vollgestopft mit vielen, wie sie hofften, zum Großteil brennbaren Waren, und würden dementsprechend schwer zu löschen sein.

Weitere Kugeln auf die Lagergebäude schienen zu folgen. Schreie waren aus der Stadt zu hören, die Brände waren also entdeckt worden, die Ursache dafür blieb, so war zu hoffen, noch etwas verborgen. Feuer am Ende des Sommers stellten hier an der Westküste des Ostkontinents, wo dieser vor allem durch lange Trockenphasen geprägt war, nichts Ungewöhnliches dar. Von einem der ehemaligen Gäste hatte er erfahren, dass die Soldaten, die den Hafen bewachten, auch die ersten waren, die im Fall eines Brandes in dieser Gegend eingriffen.

Er sah, wie die Feuer sich rasch ausweiteten. Durch weitere Brandkugeln, wie er wusste, was die Theani aber, zumindest machte das den Anschein, noch immer nicht erkannt hatten.

Er atmete nochmals tief durch. Die Lagerhäuser zu zerstören, und somit den Saran Khot einen mittelschweren wirtschaftlichen Schaden zu verursachen, war zwar sinnvoll, aber bei weitem nicht ausreichend, Zeit also für die nächste Phase des Angriffs. Er gab durch Handzeichen das Kommando, sein Schiff an die Hafeneinfahrt anzunähern, und sie setzten sich unmittelbar in Bewegung, ihr Begleitschiff hatte sich in der Zwischenzeit lautlos genähert und war nur wenige Maße hinter ihnen.

Dieser Teil ihres Planes, den sie „Abschnitt zwei“ genannt hatten, war bei weitem kritischer als der Beschuss aus der Ferne, sie mussten möglichst große Teile der verbliebenen Kriegs- und auch die Handelsflotte Theanis vernichten. Das Hafenbecken der Stadt war allerdings von einem gigantischen Ausmaß, noch dazu von mehreren Türmen bewacht und hatte Hafenmauern in einer Höhe, die selbst vom Ausguck des Mastes einer Galeere nicht zu überblicken waren. In Verbindung mit dem im Vergleich zu den aus Eisen gefertigten geringeren Gewicht der Brandkugeln, und der dadurch verringerten Reichweite der Bliden bedeutete das eines – wenn sie

die immer noch beeindruckende theanische Flotte versenken wollten, mussten sie in den Hafen hinein.

Sie näherten sich dem Hauptturm, der unmittelbar neben der Einfahrt stand. Er konnte eine Bewegung im oberen Fenster wahrnehmen. Verdammt, dachte er, obwohl er damit gerechnet hatte, aber es wäre auch ganz einfach zu schön gewesen, wenn die Saran Khot die komplette Wache abgezogen hätten. Doch es half nichts, es gab ohnehin keine Möglichkeit, abzubrechen. Wenn sie Theani davon abhalten wollten, in den nächsten Wochen wieder anzugreifen, mussten sie die Flotte zerstören.

Der oder die Wachposten musste sie längst gesehen haben, schwarze Farbe hin oder her, durch den Feuerschein war es ziemlich hell. Doch immerhin waren es erkennbar theanische Galeeren, auf denen sie soeben in das Hafenbecken einfuhren, sie hatten sogar darauf verzichtet, die Hoheitszeichen zu entfernen, und in dem allgemeinen Chaos, das gerade in der Stadt herrschte, kam der Posten hoffentlich weder dazu, sich über den ungewöhnlichen Anstrich zu wundern, noch auf die Idee zu prüfen, ob diese Schiffe erwartet wurden oder nicht. Einmal noch tief durchatmen, und sie hatten die Einfahrt passiert. Er kletterte auf dem Mast nach oben, um sich rasch einen Überblick zu verschaffen. Rechts von ihnen lag, eng miteinander vertäut, der Rest der Kriegsflotte, immer noch über dreißig Galeeren. Im linken, größeren Teil des Hafenbeckens waren unzählige Handelsschiffe vertäut, weit über hundert, wenn er schätzen hätte müssen. Nicht alle trugen die Hoheitszeichen Theanis, aber das hatte er erwartet und war nicht zu ändern.

Er sah nochmals zurück zur Hafeneinfahrt, die sie nun bereits um über fünfzig Maß zurückgelassen hatten. Konnte er damit rechnen, diese nochmals lebend zu passieren? Der Umstand, dass er als Besatzung für die beiden Schiffe, die in den Hafen einfahren sollten, nur jene Soldatinnen und Soldaten eingeteilt hatte, die bei ihrer Freiwilligmeldung ausdrücklich angegeben hatten, für ihn, den Istvari, sterben zu wollen, sollte ihm in ausreichender Weise zeigen, wie er selbst ihre Erfolgsaussichten einschätzte. Das musste ihm jetzt egal sein.

„Feuer“, gab er den entscheidenden Befehl und spürte die Genugtuung in sich aufsteigen, als die erste feindliche Galeere in Flammen aufging.

* * *

Der Tod war ein finsterer Geselle, der seinen Respekt von den Lebenden einforderte, und er brauchte seine Zeit. Das Sterben, es war keine einfache Sache, und schon oft hatte er beobachtet, dass jene, die schon kein einfaches Leben, dann auch keinen einfachen Tod hatten. Was das für ihn selbst bedeuten sollte, wusste er nicht wirklich, und noch weniger, warum ihm, der nie ein Anhänger der Vielen gewesen war, und noch dazu den Glauben an den Einen einzig wahren Gott inzwischen endgültig verloren hatte, dies genau einfiel, als er vier Tage nach dem Angriff auf Theani den Durchbruch von Leij vor sich sah.

Gut, die Tatsache, dass sie ihr Vorhaben ohne Verluste durchführen hatten können, sprach für seine eigene Unsterblichkeit, oder zumindest dafür, dass die Vorsehung noch andere Pläne mit ihm oder seiner Armee hatte, dennoch gab es wohl verschiedene Meinungen zu diesem Punkt,

einige der Soldaten dachten auch ganz einfach, dass sie mehr Glück gehabt hatten, als ihnen nach jeglichem Ermessen zustand. Aber egal, welche Meinungen sie auch auf den Schiffen hatten, was vollkommen unklar war, war, wie Noanme, die Alleinherrscherin über Bürger, Stadt und Bucht von Leij, die Überschreitung ihrer Grenzen durch die Armee des Istvari deuten würde. Würde sie nun ganz offiziell das neue Zeitalter einläuten? Alle Zeichen auf Versöhnung setzen? Oder würde sie sich gegen ihn stellen? Viel zu klar hatte sie ihm gesagt, dass sie ihn nur nicht angeklagt hatte, weil sie ihn brauchte. Und dass er besser nicht wiederkommen sollte.

Egal, er konnte ohnehin nicht anders. Wenn Leij das Zentrum einer Welt des Friedens werden sollte, war Noanme ohnehin schon lange das Zentrum seiner, ganz egal, wie sie zueinander standen. Er befahl, die Bucht in betont langsamer Fahrt zu durchqueren, um ihre friedliche Absicht zu unterstreichen, was zusätzlich auch dem Volk die Gelegenheit geben würde, sich am großen Platz zu versammeln.

Langsam glitten sie durch das Wasser auf den Steg zu. Er konnte sie bereits aus der Ferne erkennen, wie sie, im Weiß des Rates gekleidet, etwa in der Mitte dessen stand. Und obwohl sie noch viel zu weit entfernt waren, bildete er sich bereits ein, die Kraft ihres Blickes zu spüren. Er schüttelte das Gefühl ab, er durfte sich jetzt in nichts hineinsteigern. Es war seine freie Entscheidung, wieder hier zu sein. Jene an Bord, die um seine Sicherheit besorgt waren, hatten ihm während der Rückfahrt mehrere Möglichkeiten vorgeschlagen, wo sie ihn an Land bringen, und nach kurzer Zeit mit allem, was er benötigte, versorgen würden, doch er hatte abgelehnt. Nicht, weil ihm die Vorschläge als nicht durchführbar oder sonst irgendetwas erschienen wären, sondern ganz einfach, weil er nun zu Ende bringen wollte, was er begonnen hatte. Es zu Ende bringen musste, ganz egal, wie dieses Ende nun auch aussehen würde. Und er hatte nicht einmal den Hauch einer Ahnung, wie das bestmögliche Ende für ihn überhaupt aussehen konnte. Doch es war ohnehin zu spät, um umzukehren.

Sein Schiff legte an und er sprang von Bord, noch bevor sie eine Planke über die Reling gelegt hatten. Ging auf sie zu, und spürte, wie sein Herz klopfte. Wie sein ganzer Körper sich danach sehnte, sie in seine Arme zu nehmen und an sich zu drücken. Doch natürlich lag das außerhalb des Denkbaren.

„Seid begrüßt, Dub Ratoras, Namen- und Heimatloser“, begrüßte sie ihn mit klangloser Stimme, doch er kannte das Protokoll von Leij inzwischen nur zu gut. Das Fehlen einer ehrenvollen Ansprache, kombiniert mit dem Fehlen des Ausdrucks positiver Gefühle, war die schärfste Form der Beleidigung in der schönen, offiziellen Ausdrucksweise Leijs.

„Und ich grüße dich, Noanme, wie es scheint höchste Repräsentantin Leijs in diesen Tagen“, beschloss er es ihr gleichzutun, um seine Verletzung zu überdecken.

Sie funkelte ihn mit einem böseartig wirkenden Blick an. „Vor Eurer Abfahrt habe ich Euch darüber informiert, dass Ihr in Leij den Status des Dileas verloren habt. Ihr seid kein Leij von Geburt, habt aber unsere Gesetze studiert. Somit muss Euch auch bekannt sein, dass Ihr nicht das Recht habt, unsere Grenzen zu überschreiten, und erst recht nicht, innerhalb der Bucht zu ankern beziehungsweise an Land zu gehen.“ Sie holte kurz Luft. „Des Weiteren habe ich Euch informiert,

dass Ihr Euch mehreren Verbrechen schuldig gemacht habt, für die wir Euch im Falle einer Rückkehr als Hochverräter anklagen würden. Da Ihr aber“, sie deutete mit einer kleinen Geste auf seine fünf Schiffe, die mittlerweile alle am Steg angelegt hatten, „mit einer bewaffneten Armee unsere Grenzen überschreitet, muss ich davon ausgehen, dass es sich um einen Umsturzversuch handelt, und Ihr mir in Kürze mitteilen werdet, ob Ihr mir die Macht aus meinen warmen, oder meinen kalten Händen zu nehmen gedenkt.“

Er räusperte sich kurz, mehr, um seine eigene Konzentration zu schärfen, als aus einer körperlichen Notwendigkeit heraus, und brauchte die Zeit auch, um sich nach ihren, zugegebenermaßen beeindruckenden, Worten zu sammeln. Worten, die nicht dem entsprachen, was tatsächlich hinter den verschlossenen Türen im ehemaligen Haus des Rates gesprochen worden war, und sich auch insgesamt deplatziert anfühlten. Er hätte sie gerne offen gefragt, was das alles sollte, aber nachdem die Augen und Ohren ganz Leijs auf ihm lagen, tat er genau das nicht.

„Noanme, ich möchte Euch meinen Dank übermitteln, dass Ihr an meiner statt die Regierungsgeschäfte übernommen habt, während ich über dem Meer war, um Bürger, Stadt und Bucht vor ihrem Untergang zu bewahren“, sagte er stattdessen, und folgte somit dem Verlauf, den sie dem Gespräch vorgegeben hatte. „Doch nun muss ich Euch auffordern, mich in das Haus des Rates oder jeden anderen Ort in der Bucht, der Euch geeignet erscheint, zu begleiten, um zu beraten, wie die Zukunft von Leij aussehen mag.“

Durch die Menschenmenge, die bislang schweigsam auf dem großen Platz gestanden war, ging ein Raunen, doch er konnte nicht deuten, ob das ein gutes Zeichen war oder nicht. Er blickte durch die Reihen und dann zurück zu Noanme. „Nein, Dub“, sagte sie in diesem Moment in einem für ihn überraschend sanften Ton, und erschien ihm offen, wie schon seit langer Zeit nicht mehr. „Du kannst nicht erwarten, dass ich dich in die Zukunft Leijs einbeziehe.“

Sie drehte sich halb herum, und auf ihr Zeichen kam Ariston, der das helle Blau der Ratsdiener trug, nach vorne, stellte sich ihr gegenüber auf, senkte den Kopf und hielt ihr mit beiden Händen ein Schwert, das in einer kunstvollen Scheide steckte, hin. Sie übernahm es ebenso, drehte sich ihm zu und hielt ihm das Schwert hin. Er betrachtete das schwarze, kunstvoll mit goldenen Elementen verzierte Behältnis, und den prächtigen Griff, in dem Silber und Platin eingearbeitet worden zu sein schienen. Staunte wieder einmal über die Handwerkskunst Leijs, wobei er nicht im Geringsten verstand, warum sie ihm jetzt ein Geschenk anbot. War es eine Auszeichnung, die er zum Abschied erhalten sollte? ‚Geh mit dem Einen, aber bitte – geh‘ war ein geflügeltes Wort in Vallecroix, einer der vielen Städte, für die er gekämpft hatte. Sollte das hier etwas Ähnliches bedeuten? Er sah sie fragend an.

„Das hier ist ‚Dub lasair‘, die schwarze Flamme. Das kunstvollste Schwert, das unsere Schmiede je hergestellt haben, und das erste Schwert in Leij, das einen Namen trägt.“ Sie sah ihm in die Augen. „Einzig geschmiedet für den heutigen Tag. Um eine Entscheidung herbeizuführen.“ Sie überreichte es ihm, und er nahm es, ebenfalls mit beiden Händen, entgegen. Konnte dann nicht anders, als es aus der Scheide zu ziehen, und es locker um sein Handgelenk zu schwingen.

„Mein Kompliment an die Schmiede“, sagte er, und meinte es so. „Aber von welcher Entscheidung sprichst du?“

„Dub, du kannst mit diesem Schwert nun genau zwei Dinge tun. Entweder stichst du mir damit ins Herz, während du mir in die Augen siehst, womit du der Herr von Leij sein wirst, und das Schicksal unseres auserwählten Volkes bestimmen darfst, solange die Vorsehung es dir erlaubt. Oder, du legst es mir zu Füßen, womit du dich meiner Herrschaft unterwirfst, in weiterer Folge angeklagt und – sei dir bitte dessen bewusst – zum Tode verurteilt wirst.“

Ein Schatten zog vor seine Augen. Er hatte mit vielem gerechnet, aber vor eine Entscheidung wie diese gestellt zu werden, war mehr als überraschend. Er vollführte einen schnellen Schlag ins Leere, um seinem Ärger zumindest etwas Luft zu machen, und zu sehen, wie Noanme sich verhalten würde. Sie stand vor ihm, im Blick dieselbe trotzig Unbrechbarkeit, wie jene, die sie in der Senke gezeigt hatte, am Tag, als er ihr zum ersten Mal das Leben gerettet hatte, jenem Tag, der zwar nur ziemlich genau ein halbes Jahr zurücklag, sich aber wie ein halbes Leben anfühlte.

Er ließ das Schwert nochmals kreisen und sah Noanme tief in die Augen. Sie zuckte mit keiner Wimper. Wie konnte man dem Tod nur derartig kalt in die Augen sehen? Er ließ seine Gedanken bewusst schweifen. Natürlich, Noanme konnte das, doch entnahm er einem winzigen Zucken in ihrem Blick, dass etwas daran nicht ganz stimmte. Er konnte sie nicht töten, das wusste sie genauso gut wie er, zudem strebte er die Alleinherrschaft über Bürger, Stadt und Bucht nicht an. Warum stellte sie ihn also vor diese Wahl? Um ihn öffentlich zu demütigen? Um ein Bekenntnis zu ihr vor aller Augen zu erzwingen? Auch das entsprach ihr so gar nicht. Er ließ die Klinge noch einmal kreisen. Er und sie, sie waren die Einzigen, die diese Dinge so genau wussten. Somit konnte das alles nur bedeuten, dass nicht er der Adressat dieses Spiels war, sondern jemand anderes. Er fixierte nochmals ihren Blick. Hätte sie es gewollt, hätte sie ihn alleine mit dessen Hilfe bereits auf die Knie zwingen können, doch tat sie das nicht. Er stieß in Gedanken einen kurzen Fluch aus und traf eine Entscheidung. Eine Entscheidung, die ihm das Leben kosten konnte, wenn er falsch lag. Die Entscheidung, ihr zu vertrauen.

Er hob das Schwert und stieß es mit aller Kraft nach unten, sodass es in den Brettern des Stegs genau zwischen ihnen steckte, und fiel auf beide Knie.

„Du hast gewonnen, Viengalis.“

* * *

Den Rest hatte er nurmehr wie durch einen Nebel mitbekommen, so sehr er sich auch um Gedankenklarheit bemühte. Noanme hatte mit dem nächsten Satz alle Soldaten, einschließlich seiner Blutsicheln, begnadigt, unter der Bedingung, dass sie Leij unbewaffnet betreten würden, und ihnen ausdrücklich für ihre Dienste gedankt. Dann hatte sie ihm erklärt, dass er sich ab nun nicht mehr frei in der Bucht bewegen durfte, und ihm vier Soldaten der Stadtwache zur Seite gestellt, wobei das wohl mehr eine symbolische Geste war – mit vier Soldaten dieses Schlages hätte er es sogar unbewaffnet locker aufnehmen können, und doch hätte sogar einer ausgereicht,

denn er war längst nur mehr eine Feder im Wind. Sie hatte ihm noch die Möglichkeit gegeben, das Badehaus des zweiten Bezirks aufzusuchen, dann musste er schon in den Rat.

Diesen hatten sie in der Zwischenzeit an die neuen Erfordernisse angepasst, die Bänke der Ratsherren waren entfernt worden, stattdessen stand nur mehr eine Bank zwischen den ehemaligen Sitzen der Vahire und den marmornen Thronen, was wohl bedeutete, dass Noanme nicht vorhatte, die Macht in näherer Zukunft wieder mit anderen zu teilen, es aber auch nicht wagte oder für angemessen hielt, einen der Throne zu besetzen. Vielleicht, dachte er, ganz einfach aus dem Grund, dass sich unweigerlich die Frage gestellt hätte, wer denn auf dem zweiten sitzen sollte.

Ihn hatten seine Begleiter in den Bereich gebracht, in dem die Bänke der Vahire gestanden hatten, und nachdem ihm offensichtlich keine Sitzgelegenheit zugedacht war, blieb er ganz einfach stehen.

Er ließ die Eröffnung des Verfahrens ziemlich gleichmütig über sich ergehen. Geschah das alles hier wirklich, oder war es ein Spiel? Er konnte sich nicht sicher sein. Noanme war die Einzige, die sprach, aber sie sprach viel, und sie verwendete viele ausführliche Sätze mit schönen Worten, wie es in Leij eben üblich war. Sie machte ihn darauf aufmerksam, dass er einen gerechten Prozess erwarten konnte, gleichzeitig war sie aber Anklägerin und Richterin, was für ihn, der sich selbst zu verteidigen hatte, nichts Gutes bedeuten konnte – genauso wenig wie die Tatsache, dass er seit dem Verlassen des Badehauses an den Händen mit einer geschmiedeten Kette gefesselt war.

Als Nächstes wurde er gebeten, die Ereignisse in Theani zusammenzufassen. Er hatte sich schon etwas gewundert, dass ihn seit seiner Ankunft noch niemand gefragt hatte, wie ihr Vorhaben verlaufen war, insbesondere, da dessen Ausgang nicht wirklich unwesentlich für die weiteren Geschehnisse Leijs sein dürfte. Wie auch immer, vermutlich hatten sie ganz einfach mehrere seiner Soldaten befragt, und sein Bericht war in Wahrheit eine Formsache für das Sitzungsprotokoll. Sein Blick erfasste eine Möwe, irgendwo in der Ferne, die schnell näherkam und sich, unbeeindruckt davon, dass sich alle Menschen von Leij hier versammelt hatten, nur wenige Schritte von ihm entfernt niederließ. Ich werde wohl ohnehin nie wieder frei sein, dachte er und begann seinen Bericht mit den Planungen, Vorbereitungen und der Überfahrt, fuhr fort über die Aufstellung der Schiffe rund um die Landzunge, den Angriff auf die Lagerhäuser, und kam schließlich zu dem Punkt, an dem sie in das Hafenbecken eingefahren waren. Dass der Auftrag dazu von Noanme gekommen war, ließ er unter den Tisch fallen.

Die versammelten Bürger auf den Rängen schienen an seinen Lippen zu hängen, und mit Spannung den Höhepunkt seiner Erzählung zu erwarten.

„Und dort haben wir dann alles versenkt“, sagte er daher in aller Kürze. Er war nicht hier, um sie zu unterhalten.

„Was meint Ihr mit ‚alles‘? Bitte führt das im Detail aus“, lautete Noannes sofortige Gegenfrage. „Alles eben“, war seine nächste, kurze Antwort, auf eine weitere Nachfrage hin führte er die Details aber dann doch noch aus, und begann damit, dass sie zunächst bewusst die Lagerhäuser angegriffen hatten, einerseits um ihrem Feind einen gehörigen wirtschaftlichen Schaden

zuzufügen, vor allem aber um die Stadt ins Chaos zu stürzen und die Bewacher des Hafens mit Löscharbeiten zu beschäftigen. Im Anschluss erzählte er, wie sie die restlichen Wachen getötet, und somit schlussendlich leichtes Spiel damit gehabt hatten, ein vor Anker liegendes Schiff nach dem anderen in Brand zu stecken.

„Wir haben trotzdem nicht damit gerechnet, lebend zu entkommen“, näherte er sich dem Ende seiner Erzählung, „aber in der allgemeinen Verwirrung ist, wie es den Anschein hat, niemand auf die Idee gekommen, dass der Angriff von theanischen Galeeren aus erfolgte. Somit konnten wir den Hafen wieder unbeschadet verlassen, danach sind wir noch an der Stadt entlang gefahren, wo wir die restlichen Brandkugeln ganz einfach nach Gutdünken mitten hineingefeuert haben, was schlussendlich einen wahren Feuersturm ausgelöst hat.“

„Das heißt aber auch, dass Ihr vollkommen bewusst ein Massaker an der Bevölkerung angerichtet, oder zumindest billigend in Kauf genommen habt.“ Noanme formulierte es als Feststellung, nicht als Frage.

War das ihr Plan? Ihm jeden einzelnen Toten, egal welchen Volkes, anzulasten, um selbst im reinsten Weiß dazustehen? Um unbefleckt ins neue Zeitalter gehen zu können? Er fühlte sich wieder wie eine Spielfigur, die ihren nächsten Schritt nicht selbst in der Hand hatte. „Als wir den Angriff planten, sprachen wir davon, dass es für die nächsten Jahre beziehungsweise Jahrzehnte für Leij einen Vorteil bieten würde, wenn wir die Bevölkerung Theanis sehr stark reduzierten. Das ist Kriegslogik, auch wenn das in Euren Ohren jetzt hart klingen muss, aber wir sind ohnehin wieder davon abgekommen, aus zwei Gründen. Zunächst – einige der Soldaten Leijs hatten moralische Bedenken, mehr Opfer als unbedingt nötig zu hinterlassen. Und zum anderen, und ich gebe unumwunden zu, dass das meine Entscheidung bei weitem stärker beeinflusst hat – Ziel des Angriffs war, Theani dauerhaft zu schädigen, und nicht, es auszulöschen. Wenn wir die Saran Khot vernichteten, wäre das Risiko zu hoch, dass ein anderes Volk die entstandene Leere am Ostkontinent und auf dem Meer zwischen uns zu nutzen wüsste, und wir in Leij in Kürze wieder vor unserem altbekannten Problem stünden, nur dass es einen neuen Namen hätte. Da die Saran Khot aber nun nur geschwächt statt vernichtet sind, steht dem Ostkontinent eine im besten Fall Generationen andauernde Rivalität zwischen verschiedenen Königreichen und Stadtstaaten bevor. Und – wenn das Euer Wille ist – wird Leij bis dahin wieder eine regionale Machtstellung an der Südspitze erlangt haben, wie es vor dreihundert Jahren der Fall war. Somit“, begann er seinen letzten Satz, „war der Schwerpunkt unseres Angriffs jener, möglichst viel Schaden an den materiellen Gütern Theanis anzurichten, und dadurch, dass wir zunächst die Lagerhäuser und den Hafen angegriffen haben, war der Großteil der Bevölkerung, der nicht mit den Löscharbeiten beschäftigt war, bereits auf der Flucht, als wir die Stadt angriffen. Wobei es mit Sicherheit dennoch auch zu Toten innerhalb der Bevölkerung gekommen ist.“

Noanme schien sich die Zeit zu nehmen, um seine Erzählung einzuordnen, dann erhob sie sich. „Ich danke Euch für Eure Ausführungen. Nun, Ihr seid nicht des Völkermordes an den Saran Khot angeklagt, zum einen, weil sie Feinde der Stadt Leij sind, und zum anderen, da wir aus ihrem Niedergang durchaus einen Vorteil ziehen. Aber der Angriff auf unschuldige Bürger und die

zumindest billigende Inkaufnahme ihres Todes zeigt wohl allen Anwesenden, von welchem Charakter Ihr seid.“

„Viengalis, mit Verlaub – ich habe Leij in drei Schlachten zum Sieg geführt, ohne persönlichen Gewinn aus diesen Siegen geschlagen zu haben. Habe mein Leben mehrfach riskiert, und war immer bereit, es zum Wohle Leijs zu opfern, und auch Ihr würdet nicht hier stehen, wenn ich nicht gewesen wäre. Ich denke, wenn etwas meinen Charakter zeigt, dann das.“

Noanne erhob sich. „Eure Verdienste für Leij werden Euch mildernd angerechnet werden, und tatsächlich gibt es genug, wofür Leij Euch dankbar sein darf und auf ewig dankbar sein wird. Aber eine gute Tat sühnt keine Verbrechen, zumindest nicht in dem Umfang, wie Ihr sie begangen habt.“ Sie nahm Haltung an. „Im Namen der Bürger von Leij erfolgt hiermit der Beschluss: Die Anklage des Hochverrats wegen Nichtbefolgung meiner Befehle sowie des versuchten Umsturzes durch die bewaffnete Überschreitung unserer Grenzen in feindlicher Absicht wird in Anrechnung Eurer Verdienste für Bürger, Stadt und Bucht fallengelassen. Die Anklage wegen elffachen Mordes an den Vahren von Leij, unseren angesehensten und weisesten Bürgern, bleibt bestehen und wird nun verhandelt. Bitte fasst Euer Verbrechen aus Eurer Sicht zusammen.“

Er beobachtete für einen Moment die Möwe, die immer noch dasaß, anstatt in die Freiheit zu fliegen, und dachte nach. Es schien so zu sein, wie vorhin vermutet, er sollte die alleinige Schuld tragen, um sie reinzuwaschen. Sein Vertrauen in sie war fehl am Platz gewesen, aber er hatte ohnehin keine andere Wahl gehabt. Er überlegte weiter. Vor einer wirklich unparteiischen Gerichtsbarkeit, die darüber hinaus im Zweifel für den Angeklagten entschied, würde eine Möglichkeit zu einem Freispruch aus Mangel an Beweisen bestehen. Zugegeben, eine solche war auf dem westlichen Kontinent selten, und auch wenn diese im Allgemeinen gut zu Leij passen würde, war das heutige Urteil doch längst gefällt, und alles, was jetzt noch kommen würde, hatte bestenfalls einen gewissen Unterhaltungswert für das Publikum.

„Verehrte Viengalis“, sagte er daher, „in den westlichen Königreichen – zumindest in den Fortschrittlicheren – hat der Beschuldigte das Recht, zu den ihm angelasteten Verbrechen zu schweigen, in anderen wird die Aussage unter Androhung oder Durchführung von Folter erzwungen. Ich hoffe, dass auch unter Eurer Regentschaft Leij zu Ersteren zählt.“

„Das Recht sei Euch gewährt“, sagte Noanne, und fuhr dann in einer schier endlosen Rede fort, seine Verbrechen aus ihrer Sicht zu beschreiben. Die Tatsache, dass sie beide vor gar nicht allzu langer Zeit gemeinsam Überlegungen anstellten, wie viele Opfer für die Freiheit Leijs angemessen waren, ließ sie, genau wie die Tatsache, dass sie einander eng verbunden waren, dabei elegant unter den Tisch fallen. Egal, nach kurzer Zeit war er ohnehin abgeschweift und betrachtete noch einmal die wundervolle Architektur des Amphitheaters und die Bevölkerung Leijs, wie sie in ihrer Schönheit und Erhabenheit darin Platz gefunden hatte. Ihre Unvollkommenheit, da sie die Ränge nur mehr zu zwei Dritteln füllen konnte, und die Sonne, die im Westen, irgendwo hinter der Pforte verschwand. Sein letzter Sonnenuntergang, daran war nicht zu zweifeln.

Noanne war verstummt. Er merkte, dass alle Blicke auf ihn gerichtet waren.

„Ob Ihr dem noch etwas hinzuzufügen habt, habe ich gefragt“, sagte sie. Die Möwe war davongeflogen.

„Viengalis, Bürger von Leij, ich habe dem nichts mehr hinzuzufügen.“

„Nun denn“, Noanne nahm wiederum Haltung an, „Dub Ratoras, Namen- und Heimatloser, hiermit erkläre ich Euch des elffachen Mordes an den Vahren von Leij schuldig. Und hiermit“, er registrierte beiläufig eine leichte Unsicherheit in ihrer Stimme, „verurteile ich Euch zum Tode. Ihr werdet morgen, am Tag der Herbstsonne, zur Mittagsstunde von Sanaias Felsen gestürzt.“

Ein Raunen ging durch das Volk, aber kein besonders großes. Einerseits war das Urteil wohl zu erwarten gewesen, andererseits hatte es viele Vorteile. Ein Sündenbock war gefunden, er wurde geopfert, und der Rest des Volkes konnte in Frieden das neue Zeitalter begehen. Vielleicht würde sogar ein romantisch verklärter Opfermythos in ein paar Generationen dafür sorgen, dass auch seine Geschichte, und somit er selbst, zu einer Legende von Leij wurde. Oder auch nicht, wer wusste das schon, für ihn spielte es keine Rolle mehr. Er fühlte sich verraten und verkauft, wie diese eine Vahiri aus den Legenden, deren Name ihm nicht mehr einfiel. Es war bedeutungslos. Alles war bedeutungslos. Willenlos ließ er sich abführen.

15. Jung und frei

Er erwachte, als er das Öffnen der Türe hörte. Es war keine Überraschung, wer hier nun vor ihm stand. Ein schneller Blick durchs Fenster zeigte ihm, dass es draußen noch dunkel war, er konnte nur kurz geschlafen haben. Er saß auf dem Boden seiner Hütte, die für den Zweck seiner Gefangennahme angepasst, das hieß vollständig ausgeräumt, worden war. Zusätzlich hatten sie eine Kette im Boden verankert, an deren anderem Ende seine Hände hinter seinem Rücken zusammengefesselt waren. Eine mehr als unbequeme Haltung, aber er verstand die Absicht dahinter – man hatte immer noch Respekt, oder sogar Angst vor seinen Fähigkeiten und wollte ihm nicht die geringste Möglichkeit zur Flucht bieten.

Noanne hatte sich die wenigen notwendigen Schritte angenähert und war ihm gegenüber stehengeblieben. „Kommst du dich verabschieden?“, fragte er, bemüht um Festigkeit in seiner Stimme.

Sie ging nicht auf seine Frage ein, sondern setzte sich ihm gegenüber, in etwa einem Maß – oder, wie er mit einem leichten innerlichen Grinsen dachte, einem Meter – Entfernung.

„Seit wann siehst du sie klar vor dir?“

„Was meinst du?“

„Keine Masken und keine Spiele, Dub. Die Welt der Lichter aus deinen Visionen, sie ist real, das haben wir beide doch schon länger vermutet. Aber nun hat der Nebel sich gelichtet, du siehst sie jetzt klar vor dir.“

Er blieb für einen Augenblick mit den Augen an ihrem Oberteil hängen, das völlig schwarz war, genau wie ihr Hüfttuch. Das war ungewöhnlich für Leij, schwarz war die zeremonielle Farbe des Mecenas, und wurde ansonsten nicht getragen, doch im Moment wollte er sich darüber keine Gedanken machen. „Meine eigene Biografie kenne ich nach wie vor nur in Bruchstücken, aber in dem Moment, wo ich das Schwert zwischen uns in den Steg gerammt habe, habe ich nochmals in deine Augen gesehen, und auf einmal lag diese andere Welt klar vor mir, wie du es eben gesagt hast.“

„Erkläre sie mir, diese Welt.“

„Es ist eine Welt eines materiellen Reichtums, wie du ihn dir nicht vorstellen kannst. Wie das Volk von Leij mussten die Menschen dort seit langer Zeit nichts anderes erleben, doch im Unterschied können sie ihr Paradies nicht genießen. Habgier und Neid treiben die Menschen an, immer mehr zu wollen. Sie sind unglücklich, weil sie dieses ‚immer mehr‘ niemals erreichen können, und beuten dabei die Erde und sich selbst in einem Maß aus, das langfristig das Ende ihrer Zivilisation bedeuten wird.“

„Und die Lichter?“

„Sie sind nichts Magisches, auch wenn sie dir so vorkommen würden, doch die Technologie ist ganz einfach sehr weit entwickelt. Wir können in die Lichter sehen, um uns Wissen anzueignen,

um miteinander in Kontakt zu treten und unsere Arbeit effizienter zu erledigen. Und doch verwenden wir sie hauptsächlich dazu, um vor der Realität zu flüchten.“

„Das klingt traurig.“

„Ich weiß nicht. Sinnentleert würde ich eher dazu sagen.“

Noanme sah ihn an, schwieg und schien lange über das Gehörte nachzudenken.

„Denkst du, es gibt eine Möglichkeit für dich, dorthin zurückzukehren?“

„Ich habe heute schon darüber nachgedacht. Ja, ich denke schon. Ich kann es zwar nicht erklären, aber ich glaube, wenn ich zum Ort des Falls zurückkehren würde, fände ich eine Möglichkeit.“

„Wie schade“, sagte sie und grinste leicht, „dass Laskeutuuva gute siebzig oder mehr Tagesritte von hier entfernt ist, und du nicht einmal mehr einen Tag zu leben hast.“

Er grinste zurück. „Ich würde auch nicht zurückkehren. Ich bin ein Leij, ich gehöre hierher.“

„Das heißt, du bist lieber tot in meiner Welt als lebendig in deiner?“

„Das hier ist meine Welt. Das muss für dich jetzt seltsam klingen, aber ich kann es nicht anders sagen.“

Sie ließ seine Worte für einen Moment stehen.

„Dub, du hast heute viele Erkenntnisse gewonnen. Aber du hast bislang erst die äußerste Oberfläche berührt, und wirst am Ende der Nacht denken, dass du an ihrem Beginn gar nichts wusstest. Aber bevor ich dich in das, was ich herausgefunden habe, einweihe“, sie unterbrach sich. Sah ihm tief in die Augen und lehnte sich nach vorne, bis sich ihre Lippen beinahe berührten.

„Dub, du musst wissen, meine Gefühle, die ich dir vor deiner Abreise offenbart habe, sind real. Ich liebe dich. Ich verachte dich. Und ich bin ein Teil von dir.“

Der darauffolgende Kuss ließ ihn für einen kurzen Moment vergessen, wo er war, und wie es um ihn stand. Er wollte schon ihren Kopf in seine Hände nehmen, als ihn der unsanfte Ruck des Eisens wieder in die Wirklichkeit zurückholte. Doch nicht nur die Ketten waren das Problem.

„Es ist – anders“, sagte sie leise und klang traurig. „Ich dachte es bereits, und jetzt ist es tatsächlich – anders. Nicht mehr so unbeschwert. Nicht mehr so...“

Auch wenn sie den Satz nicht vollenden konnte, war er geneigt, ihr zuzustimmen. Er zwang sich zu einem Grinsen.

„Und deshalb willst du mich tot sehen?“

„Das will ich nicht“, sagte sie, ohne auf die scherzhafte Note einzugehen. „Vielleicht wollte ich es, aber jetzt auf jeden Fall nicht mehr. Doch ich musste dich verurteilen, um einem direkten Umsturz während deines Prozesses zuvorzukommen.“

„Ich verstehe gar nichts mehr.“

„Ariston. Er denkt, ich habe nichts mitbekommen, aber er unterschätzt mich. Er hat es geschafft, einen Schattenrat einzurichten, und hat einen kleinen Teil der Armee und der Bürger auf seine

Seite gebracht. Zudem hat er in Sanpiere Söldner aus dem Süden angeworben, die sich mit ihren Schiffen in einer nahegelegenen Bucht aufhalten, und nur darauf warten, in Leij an Land gehen zu können. Eine große Anzahl an Söldnern, mehrere hundert Mann, so meine Schätzung.“

„Und das alles in der kurzen Zeit? Respekt.“

„Sehr witzig. Nein, auch das war von langer Hand geplant. Er hat die Entwicklungen in der Bucht genauestens beobachtet, und daraufhin den Plan entworfen, die Schlacht um Leij abzuwarten, danach den Rat auszuschalten, und durch seinen Schattenrat mit ihm an der Spitze zu ersetzen. Als er merkte, dass du ihm Schritt für Schritt seine Arbeit abnimmst, hat er sich sprichwörtlich zurückgelehnt und abgewartet, er denkt, dass ihm alles in die Karten spielt, und nun nur mehr ich ihm im Weg stehe. Natürlich hoffte er darauf, dass du von Theani gar nicht zurückkehren würdest, aber er beschloss, darauf zu setzen, dass ich dich aus dem Weg räume, falls du es doch tust.“

„Wie bist du ihm auf die Schliche gekommen?“ Auch wenn das für ihn nun keine große Bedeutung mehr haben dürfte, die Nacht war noch jung, sie hatten Zeit, und er wollte dann zumindest das Ende der Geschichte hören, wenn er es schon nicht miterleben würde.

„Ich habe gespürt, dass mit ihm etwas faul ist, schon zu der Zeit, als er noch Bürgerrat war, und um ihn besser und unauffälliger beobachten zu können, habe ich ihn zu meinem Darnadai gemacht.“

„Halte dir deine Freunde nahe, und deine Feinde näher“, sagte er und grinste.

Auch sie lächelte. „Wer hat das gesagt?“

„Jemand aus der Welt der Lichter, vor langer Zeit. Aber es spielt keine Rolle, du kannst es dir selbst zuschreiben, wenn du als Siegerin aus dieser Sache herausgehst.“

„Das bleibt abzuwarten. Wie es aussieht, werde ich mich in den nächsten Tagen aus Verzweiflung darüber, dich in den Tod geschickt zu haben, ebenfalls vom Felsen der Sanaia in den Tod stürzen, zumindest dürfte das sein Plan sein.“

„Perfide.“

Sie lächelte. „Wenn ich mir die Intrigen, die du gesponnen hast, und die heimtückischen Morde, die du beauftragt hast, ansehe, denke ich, du bist der Letzte, der darüber urteilen sollte. Jedenfalls, wenn ich dich nur verbannt oder dich freigesprochen hätte, hätte er mich noch während des Prozesses als Verräterin bezeichnet und ich säße nun, ebenfalls in Ketten, direkt neben dir. Und natürlich auch, wenn ich gar keine Anklage erhoben hätte.“ Sie machte eine kurze Pause.

„Dub, ich muss dich warnen. Ich möchte jetzt zum Kern der Geschichte kommen. Zum Kern der Erkenntnis, die ich gewonnen habe. Sie wird dein Leben verändern, oder besser gesagt, die Art, wie du dein Leben siehst. Aber ich möchte dir die Wahl lassen. Ich kann auch gehen, du wirst morgen hingerichtet und in vielen Jahren zur Legende.“

„Die Wahrheit ist schlimmer als der Tod?“

„Ich weiß nicht. Vielleicht.“

Er sah sie an. Sie schien das wirklich so zu meinen.

„Werde auch ich dich danach noch unsterblich lieben?“

Sie lächelte. „Tust du das noch? Ich kann in diesem Punkt nicht in dich hineinsehen. Meine Gefühle für dich sind zu stark.“

„Ich bin nicht sicher. Ich denke, mir geht es wie dir – ich habe keine andere Wahl, ich kann nicht einfach entscheiden, es nicht mehr zu tun. Aber“, sagte er und lächelte, wie um dem Ganzen die Ernsthaftigkeit zu nehmen, „vielleicht werden meine Gefühle klarer, wenn du meine Ketten öffnest.“

„Ausgeschlossen.“

„Egal. Oder auch nicht. Wie auch immer, leg los. Es gibt kein Zurück, wie du selbst so oft gesagt hast, und das schon lange nicht mehr.“

„Gut. Wie fange ich an?“ Sie stand auf, ging zum Fenster und setzte sich dann wieder ihm gegenüber. Wirkte unruhig, ein Gefühl, das er bei ihr noch nie wahrgenommen hatte.

„Wenn du einen Menschen wie mich unter Hausarrest stellst, und seine Welt somit auf sechzehn Quadratmaße schrumpfst, kannst du dir nicht erwarten, dass derjenige nur an die Decke starrt und mit seinem Schicksal hadert. Im Gegenteil, ich habe die Zeit genutzt, um über meine Gedanken Herr zu werden. Es ist erstaunlich, wozu unser Geist fähig ist, wenn wir das tun. Und ich habe über dich nachgedacht. Bist du nun der Istvari oder bist du es nicht? Und bin ich Sanaia, oder doch nur eine Vahiri, die sich selbst überschätzt? Auf jeden Fall hast du mich dankenswerterweise zwar unter Arrest gestellt, nicht aber von der Außenwelt abgeschnitten. Und so habe ich meine Boten in die Archive geschickt, die öffentlichen und geheimen, habe sie Gespräche führen lassen und die Ergebnisse analysiert.“ Sie zögerte einen Moment und fixierte einen Punkt hinter ihm.

„Dub, du musst wissen, vor gut dreihundert Jahren, als Sanpiere noch zu Leij gehörte, war es die zweitwichtigste Stadt in unserem Reich, und hatte dementsprechende Privilegien. So durfte es beispielsweise eigene Handelsverträge schließen, selbst Abgesandte aus den angrenzenden Ländern empfangen, und, als besondere Ehrung, bekam es einen Teil der leijanischen Archive, jenen Teil, der die gesammelten Schriften über die nördlichen Königreiche enthielt. Wir in Leij behielten hingegen nur grundlegendes Wissen und Karten über diese. Und auch heute ist die Stadt Sanpiere nach wie vor im Besitz dieser Schriften, hält sie in Ehren und verschafft den Vahren von Leij, oder sich in ihrem Auftrag befindlichen Bürgern, jederzeit Zutritt dazu.“ Sie hatte den Punkt losgelassen und besah nun ihre eigenen Hände.

„Nun, und das ist der Grund dafür“, fuhr sie nach einer Weile fort, „dass ich zwar die Geschichte des Westens kenne wie kaum jemand anders, die Geschichte des Nordens aber kaum. Natürlich habe ich in Sanpiere auch unsere alten Archive bereits besucht, ihre Schriften aber nie ausführlich studiert, und zudem bin ich, im Gegensatz zum Westen, auch nie in den nördlichen Königreichen gewesen, aus dem einfachen Grund, dass sie aufgrund ihrer Entfernung für uns nur eine untergeordnete Rolle spielen. Unser Handel mit ihnen läuft wenn dann ja ohnehin über Sanpiere.“ Sie schien den Faden zu verlieren und sah ihn dann plötzlich doch wieder direkt an.

„Daher war mir das auch Erklärung genug dafür, den Namen der Stadt Laskeutuuva nicht zu kennen, als du mir das erste Mal von deiner Zeit bei den Mönchen erzählt hast, ich hielt das schlicht für eine Wissenslücke meinerseits. Mein Vertrauen in dich mag gerechtfertigt gewesen sein; deine Angaben nicht zu prüfen, war dennoch ein Fehler. Denn es war keine Wissenslücke, laut den Archiven von Leij ist ganz klar – die Stadt Laskeutuuva gibt es ganz einfach nicht. Und auch wenn die Archive von Leij den Norden aus den genannten Gründen nur mehr oberflächlich abdecken – ein blinder Fleck dieser Größe ist ganz einfach undenkbar.“

„Noanme, was hast du vor? Willst du dich über den Todgeweihten lustig machen? Das hätte ich nicht von dir erwartet.“

„Im Gegenteil. Nein. Ich weiß, dass das jetzt schwer für dich sein muss, aber bitte hör mir einfach zu.“

Was hätte er auch sonst machen sollen, in seiner Lage?

„Ich konnte ganz einfach nicht glauben, dass du in diesem Punkt gelogen hattest, spürte, dass das nicht der Fall war. Zudem, selbst wenn, was hätte dir eine Lüge darüber an Vorteilen gebracht? Und daher schickte ich aus meinem Hausarrest heraus eine Botin nach Sanpiere, um die Archive auf den Kopf zu stellen, und mit dem klaren Auftrag, erst dann zurückzukehren, wenn sie die Existenz Laskeutuuvas und seines Klosters endgültig bewiesen oder widerlegt hatte.“

Er runzelte die Stirn. „Ich habe an dem Tag, an dem ich die Vahire von Leij unter Hausarrest gestellt habe, die Grenzen geschlossen. Kein Leij durfte die Bucht verlassen, und nur Händler mit Genehmigung durften die Handelsplätze betreten.“

„Händler mit Genehmigung“, sagte sie lächelnd und ließ den Satz ausklingen.

„Der Herr von Valo“, stöhnte er auf.

„Ja!“ Sie lachte. „Du hast dein Gespür nicht verloren. Meine Botin hatte den persönlichen Auftrag von mir, und konnte ihm die Geschichte, als er uns durch die Straßensperre brachte, sowie unser Gespräch davor als Beweis dafür, dass sie in meinem Auftrag handelte, Wort für Wort wiedergeben. Das reichte ihm, um sie in dem Hohlraum seines Wagens zu verstecken, und sie ungesehen durch die Pforte zu bringen.“

„Dieser miese, kleine Gauner“, sagte er, grinste aber dabei.

„Er war mit Sicherheit davon überzeugt, dass wir beide immer noch Seite an Seite standen, und dachte somit wohl, dass ‚in meinem Auftrag‘ gleichzeitig auch ‚in deinem‘ bedeutet.“ Sie lachte nochmals und wurde dann wieder ernst.

„Um die Geschichte weiterzubringen, meine Botin kehrte zurück, als ich beinahe schon keine Hoffnung mehr in sie setzte, gerade einen Tag, nachdem du mit deiner Flotte in Richtung Theani aufgebrochen warst. Um es kurz zu machen, es gibt zwar kein Laskeutuuva, aber es gab eines. Wie du erzählt hast, war es ein Kloster, in dem die Mönche ein Armutsgelübde abgelegt hatten, den ganzen Tag nichts anderes taten als zu beten und den Kampf zu üben, schließlich zu elitären Gotteskriegern mit einer enormen Kampfkraft wurden und die Lehren des Einen auf fanatische

Weise über den Erdball verteilen wollten. Wie du erzählt hast“, wiederholte sie sich. „Nur, und jetzt nähern wir uns dem Kern der Geschichte.“ Sie machte eine unnötig lange Pause, wie um ihm eine Gelegenheit zu bieten, das Kommende aufzunehmen.

„Das Kloster ist vor rund eintausendachthundert Jahren vollständig zerstört und nie wieder aufgebaut worden“, sagte sie leise. „Heute befindet sich dort nur eine Ödnis.“

„Das kann nicht sein.“

„Doch! Verstehst du denn nicht?“ Sie sah ihn auf eine Art an, wie sie es noch nie zuvor getan hatte. „Das ist der Beweis. Der Anfang und das Ende der Geschichte, der Anfang und das Ende von allem.“

Sie machte eine Pause, wie um das Folgende noch stärker wirken zu lassen. „Der Istvari war vor rund zweitausend Jahren in diesem Kloster, und wurde dort zum Gotteskrieger ausgebildet. Dass du eine so detaillierte Erinnerung an diese Zeit hast, als ob du sie selbst erlebt hättest, hat einen Grund – du hast diese Zeit selbst erlebt. Du bist nicht die Wiedergeburt des Istvari. Du bist der Istvari.“

Ein seltsames Gefühl durchströmte ihn. Sein Geist wusste möglicherweise, wie er bereits dachte, dass sie recht hatte, doch sein Verstand wehrte sich noch dagegen. Er schwieg und hörte ihr weiter zu.

„Ich weiß noch immer viel zu wenig“, begann sie in einer für die Leij unüblich hohen Geschwindigkeit zu sprechen, als würden die Worte beinahe aus ihr heraussprudeln. „Aber ich erzähle dir jetzt einfach, was ich glaube, wobei einiges auf alte Aufzeichnungen gestützt ist, anderes aber nur meine Vermutungen darstellt. Jedenfalls, du bist vor rund zweitausend Jahren in diese Welt gefallen, warst wie gesagt in dem Kloster und bist nach, glauben wir hier der Überlieferung, fünfundzwanzig Jahren in Leij gelandet. Hast hier gewirkt, vielleicht kürzer, als wir uns das gemeinhin vorstellen, vielleicht ein Jahr lang oder weniger, vielleicht auch wesentlich länger. Wir wissen es nicht, denn wir wissen nicht, ob du gar nicht alterst, oder nur in Leij alterst, oder nur in der Welt der Lichter, denn logisch lässt sich eigentlich nichts davon erklären. Aber wie dem auch sei, dann haben wir dich verjagt, denn das große Grauen, das waren wir selbst. Du bist gekommen, und hast uns vor der dunklen Zeit erlöst und uns ins erste Zeitalter des Lichts geführt, und wir haben dich zum Dank ganz einfach verraten.“ Sie machte eine Pause und lächelte, zu Beginn mit leichter Bitterkeit, dann aber wieder offener. „In unserer Überlieferung steht, du wärest gestorben, aber das stimmt nicht“, sagte sie mit großer Ruhe. „Du hast ganz einfach einen Weg gefunden, in die Welt der Lichter zurückzukehren. Und hast dort gewartet, keine zweitausend Jahre, da die Zeit dort, so meine Vermutung, wesentlich langsamer vergeht als hier. Vielleicht ist ein Tag dort bei uns ein Jahr, auch wenn das für uns unvorstellbar klingen mag. Unwichtig in diesem Moment, auf jeden Fall hast du gewartet, bis es wieder an der Zeit war, zurückzukehren. An der Zeit, wieder in unsere Welt zu kommen, und die alten Prophezeiungen zu erfüllen.“

Sein Kopf schwirrte. Es klang unsinnig, was sie sagte, und doch ergab es auf so viele Arten Sinn. Er versuchte die Erinnerungsfetzen aus der Welt der Lichter, die ihm seit heute wieder ins

Bewusstsein drangen, mit ihrer Geschichte in Einklang zu bringen. Einiges war noch unklar, aber es passte ganz einfach auch verdammt viel.

„Noanme...“

„Bitte nenne mich nicht mehr so. Zu Noanme war die Geschichte zu gnädig, viel zu gnädig sogar. Sie spielte die Rolle, die Ariston heute spielt, hatte versucht, den Istvari und Sanaia beseitigen zu lassen, es nicht geschafft, aber sie immerhin zur Flucht gezwungen. Zur Festigung ihrer Macht hat sie danach zum einen den Hohen Rat eingerichtet, und sich zum anderen zur Tochter und damit zur legitimen Nachfolgerin der beiden erklärt, was vermutlich damals schon als glatte Lüge erkannt, aber hingenommen wurde. Vergiss nicht, die Legende des Istvari und somit auch die Prophezeiung der Noanme wurden erst mehrere Lebensalter nach ihrem Tod aufgeschrieben und entsprechen somit nicht notwendigerweise der Wahrheit. Aber wie dem auch sei – sie verdient es, als dunkelstes Geschöpf in die Legenden von Leij einzugehen.“

„Zweitausend Jahre Frieden – aufgrund eines Verbrechens?“

„Wie es aussieht, ja.“

„Was ist mit Sanaia passiert? Du bist doch, auf eine Art und Weise, die ich nicht verstehe, Sanaia, oder?“ Ehrfurcht schwang in seiner Stimme mit, ohne dass er das wollte.

„Ich weiß nicht, was mit Sanaia passiert ist. Und ich werde es herausfinden, ob deine Erinnerung nun zurückkehrt oder nicht. Das ist meine Frage, Istvari, nicht deine – du hast deine eigenen. Sie war eine Leij, keine Bewohnerin der Welt der Lichter, davon bin ich überzeugt, aber mehr kann ich wirklich nicht mit Sicherheit sagen. Doch auch wenn ich nichts weiß, ich fühle es. Ja, ich bin Sanaia. Ich habe es immer schon gefühlt, wie ich es dir erzählt habe. Nur viel zu lange habe ich es weder selbst verstanden noch geglaubt.“

Sie blickte kurz durchs Fenster, ein Vorbote der Dämmerung schien bereits in der Luft zu liegen, zog einen Schlüssel unter ihren Gewändern hervor, beugte sich zu ihm, und öffnete mit einem feinen Klicken seine Ketten. „Istvari“, sprach sie ihn nun erstmals mit seinem richtigen Namen an. „Auch wenn wir bei weitem noch nicht alles wissen, zumindest lassen wir es jetzt einmal nicht zu, dass dein Leben hier endet.“ Sie zog ihn hoch, nahm ihn an der Hand und verließ mit ihm die Hütte. Von den Wachposten war nichts zu sehen, stattdessen warteten zwei Pferde auf sie.

„Wir haben noch viele Freunde hier, und ich hatte zumindest noch genug Macht, um die Wachposten vor der Hütte und an der Pforte mit ihnen zu besetzen. Wir bringen uns in Sicherheit. Ich bringe dich in Sicherheit“, fügte sie noch hinzu und lächelte wieder.

Sie ritten los, als irgendwo weit hinter ihm ein roter Feuerschein wahrzunehmen war, aller Wahrscheinlichkeit nach ein Gebäude, das in Flammen aufging. Und ein weiteres, und noch eines. Sie ritten den Weg Richtung Westen, und wenig später standen sie oben, an der Geländekante. An jenem Ort, an dem er vor genau einem halben Jahr zum ersten Mal die Stadt Leij gesehen hatte. Und an jenem Ort, an dem Leondira vor gut zwei Wochen in seinen Armen gestorben war. Und nun stand er hier, an dem Tag, an dem er selbst sterben hätte sollen, und blickte hinab auf Leij. Und Leij brannte.

„Deinen letzten hundert Blutsicheln wird gerade ihr sehnlichster Wunsch gewährt – jener, für dich zu sterben“, sagte Sanaia und blickte über die Bucht. „Ich habe sie mit Waffen versorgen und über alles Notwendige unterrichten lassen, sie greifen Aristons Truppen an, brennen die halbe Stadt nieder, und auch wir, so wird man in den Straßen erzählen, werden unter den Opfern sein. Denn genau wie wir muss auch Leij brennen, um wiederaufzuerstehen.“

Er antwortete nicht. Hundert Blutsicheln, dachte er, und zum ersten Mal klang es nicht mehr wie der Name einer Truppe, nicht wie ein Symbol, nicht wie ein rotes Zeichen auf weißem Stoff. Es klang wie hundert junge Menschen, die seine Worte gehört, seine Bewegungen nachgeahmt, seine Vorstellung von Notwendigkeit zu ihrer eigenen gemacht hatten. Er sah Elarin vor sich, wie er mit leuchtenden Augen die Sichel von Leij in Blutrot gezeichnet hatte. Sah Leondira, wie sie das Holzsword hob, mit diesem trotzigem Lächeln, als wäre Tapferkeit eine einfache Sache, wenn man nur genug daran glaubte. Sah Häuser brennen, in denen Menschen geschlafen, geliebt, gestritten, gegessen und Pläne für den nächsten Tag gemacht hatten. Er wollte sich sagen, dass es notwendig war. Dass es immer notwendig gewesen war. Doch das Wort blieb ihm im Hals stecken.

Sie blickte nochmals über die gespenstisch anmutende Szenerie und griff nach seiner Hand. Für einen Augenblick ließ er es geschehen, ohne ihre Finger zu drücken. Noch stand etwas zwischen ihnen. Der Rauch der Stadt. Leondiras Blut. Die hundert Blutsicheln, denen er beigebracht hatte, für eine Idee zu sterben. „Komm, Istvari“, sagte Sanaia leise. „Egal, ob wir jetzt zweitausend Jahre alt sind, oder erst fünfundzwanzig – wir sind jung, und wir sind frei. Aber das dort unten ist auch unser Werk. Wenn wir bleiben, endet es nur mit unserem Tod und mit einer weiteren Lüge. Unser Zeitalter ist vorüber, wir sind gestorben, zu Legenden von Leij geworden, und wieder auferstanden. Und nun nehmen wir uns die Zeit, um die letzten Rätsel unserer Legende zu lösen. Zu viele davon sind noch offen, zu viele davon schreien danach, durch uns ins Licht der Erkenntnis geführt zu werden.“

„Was meinst du?“, fragte er sie, mehr aus einer Abwehrhaltung heraus. Es fiel ihm schwer, die Erkenntnisse der letzten Nacht zu begreifen.

Sie sah ihn wieder mit diesem einen Blick an. „Wohin bist du vor zweitausend Jahren gegangen? Und was war mit mir? Bist du vor zweitausend Jahren in unsere Welt gefallen, und dann vor fünfundzwanzig noch einmal? Wenn du vor fünfundzwanzig Jahren in unsere Welt gefallen bist, und dann nicht im Kloster von Laskeutuuva warst – wo warst du dann die ersten fünf Jahre? Und wer hat dich in den letzten fünfundzwanzig Jahren wirklich gelenkt, du selbst, oder dein Pferd?“

„Aturo“, sagte er atemlos.

„Ja“, sagte sie. „Ich denke, wir haben ihm bei weitem nicht die Rolle zugestanden, die er in unserer Legende eigentlich hat.“

Sie beide sahen nochmals auf die brennende Bucht.

„Es werden sich noch viele weitere Fragen stellen, doch vergiss diese für heute, und vergiss auch die Stadt Leij, wie sie heute existiert. Wir werden diese Fragen lösen, ob es ein Jahr dauern mag oder ein Jahrtausend. Ich weiß, wie das klingt, aber wir haben die Zeit, denn du und ich, wir sind

zwar bei weitem keine Götter, aber eben auch keine normalen Menschen. Du bist ich. Ich bin du. Wir sind eine Summe, die wir nicht erklären können. Noch nicht, aber wir werden es, und dann kehren wir zurück. Du weißt, Marmor brennt nicht, und er überdauert die Zeitalter. Unsere Throne werden sowohl dieses als auch alle kommenden Feuer überstehen. Und irgendwann werden wir zurückkehren, um auf ihnen zu sitzen.“

Er sah nicht zu den Thronen, von denen sie sprach. Noch nicht. Er sah hinab zu den Häusern, die brannten, zu den Wegen, auf denen sich helle und dunkle Punkte bewegten, viel zu klein, um von hier oben Menschen zu sein, und doch nichts anderes. Er dachte an Leondira. An ihre Stimme, an ihre Hand auf seiner Brust, an den Moment, in dem sie in seinen Armen aufgehört hatte, gegen den Tod anzukämpfen. Und er wusste mit einer Klarheit, die beinahe schmerzte, dass jede Rückkehr, die nur zu den Thronen führte, keine Rückkehr sein durfte. Nicht für ihn. Nicht für sie.

„Für Leij“, sagte er.

„Istvari“, flüsterte sie.

Epilog

Der Computer vor ihm gab ein leises Pling von sich. Neun Uhr, Kaffeepause. Mehr automatisch, und bei weitem behäbiger, als es ihm lieb war, erhob sich der Abteilungsleiter des IT-Inhouse-Consultings eines großen Industriebetriebes, irgendwo in der westlichen Hemisphäre, und verließ sein nur aus Glaswänden bestehendes Einzelbüro. Mit weit mehr Freude als Wehmut ob seiner bevorstehenden Pensionierung ließ er seinen Blick durch das umliegende Großraumbüro schweifen, in dem die drei Teams saßen, die ihm zugeordnet waren. Oder besser gesagt, normalerweise saßen, leider hatte sich die Angewohnheit breitgemacht, um Punkt neun alles stehen und liegen zu lassen, und für zumindest fünfzehn Minuten die Kaffeeküche aufzusuchen. Er seufzte. Wünschte sich einmal mehr, er hätte noch die Energie dazu, diesem Haufen ordentlich Disziplin beizubringen. Aber, so sagte er zu sich, bei dem aktuellen Fachkräftemangel musst du froh sein, wenn die Leute überhaupt zu dir in die Firma kommen und überhaupt etwas arbeiten.

Nur eine der Teamleiterinnen war wie üblich auf ihrem Platz sitzen geblieben. Jung, klug, fleißig – kurz gesagt der Lichtblick seiner Abteilung. Und wenn diese Spatzenhirne im fünften Stock auch nur einen Funken Verstand zusammenbrachten, würde sie seine Nachfolgerin werden. Aber warum regte er sich darüber überhaupt noch auf. Er wollte schon mit einem kurzen Nicken an ihr vorbeigehen, als ihm ein Gedanke kam und er stattdessen neben ihr stehenblieb.

„Guten Morgen“, grüßte sie ihn höflich und wie immer gut gelaunt.

„Jaja. Ich meine, auch guten Morgen. Natürlich. Ich dachte gerade, ich wollte dich nur fragen, ob der Dings“, verdammt noch mal, dass er immer die Namen seiner Mitarbeiter vergaß, wurde schön langsam peinlich, doch, so sehr er sich anstrengte, er wollte ihm einfach nicht einfallen, so deutete er nur mit dem Kopf auf den leeren Schreibtisch neben ihr, „Ich meine, ob der Kollege heute zur Abwechslung mal hier aufgetaucht ist.“

„Der Dings“, grinste sie ihn an und machte sich offensichtlich über seine Schwäche lustig. Verdammt, das nannte sich anomische Aphasie und war eine anerkannte Sprachstörung, auch wenn er sie aus Scham nie hatte ordentlich diagnostizieren lassen. Und er hasste sich beinahe selbst dafür, dass er sich diese komplizierte Bezeichnung im Gegensatz zu den einfachen Namen seiner Mitarbeiter so gut merken konnte. Egal. Die Teamleiterin hatte zu grinsen aufgehört und machte ein betrübtes Gesicht. „Nein, leider, wieder kein Lebenszeichen.“

Er lehnte sich an die Kante ihres Schreibtisches und runzelte die Stirn.

„Seit wann fehlt er jetzt?“

„Moment, ich sehe kurz nach.“ Sie vollführte einige Mausklicks und sah ihn dann wieder an. „Heute ist der 15. Jänner, am 20. Dezember war er zum letzten Mal hier – also gute fünfundzwanzig Tage.“ Sie schüttelte den Kopf. „Hat uns ja auch einiges an Unruhe ins Team gebracht, immerhin hat er sich wie jedes Jahr für die Bereitschaft zwischen den Feiertagen eingetragen – Na ja, der Kollege, der jetzt einspringen musste, war nicht gerade begeistert.“

„Hm“, sagte er. Ob sie jetzt einem zusätzlichen Mitarbeiter den Weihnachtsurlaub versaut hatten, war ihm herzlich egal. „Du kennst ihn besser?“

„Wie man sich eben kennt, wenn man vier oder fünf Jahre zusammenarbeitet.“

„Vier oder fünf Jahre, wow.“ Er dachte kurz nach. „Und er ist gut, oder?“

„Der Beste in meinem Team. Nicht weil er der Klügste wäre, oder der Fleißigste. Aber er hat diese einzigartige Fähigkeit, ruhig zu bleiben, und die richtigen Prioritäten zu setzen, wenn rundherum schon alle in Panik ausbrechen. Das wird ein echter Leader, wenn er ein paar Jahre mehr auf dem Buckel hat. Und auch wenn er erst gut fünfundzwanzig ist – ich hätte ihn zum Senior gemacht im Herbst, wenn es das Budget erlaubt.“

Er nickte, so hatte er ihn auch wahrgenommen. So einen Top-Prospect, wie man das heutzutage eben nannte, konnte man auch im aus seiner Sicht noch jugendlichen Alter schon mal zum Senior machen – wenn es das Budget erlaubte. Er hatte zwar eine schwierige Persönlichkeit, aber die hatte doch eigentlich diese ganze Generation. „Hast du mal versucht, seine Eltern oder irgendjemanden aus der Familie anzurufen? Oder seine Freundin?“

Sie schüttelte den Kopf und wirkte ehrlich traurig. „Er hat doch keine Familie, erinnerst du dich nicht? Er ist doch der Mann ohne Vergangenheit, er leidet unter einer unheilbaren Amnesie und kann sich an nichts erinnern, was länger als gute fünfeinhalb Jahre zurückliegt. Wir hatten ihn doch ursprünglich auch nur im Lager angestellt, als Sozialprojekt, bis die nach kurzer Zeit gemerkt haben, dass mehr in dem Knaben steckt.“

Wie aus dem Nichts hob sie neckisch ihre Augenbrauen. „Und von einer Freundin war auch nie die Rede. Obwohl das nicht daran gelegen hat, dass ihn keine hätte haben wollen, wenn du verstehst, was ich meine.“

Natürlich verstand er. Ein sportlicher, schlanker junger Mann mit unglaublichen braunen Augen, die sogar ihm aufgefallen waren. Er sah mit einer kleinen Portion Selbsthass an sich hinab auf seine geschätzten dreißig Kilo Übergewicht und dachte an seine eigenen kleinen, mausgrauen Sinnesorgane. Geschenk.

„Social Media?“, warf er daher beinahe beleidigt den nächsten Begriff in den Raum und betonte ihn als Frage.

„Hat er nicht. Er ist ja wirklich etwas seltsam.“ Sie lachte kurz und wurde gleich darauf wieder nachdenklicher. „Aber eigentlich hat er nie etwas Persönliches von sich erzählt, ich weiß genau von seiner Amnesie und sonst von nichts. Wenn ich ehrlich sein soll, ich hatte nicht wirklich den Eindruck, dass es ihm besonders Spaß gemacht hätte, hier zu sein. Also, jetzt nicht wegen unserer Firma oder unserer Abteilung. Nein, in einem Büro, allgemein.“ Ihr Blick schien sich irgendwo im Dickicht der Zimmerpflanzen zu verlieren. „Ich hab ihn mir eigentlich immer nur draußen vorstellen können. Als Polizist. Oder Gärtner. Oder was weiß ich.“ Sie grinste verlegen. „Oder wenn ich ganz ehrlich bin – als eine Art Superheld, einen modernen Robin Hood, der zuerst das Böse bekämpft und danach irgendwo an einem Strand endlich einmal niemandem mehr etwas beweisen muss.“

Er fand das zwar alles andere als lustig, brachte aber zumindest ein kurzes Lächeln zu Stande. „Du siehst dir eindeutig zu viele schlechte Filme an“, sagte er und erhob sich langsam, „Ich weiß, dass du das nicht mit Sicherheit beantworten kannst, aber wenn du raten müsstest – kommt er irgendwann wieder ins Büro? Sehen wir ihn noch einmal?“

„Wenn ich raten müsste – nein.“ Sie lachte wieder. „Der ist weg, auf Nimmerwiedersehen. Er hat ja auch immer wieder vor sich hingemurmelt, dass er seine Bestimmung finden muss oder so.“ Sie hob ihre Hände, um Unwissenheit zu signalisieren. „Schräg, klar. Aber wahrscheinlich liegt er ganz einfach wirklich am Strand, vielleicht auf Koh Samui. Oder er ist auf Bali. Oder sonst irgendwo.“

Er überlegte kurz. „Jammerschade, aber dann – ich schmeiße ihn raus. Danke für deine Offenheit“, sagte er, als er schon wieder auf dem Weg zurück in sein Büro war. Den Kaffee hatte er längst vergessen, ebenso ihr ‚Keine Ursache‘, das sie ihm noch nachgerufen hatte. So ein Fall war ihm in seiner Laufbahn noch nicht vorgekommen, aber wie auch immer, dachte er, ich werde ganz einfach in der HR anrufen, die werden schon wissen, was zu tun ist. Er ließ sich schnaufend in seinen Sessel fallen, entspernte mit einem geübten Handgriff seinen Computer und rief das Programm auf, das ihm neben den Namen und Personalnummern seiner Mitarbeiter auch deren Porträtfotos anzeigte. Da war er. Er maximierte das Programmfenster und sah dem Foto, das nun den gesamten Bildschirm füllte, in die Augen, als ob er irgendetwas daraus hätte herauslesen können. Als ob das Bild ihm irgendetwas hätte verraten können. Aber das Foto blieb stumm, so wie es für dieses Medium eben üblich war. Er kniff für einen Moment die Augen zusammen. Irgendetwas war da, etwas, das er nicht benennen konnte. Oder benennen wollte.

Quatsch, sagte er zu sich. Du wirst alt, lieber Freund. Er dachte wieder an seine bevorstehende Pensionierung, als er zu seinem Headset griff und es umständlich aufsetzte. An die vielen Sportübertragungen, die er dank seines Streaminganbieters beinahe rund um die Uhr würde konsumieren können. An das wöchentliche Theaterabo, das er seiner Frau hatte versprechen müssen. Und ihm fiel die einzige Gelegenheit ein, zu der er mit dem Vermissten ein paar private Worte gewechselt hatte. Sie waren gemeinsam auf einer Messe gewesen, und hatten mit einem wichtigen Kunden nicht unwesentliche Mengen Schnaps konsumiert, bevor sie um gut vier Uhr früh alleine an der Hotelbar gelandet waren. Er hatte ihm von einer Bucht erzählt, fiel ihm wieder ein, einer sichelförmigen Bucht, von der er jede Nacht träumen würde, und die er unbedingt finden musste.

Na ja, dachte er dann, der Kerl war schon ganz nett. Nett, aber verrückt, wie eben diese ganze Generation, griff er seinen vorherigen Gedanken wieder auf und sah dann dem Foto des Mitarbeiters, den er in wenigen Minuten feuern würde, nochmals in die Augen. Er hatte kein Mitleid mit ihm. Es gab wohl Schlimmeres, als jung und frei zu sein, am Strand von Koh Samui. Oder auf Bali. Oder sonst irgendwo. Vielleicht hatte er ja auch ganz einfach seine verdammte sichelförmige Bucht gefunden.

Nachwort

Dieses Buch zu schreiben – und es Jahre später für die Veröffentlichung wieder hervorzuholen – fühlte sich für mich wie ein Heimkommen an.

Die erste Fassung entstand 2021, doch das auserwählte Volk des Friedens und seine Stadt in der sichelförmigen Bucht existierten in meinem Kopf schon lange davor. Leij hatte bereits eine Geschichte, bevor ich begann, sie aufzuschreiben: alte Erzählungen und verlorene Wahrheiten, große Namen, dunkle Zeiten und jene Ereignisse, aus denen über Jahrhunderte Legenden wurden.

Irgendwann musste ich mich entscheiden, welche Episode aus dieser Geschichte die erzählenswerteste war. Als begeisterter Tolkien-Leser – ohne mich auch nur im Entferntesten mit ihm vergleichen zu wollen – reizte es mich, nicht am Anfang zu beginnen. Stattdessen wollte ich Leij an einem Scheideweg zeigen, in einem jener großen Augenblicke, in denen alles Vorangegangene zusammenläuft und die Zukunft eines ganzen Volkes auf dem Spiel steht. Die Welt sollte bereits alt sein, reich an Erinnerungen, Mythen und Widersprüchen. Auch die Gründung des modernen Leij, beinahe zweitausend Jahre vor den Ereignissen dieses Buches, wäre eine Geschichte, die es wert wäre, erzählt zu werden. Vielleicht werde ich eines Tages zu ihr zurückkehren.

Vor allem aber ist *Die Legenden von Leij* für mich eine Geschichte über Menschen. Wie kann Noanne so tief empfinden und zugleich so kühl und berechnend handeln? Was hat Dubs Lebensgeschichte aus ihm gemacht? Was macht er daraus? Und wie hält Leondira all das aus, ohne daran zu zerbrechen?

Es sind diese Widersprüche, die mich interessieren. Menschen sind selten nur mutig oder feige, friedfertig oder gewalttätig, selbstlos oder berechnend. Oft tragen sie all das gleichzeitig in sich. Und manchmal müssen gerade jene, die den Frieden am meisten lieben, Entscheidungen treffen, die sich kaum mit ihm vereinbaren lassen.

Noch etwas ist mir wichtig: Leij ist keine Allegorie und kein verschlüsseltes Abbild unserer Welt. Kein Volk, keine Figur und kein Ereignis steht stellvertretend für ein bestimmtes Land, einen bestimmten Menschen oder eine politische Bewegung.

Aber Geschichten entstehen nicht außerhalb ihrer Zeit. Natürlich hinterlassen die Jahre, in denen man sie schreibt, ihre Spuren – besonders dann, wenn Gewissheiten ins Wanken geraten, der Frieden plötzlich weniger selbstverständlich erscheint und längst überwunden geglaubte Ideen wiederkehren. Man darf sich also durchaus fragen, was eine solche Zeit mit einem Verfechter des wehrhaften Pazifismus und glühenden Anhänger der europäischen Idee macht, während er an seinem Epos schreibt.

Leij ist deshalb keine Antwort auf unsere Gegenwart.

Vielleicht ist es eine Frage.

Vielen Dank fürs Lesen.

Alexander Sandmann

Mühlviertel, Juli 2026

Über den Autor

Alexander Sandmann schreibt Geschichten über Menschen – ihre Hoffnungen, ihre Ängste und die Fragen, die sie antreiben. Das Genre darf dabei wechseln. Entscheidend ist für ihn nicht, wo eine Geschichte spielt, sondern warum sie erzählt werden muss.

Nach *Der Geschichtenerzähler* ist *Die Legenden von Leij* seine zweite Veröffentlichung – und sein erster Roman. Die Welt von Leij begleitet ihn bereits seit vielen Jahren. Weitere Geschichten aus ihr und aus ganz anderen Welten warten darauf, erzählt zu werden.

Wenn du diesen Weg begleiten möchtest, findest du auf Substack neue Geschichten, Einblicke hinter die Kulissen und gelegentliche Gedanken über das Schreiben. Auf Bluesky freut er sich über den Austausch mit Leserinnen und Lesern.

Danke, dass du dir Zeit für diese Geschichte genommen hast.